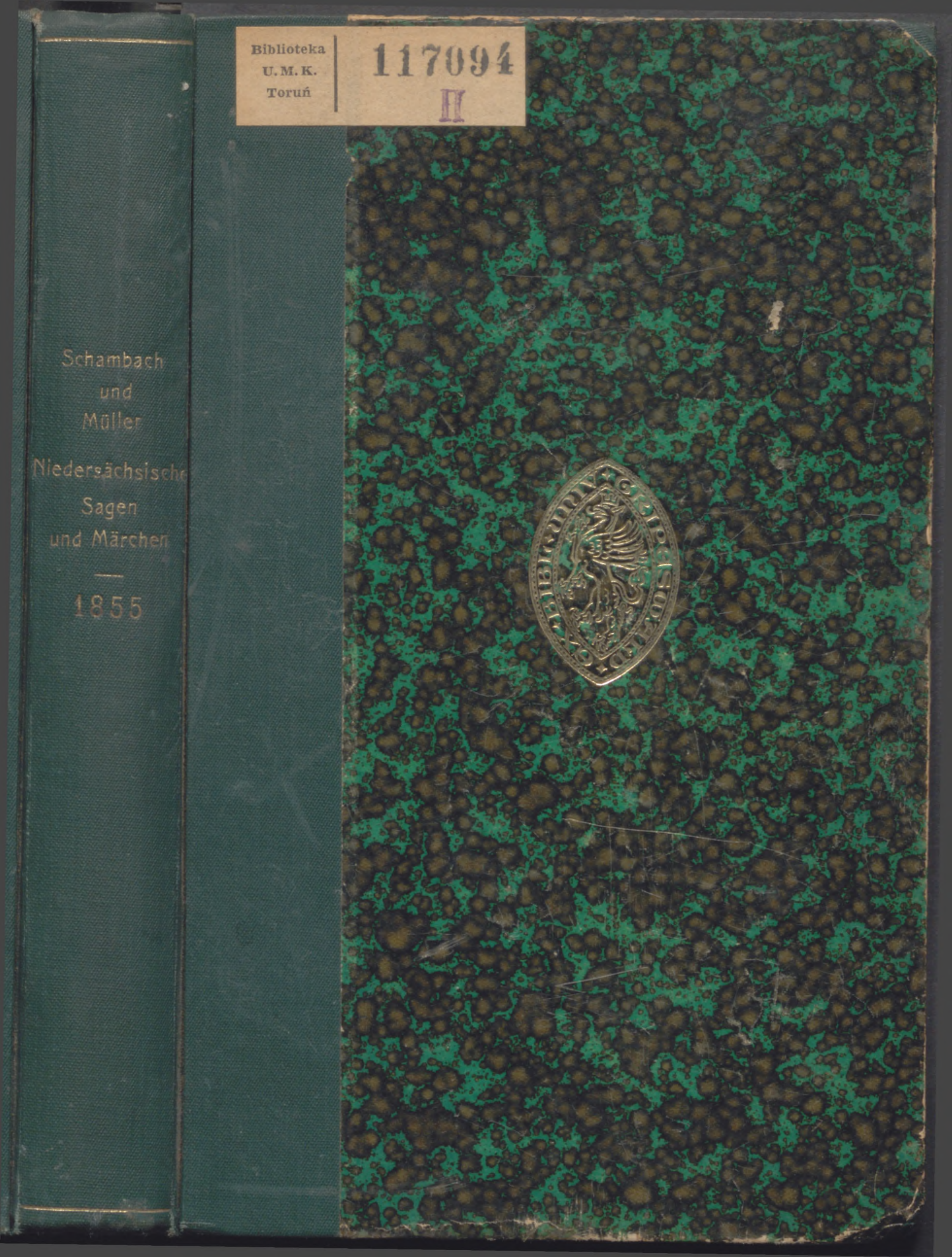
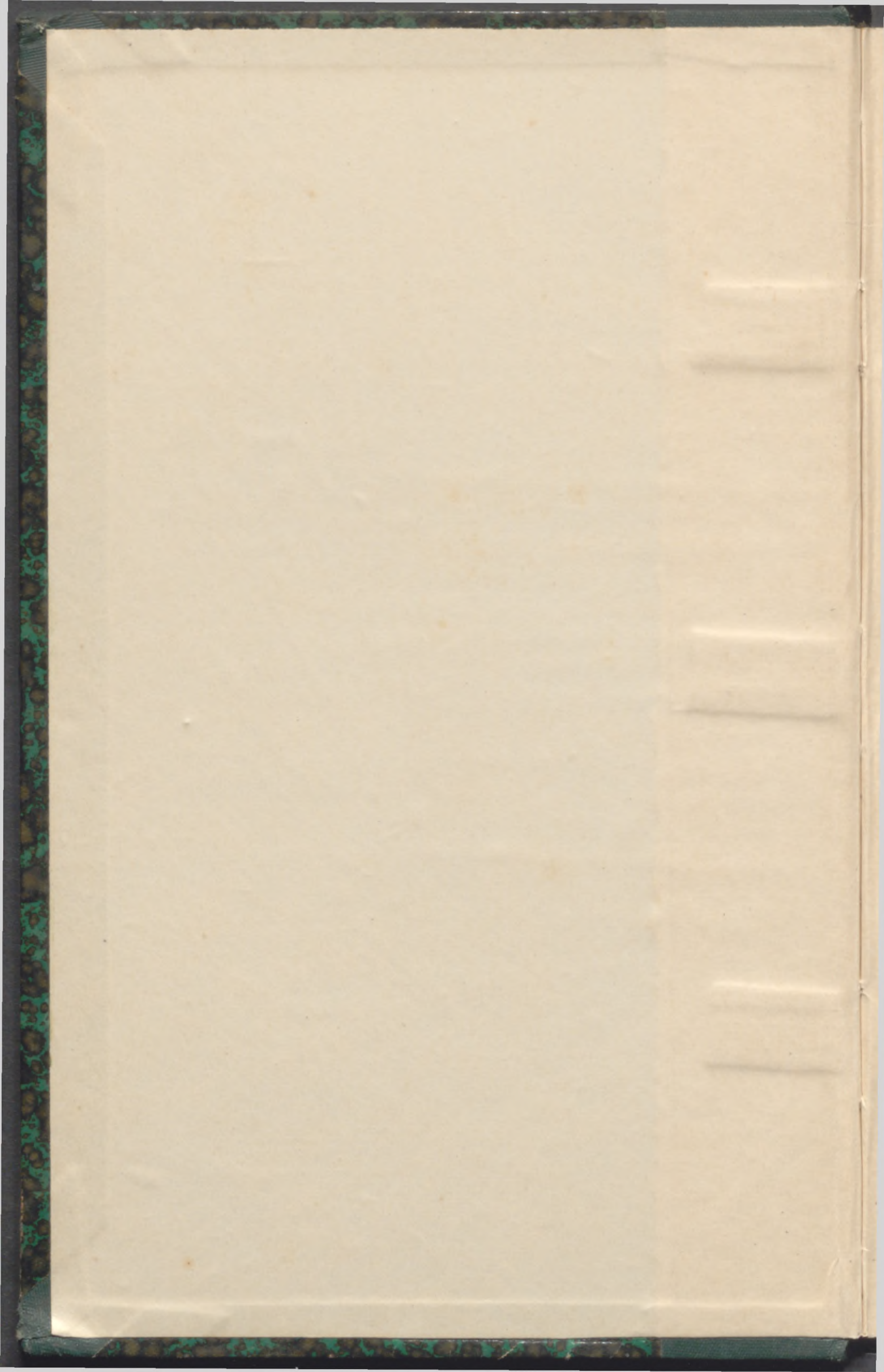
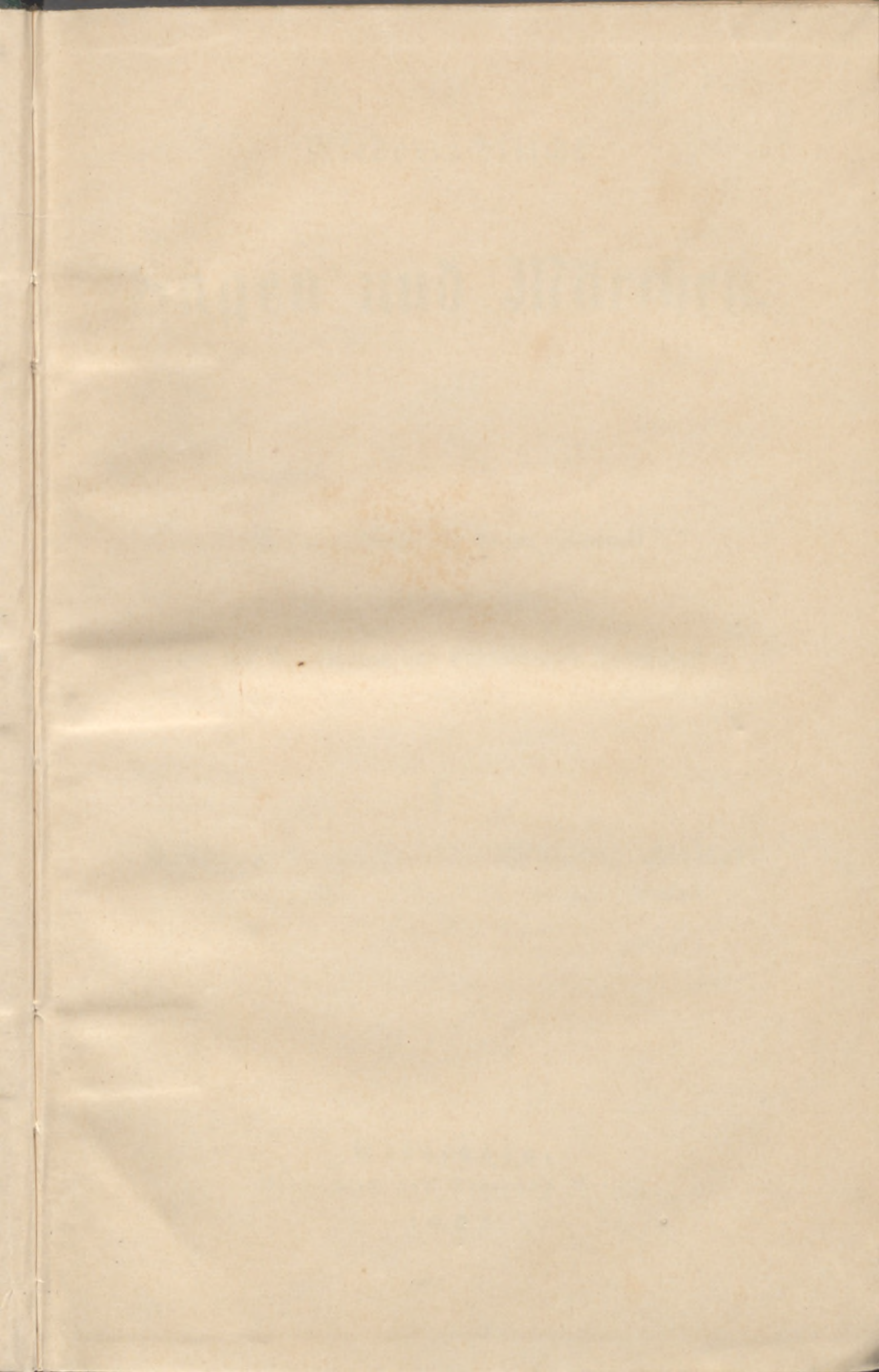
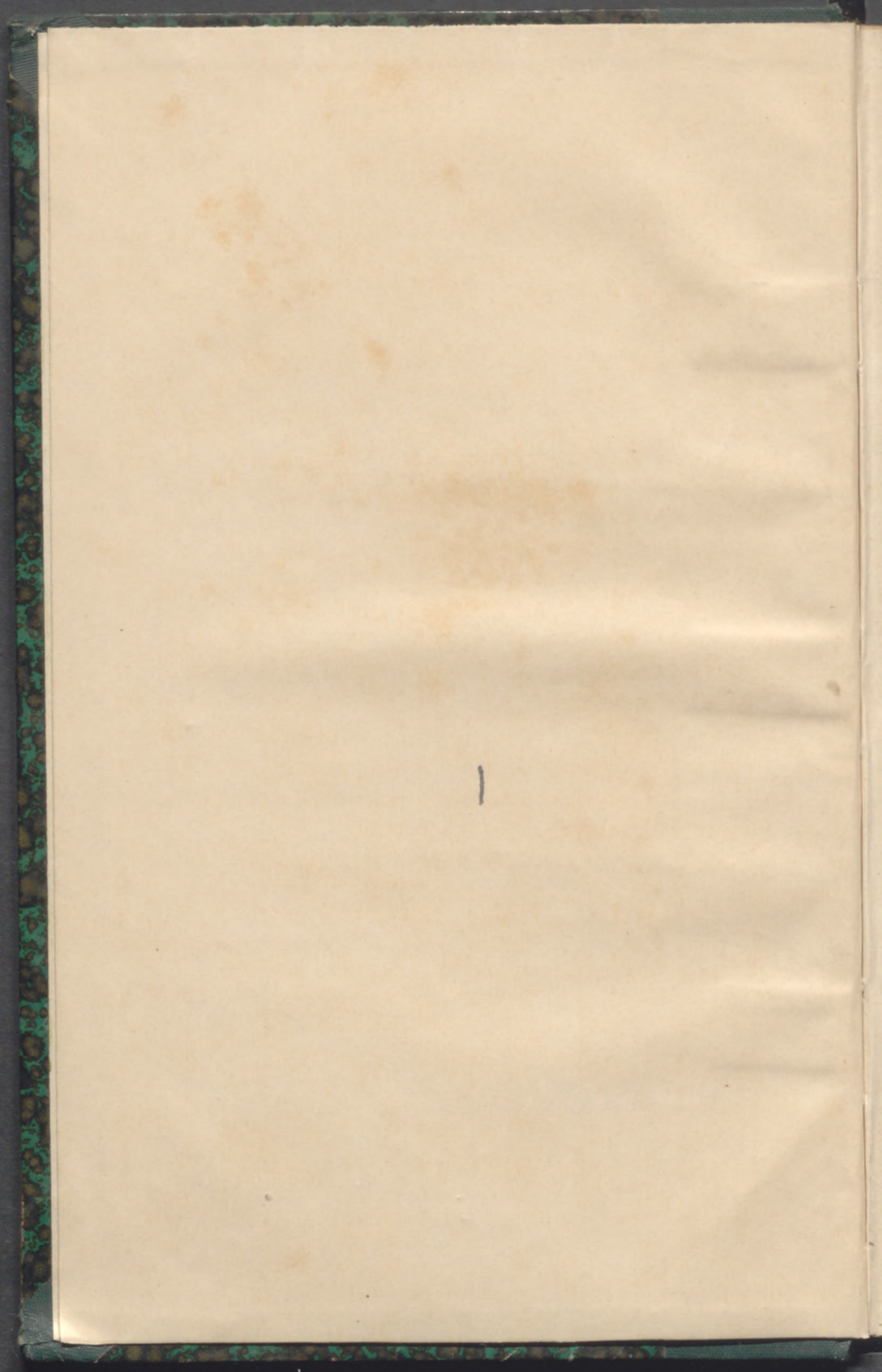

Schambach
und
Müller
Niedersächsische
Sagen
und Märchen
1855







Niedersächsische

Sagen und Märchen.

Aus dem Munde des Volkes gesammelt

und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben

von

Georg Schambach, und **Wilhelm Müller,**
Rector in Einbeck. Professor zu Göttingen.

Göttingen,
Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag.
1855.


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Vorrede.

Bei dem regen Eifer, mit welchem man jetzt bei uns alles sammelt, was in Sage und Sitte von dem Denken und Leben des deutschen Volkes Zeugnis ablegt, ehe es vor der sich immer weiter verbreitenden neuern Bildung ganz zurückweicht, bedürfen diese niedersächsischen Sagen und Märchen keiner besondern Rechtfertigung vor dem wissenschaftlichen Publikum. Jeder wird gern zugeben, daß Niedersachsen bei dem allgemeinen Werke um so weniger zurückbleiben darf, da der Sammler hier, wo das Heidenthum länger bestand, als in andern deutschen Ländern, wo sich meistens noch eine verhältnismäßig wenig gemischte Bevölkerung erhalten hat, auf eine besonders ergiebige Ausbeute rechnen kann. Zwar ist Norddeutschland im allgemeinen bereits durch mehrere sehr verdienstliche Sagensammlungen, wie die von Kuhn und Schwartz, Müllenhoff und anderen, vertreten, aber sie betreffen entweder ganz oder doch zum grösten Theile andere Gegenden, als unser Werk, und die Volkssagen Niedersachsens, welche Harrys herausgegeben hat, enthalten von dem noch vorhandenen Vorrathe nur einen sehr geringen Theil. So wird denn unser Buch hoffentlich nicht unerwünscht kommen.

Es war unsere Absicht und ist es auch noch, wo möglich, die Sagen Niedersachsens in einer gewissen Vollständigkeit herauszugeben. Da aber dieses Unternehmen nicht nur eine geraume Zeit, sondern auch einen Beistand erfordert, wie er uns noch nicht zu Theil geworden ist, so mag das, was wir bis jetzt zusammengebracht haben, vorläufig als ein selbständiges Werk erscheinen, und es muß von dem Erfolge unserer fortgesetzten Sammlungen abhängig gemacht werden, ob wir später noch einen zweiten und einen dritten Theil hinzufügen werden. Das Werk, so wie es vorliegt, enthält nur solche Sagen und Märchen, die wir selbst aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft haben oder die uns nach Erzählungen des Volkes schriftlich mitgetheilt wurden. Alles, was wir nur aus gedruckten Quellen kannten, haben wir grundsätzlich ausgeschlossen. So kann denn unser Buch ein Bild von dem geben, was in einer abgegrenzten Gegend von Volksüberlieferungen noch lebt oder wenigstens durch lange fortgesetztes Sammeln und Aufmerken zu Tage kommt. Daß bei Werken dieser Art eine Vollständigkeit in jeder Hinsicht nicht erreicht werden kann, ist eine bekannte Sache.

Das Gebiet, auf dem wir gesammelt haben, umfaßt vorzugsweise die beiden Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen nebst den im Norden daran stoßenden braunschweigischen Aemtern, dann die am rechten Weserufer liegenden hessischen Dörfer und einen Theil des Fürstenthumes Hildesheim. Die hildesheimischen Sagen verdanken wir größtentheils der freundlichen Mittheilung des Hrn Dr. Seifart in Göttingen, der demnächst auch eine eigene Sammlung derselben herausgeben wird. Anfangs gedachten wir noch die Sagen des uns nahe liegenden Harzes mit aufzunehmen, standen aber von diesem Entschlusse ab, als wir hörten,

daß Pröhle ein besonderes Werk darüber zu veröffentlichen beabsichtige, das jetzt bereits erschienen ist. Herr Pröhle war so freundlich uns mehrere Sagen zuzusenden, die in unser Gebiet gehörten, während wir ihm dagegen einige für sein Werk passende Beiträge lieferten. Unter denen, welchen wir sonst Beiträge zu unserm Werke zu verdanken haben, nimmt ein ehemaliger Schüler Schambachs, August Beyer aus Wulften, die erste Stelle ein. Von ihm rühren, bis auf zwei oder drei, die sämmtlichen Sagen aus Wulften her. Die Sagen aus Förste verdanken wir dem Lehrer Wedemeyer in Einbeck, die aus Schwiegershausen dem Lehrer Cordes. Ihnen, so wie allen andern, die uns mit freundlicher Bereitwilligkeit bei unserm Werke unterstützt haben, statten wir hier gern unsern herzlichsten Dank ab.

Das Verdienst bei weitem die meisten der unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpften Stücke gesammelt zu haben, gebührt Schambach. Er durchwanderte unermüdet besonders die beiden Fürstenthümer nach den verschiedensten Richtungen und es gelang ihm bei seiner genauen Kenntnis der Oertlichkeiten und des niedersächsischen Dialektes, von welchem er ein Wörterbuch herauszugeben beabsichtigt, manches zu erfahren, was sonst nicht an das Licht gekommen wäre, weil das Volk mit seinen Mittheilungen aus verschiedenen Gründen, namentlich aus Mistrauen und den seltsamsten Bedenklichkeiten sehr zurückhaltend zu sein pflegt. So wurde eine bejahrte Frau ohne allen Erfolg um Sagen befragt; später äußerte sie gegen andere, sie wisse allerdings recht viel, wolle sich aber wohl hüten es zu erzählen, weil sie keine Lust habe vor das Schwurgericht in Göttingen gestellt zu werden. Noch merkwürdiger ist die Besorgnis, welche eine alte Frau in Einbeck hegte.

Sie hatte mehrere Sagen bereitwillig mitgetheilt, empfand aber später darüber Gewissensbisse und glaubte ihre Seligkeit gefährdet; eine Krankheit, welche sie betroffen hatte, ward von ihr als die dadurch verursachte Strafe des Himmels angesehen, und jeder Versuch sie wieder zum Erzählen zu bringen war vergeblich. Während ihrem Bedenken wohl eine geheime Scheu zum Grunde lag, die alten lieben Ueberlieferungen durch Mittheilung zu entweihen, weisen andere die Erkundigungen nach Volkssagen deshalb zurück, weil sie in Folge der neuern Aufklärung mit dem Glauben auch das Interesse daran verloren haben und sie verachten. Manche fühlen sich selbst beleidigt, wenn man etwas von ihnen zu erfahren wünscht, und schneiden wohl alle weiteren Fragen mit dem Bemerken ab, daß sie ja in der Schule gewesen seien. Ein Frauenzimmer erwiderte auf die Anfragen, die über den Nachtraben an sie gerichtet wurden, höhnisch: „glaubt der Herr, daß ich aus dem dummen Lande bin?“ Wo der Glaube an die Volksüberlieferungen noch einigermaßen lebendig ist, da ist die Bereitwilligkeit sie zu erzählen noch größer. Darum lieferte die Umgegend von Einbeck, besonders die Ortschaften des Sollinger Waldes, eine ergiebige Ausbeute, und das Volk war hier leichter zum Erzählen zu bringen, als in der Gegend von Göttingen. Der Zweifel an der Wahrheit der Sage greift aber immer weiter um sich, und es wird jetzt schon von den einfachsten Leuten manches für unwahr gehalten, was vor funfzig Jahren im Glauben ganz fest stand, während man dagegen anderes noch nicht als unbegründet zu verwerfen wagt. So erklärte eine Frau aus Edemissen die Sagen von den feurigen Männern für „dummes Zeug“, hielt aber das Vorhandensein des gespenstischen Hundes, der Nachts den

Leuten auf den Rücken springt, für ganz ausgemacht. Während man Aeußerungen, wie die, daß es jetzt keine Hexen mehr gebe, daß die meisten Gespenster von dem alten Fritz oder auch von der westphälischen Regierung „abgethan“ sein, mehrfach zu hören Gelegenheit hat, haftet in unsern Gegenden der Glaube an Hackelberg noch fest in dem Gemüthe des Volkes; von ihm sprechen viele nur mit dem grösten Ernste, viele wollen ihn, wenn auch nicht gesehen, doch gehört haben. Mit dem abnehmenden Glauben an die Sagen werden diese selbst sich immer mehr verlieren. Alte Leute aus dem Volke erklärten, daß das jüngere Geschlecht wenig oder nichts mehr wisse, und daß in dreißig Jahren von Sagen nur noch wenig übrig sein werde. Namentlich sind, darauf kommen viele Nachrichten hinaus, die Märchenerzählerinnen fast ganz ausgestorben. Wer Märchen kennt, weiß in der Regel nur noch Trümmer davon, welche aufzuzeichnen kaum der Mühe werth ist.

Die Sichtung und Anordnung des gesammelten Vorrathes übernahm Müller. Es sind dabei manche Stücke, die zu unbedeutend waren, zur Seite gelegt; dagegen schien es unbedenklich, diejenigen, welche irgend Bedeutung haben, nach der uns mitgetheilten Ueberlieferung aufzunehmen, auch wenn sie schon früher gedruckt waren. Der Sagenforscher, der diese bereits aus andern Werken kennt, wird von seinem Standpunkte aus unser Verfahren vielleicht nicht billigen; er wird es aber doch gerechtfertigt finden, wenn er bedenkt, daß unser Werk zugleich einen landschaftlichen Charakter haben soll. Auch werden die Formen der Sagen, die wir gehört haben, selten oder nie ganz mit den bereits gedruckten Mittheilungen stimmen. Nur mehrere uns zugegangene, aber aus der Sammlung der Brüder Grimm sehr

bekannte und damit ganz übereinstimmende Märchen sind weggelassen. Einige Erzählungen sind uns mitgetheilt, die keinen echt volksmäßigen Ursprung haben. Namentlich hat die Halbgelehrsamkeit in älterer und neuerer Zeit hie und da Sagen hervorgebracht, welche auch wohl in das Volk dringen, sich aber doch in der Regel bald durch ihren Ton und ihren Inhalt von echten Ueberlieferungen unterscheiden lassen. Solche Stücke sind in unsere Sammlung gar nicht aufgenommen, oder es ist, wenn wir sie berücksichtigt haben, auf ihren apokryphen Ursprung hingewiesen. Eben so ist verfahren, wo sich moderne Zusätze und Erklärungsversuche in die echte Ueberlieferung eingeschlichen hatten. Der in dem Sagenkreise einer Landschaft heimisch gewordene Sammler weiß dergleichen Auswüchse und Entstellungen wohl zu erkennen. Uebrigens haben wir alles getreu nach der Ueberlieferung mitgetheilt, mehrfach auch durch Anführungszeichen angedeutet, daß wir die eigensten Ausdrücke des Volksmundes gebrauchen, oder den hochdeutschen Worten die niederdeutschen hinzugefügt.

Die Anordnung der Sagen folgt, wie der Leser selbst finden wird, vorzugsweise der Verwandtschaft ihres Inhaltes. Wenn diese Folge auch demjenigen, der mehr auf Unterhaltung, als auf Belehrung ausgeht, nicht den bunten Wechsel bietet, den eine geographische Anordnung gewähren würde, so wird doch dadurch die Benutzung des Werkes für die Wissenschaft sehr erleichtert und es werden Wiederholungen derselben oder ganz ähnlicher Sagen vermieden. Doch haben wir keine ängstliche Systematik erstrebt, die wieder andere Nachtheile mit sich bringt. Da insbesondere mehrere mythische Gestalten der deutschen Volkssage noch nicht hinlänglich klar sind, so würde es in vielen

Fällen voreilig sein, ihnen als fraglichen Göttern oder Halbgöttern eine genau bestimmte Stelle anzuweisen.

Auch die Anmerkungen und Abhandlungen sind von Müller ausgearbeitet; zu den erstern hat jedoch auch Schambach manches Material geliefert. Sie geben die nöthigen Nachweise über unsere Quellen und über abweichende Formen, die uns außerdem mitgetheilt oder in andern Werken bekannt gemacht sind; auch vergleichen sie ganz oder theilweise entsprechende Sagen aus andern Gegenden. Für die literärischen Nachweise (und dieser Theil der Arbeit fiel wieder vorzugsweise Müller zu) sind die wichtigsten neuern Sagenwerke benutzt, von denen der Anhang ein Verzeichnis gibt. Besondere Aufmerksamkeit haben wir aber der Erklärung der Sagen mit Hülfe der Geschichte und der Mythologie gewidmet, je nachdem sie mehr in das eine oder in das andere Gebiet gehören.

Der historische Gewinn, der sich aus der noch jetzt lebenden deutschen Volkssage ergibt, darf freilich an und für sich nicht hoch angeschlagen werden. Die Sage wird uns in der Regel keine Einzelheiten lehren, die wir nicht durch unsere glaubwürdigen Geschichtswerke besser wüßten. Was sich von historischen Erinnerungen in unserm Volke erhalten hat, trägt in der Regel den Charakter der Specialgeschichte und knüpft sich an einzelne Oertlichkeiten. Begebenheiten von einem weit reichenden Einflusse werden nur ganz im allgemeinen behalten und die verschiedenen Zeiten nur roh gesondert. Die letzten Kriege mit Frankreich, der siebenjährige und der dreißigjährige Krieg sind noch im Andenken des Volkes geblieben; was dazwischen liegt, ist vergessen. Aus der frühern Vergangenheit unterscheidet es noch das Mittelalter, welches als die Zeit der

Raubritter oder die Zeit, in welcher das Pulver noch nicht erfunden war, bezeichnet wird, und die uralte heidnische Zeit. Zwar werden auch wohl einmal die Zeiten Karls des Großen und der Bekehrung zum Christenthume erwähnt, aber hier wird man in den meisten Fällen schon einen Einfluß der Gelehrsamkeit annehmen dürfen. Länger können in der Erinnerung des Volkes ausgezeichnete Persönlichkeiten unter seinen Königen und Fürsten haften. Dann werden sie aber gewöhnlich mit einer Oertlichkeit in Verbindung gebracht, die vielleicht nur in ihrem Namen an sie erinnert, wie z. B. nur deshalb Heinrich der Vogelsteller noch in der Sage von Vogelbeck lebt, oder es hat sich, wie die in unserer zweiten Abhandlung besprochene Sage von Heinrich dem Löwen zeigt, die Poesie und der Mythus mit der geschichtlichen Erinnerung verbunden und sie dem Gemüthe tiefer eingeprägt. An die Zeiten und die Personen, die in der Erinnerung noch fortleben, heftet nun das Volk seine speciellen Orts- und Familiengeschichten, besonders Erzählungen von Gründungen und Zerstörungen von Städten, Burgen, Kirchen und andern Bauwerken, Erwerbungen von Grundstücken, oder Geschichten, durch welche bestehende Sitten und Einrichtungen erklärt werden. Der historische Kern solcher Sagen ist in der Regel äußerst gering. Man wird höchstens nur das einfache Faktum als beglaubigt ansehen dürfen; die Zeit, in welche es versetzt wird, die Umstände, unter denen es vor sich ging, die Personen, die dabei thätig waren, werden sich häufig als nicht dahin gehörig und andern Erinnerungen entnommen, oder als ganz unhistorisch erweisen. Selbst die nackte Thatsache ist noch nicht immer als begründet anzunehmen. So heißt es z. B. häufig im Volke von einer Burg, daß sie

im dreißigjährigen Kriege zerstört sei, wenn es auch fest steht, daß sie gar nicht zerstört, sondern nur allmählich verfallen ist. Daß auf alle Sagen, bei welchen die Volksetymologie in irgend einer Weise thätig gewesen ist, kein Gewicht gelegt werden darf, ist bereits anerkannt. Diese zeigen gewöhnlich auch eine gewisse Dürftigkeit. Aber selbst dann, wenn die genauesten Einzelheiten lebendig und anschaulich berichtet werden, wird die Glaubwürdigkeit der Sage nicht vermehrt, im Gegentheil zeigt sich dann besonders bei näherer Betrachtung eine Einwirkung der Dichtung oder des mythischen Denkens. Auch dann kann gewöhnlich nur das einfachste Faktum als historisch betrachtet werden. So erzählt N. 43 unserer Sagen ausführlich und lebendig, wie das Amt Radolfshausen an Hannover kam. Wäre uns dieses Ereignis sonst nicht bekannt, so würden wir nach der Sage nur annehmen dürfen, daß dieses Amt in Folge eines Todesfalles von Hannover erworben wurde, und man würde höchstens nur aus den Umständen, daß der Besitzer von Radolfshausen — eine mythische Personification — als Bruder des Grafen von Plesse erscheint, noch schließen dürfen, daß Radolfshausen einst zur Herschaft Plesse gehörte. — So gering also der Gewinn ist, den die Sagen als Geschichtsquellen für einzelne Begebenheiten betrachtet abwerfen, so wenig dürfen sie doch aus andern Gründen von dem Historiker verachtet werden. Die Betrachtung der Sagenbildung und ihre Vergleichung mit der wirklichen Geschichte kann ihn lehren, wie er die Volksüberlieferung, da wo sie die einzige Quelle ist, zu benutzen hat, und kann ihn namentlich vor dem Fehler bewahren, das was der Mythologie angehört, als wirkliche Geschichte aufzufassen. Dann gibt uns die Sage darüber

Auskunft, wie der Geist des Volkes die Vorzeit auffaßt und behält, und das ist für die Culturgeschichte in vielen Fällen sehr wichtig. Damit dieses Verhältnis der Sage zu der wirklichen Geschichte immer deutlicher werde, hat der Sagensammler die Aufgabe, wo es möglich ist, beide mit einander zu vergleichen, wie wir es in den meisten Fällen in den Anmerkungen gethan haben.

Bedeutender ist der Gewinn, den die Mythologie aus der deutschen Sage schöpft. Ihre Wichtigkeit in dieser Hinsicht ist so anerkannt, daß wir darüber nicht ausführlich zu sprechen brauchen; doch dürfen wir einige Bemerkungen über die Art und Weise ihrer Benutzung hier nicht übergehn.

Mit der von J. Grimm begründeten und von andern noch weiter ausgedehnten Behandlung deutscher Volkssagen als Quellen der deutschen Mythologie können wir in vielen Punkten jetzt noch weniger einverstanden sein, als früher. Zunächst scheint uns die Meinung, nach welcher die noch jetzt lebenden Volkssagen mehrfach Ueberbleibsel eddischer Mythen enthalten, weder durch den bisherigen Erfolg, noch auch grundsätzlich gerechtfertigt. Bis jetzt haben wir bei aller angewandten Mühe aus der noch lebenden deutschen Sage nur zwei Götternamen kennen gelernt, die mit den nordischen stimmen, Wuotan und Frigg. Aber der Wuotan des deutschen Volkes, der als wilder Jäger durch die Luft zieht, erinnert an den eddischen Odhinn in nichts als in einigen uralten Symbolen, die dem deutschen und skandinavischen Glauben gemeinsam waren, in dem Mantel, von dem Hackelbernd den Namen hat, und vielleicht in dem Nachtraben, der ihm voran fliegt. Alle andern Versuche, die man bisher angestellt hat, deutsche Volkssagen auf ed=

dische Mythen zurückzuführen, sind entweder geradezu falsch, oder doch in einem höchsten Grade unsicher. Sie hätten nur dann gelingen können, wenn angenommen werden dürfte, daß die Edden nicht nur die nordische Mythologie vollständig enthielten, sondern auch in ihren Einzelzügen mit dem heidnischen Glauben der andern deutschen Stämme übereinstimmten, was keinesweges der Fall ist. In den Edden sind vorzugsweise solche Mythen erhalten, die von den nordischen Dichtern behandelt und individuell ausgebildet wurden; eine vollständige Darstellung des nordischen Götterglaubens geben sie eben so wenig, wie die homerischen Gedichte die ganze griechische Mythologie umfassen. Auch sehen wir schon aus Saxo Grammatikus, eine wie reiche Fülle von Sagen und Mythen der Norden besaß, die sich nicht auf den Inhalt der Edden zurückführen lassen; in einem noch höheren Maße müssen wegen der Verschiedenheit der Stämme die deutschen Mythen, von deren Reichthum wir uns nach der noch jetzt vorhandenen Menge der verschiedensten Traditionen eine Vorstellung machen können, von den Edden abgewichen sein, wenn auch einige religiöse Grundanschauungen den Skandinaviern und den Deutschen gemeinsam waren.

Nur in einem Falle ist es nach unserer Ansicht erlaubt, eddische Göttermythen mit ihren individuellen Einzelzügen in deutschen Volkssagen aufzuführen: wenn diese erweislich Nachklänge älterer deutscher Gedichte sind. So wie einzelne spätere nordische Gedichte, z. B. das dänische Lied vom Hammerraub, eddische Mythen bewahrt haben, so waren auch in älterer Zeit mehrere mythische Stoffe der skandinavischen und der deutschen Dichtung gemeinsam, wie schon durch die nordischen und deutschen Sagen von den

Nibelungen und dem Schmiede Wieland bewiesen wird. So haben wir in unserer zweiten Abhandlung aus mehreren ältern deutschen Gedichten, die zum Theil unserer Heldensage im engeren Sinne angehören, einen Wuotansmythus nachgewiesen, wovon spätere Volkssagen noch Nachklänge enthalten. Doch ist der Mythus, den wir dort in den verschiedensten Verzweigungen verfolgt haben, in den Edden nur kurz und dunkel angedeutet; wir lernen ihn vorzugsweise durch Saxo und durch die deutschen Quellen kennen.

Ueber den geringen Erfolg jener Vergleichung der Edden mit der deutschen Volkssage konnte man sich nur durch eine andere gleichfalls wenig begründete Annahme täuschen. Man meint, daß die deutsche Volkssage der Hauptsache nach nur aus zerstreuten und entarteten Ueberbleibseln von mythischen Vorstellungen bestehe, die früher eine reinere Form hatten und in dieser den eddischen Mythen näher standen oder mit ihnen identisch waren. Nun läugnen wir zwar nicht, daß die Ueberlieferungen unsers Volkes in einigen Punkten besonders durch die Einführung des Christenthums verändert sind, erkennen aber jene in den verschiedensten Fällen ohne weitere Begründung angenommenen Entstellungen in diesem Maße nicht an. Wir wissen ja, daß alle volksmäßigen, namentlich die mythischen Ueberlieferungen sich mit einer großen Zähigkeit erhalten, und daß die Sage, so lange sie besteht, ein organisches Leben hat, weshalb ihre Veränderungen eben so wohl bestimmten Gesetzen unterliegen, als die Umwandlungen der Sprache. So lange uns also nicht bestimmte Gesetze aufgedeckt werden, nach denen eine Sage ihre vermuthete reinere Form in die vorliegende angeblich getrübte umgewandelt hat, so

lange sind wir berechtigt die Annahme der Entstellung zurückzuweisen, die Ursprünglichkeit der vorliegenden Form zu vertheidigen und zu behaupten, daß sie schon in den ältesten Zeiten wesentlich in keiner andern Weise bestand, als jetzt. Ein Beispiel mag die Sache näher erläutern. Herr J. W. Wolf hat in seiner Zeitschrift für deutsche Mythologie (1, 70) in einer Tiroler Sage, nach welcher das Nachtvolk eine Kuh schlachtete und verzehrte, nachher die Knochen derselben zusammenlas und das Thier wieder lebendig machte, den bekannten Mythus von Thors Böcken zu finden geglaubt, die verspeist und von dem Gotte wieder ins Leben gerufen wurden. Wollten wir hier auch zugeben, was noch nicht einmal bewiesen werden kann, daß die Sage aus den Böcken eine Kuh machte, so müßte vor allen Dingen doch gezeigt werden, warum in dieser Geschichte das Nachtvolk statt des Gottes auftritt. So lange das nicht geschieht, werden wir die angenommene ursprüngliche Identität beider Sagen zurückweisen und behaupten, daß man schon in alter Zeit, unabhängig von der nordischen Ueberlieferung, in Tirol von dem Nachtvolke eine ähnliche Geschichte erzählte, wie sie die Edden von Thorr berichten.

Es ist hier nicht der Ort, die vielen einzelnen Misgriffe, die man bei der Vergleichung deutscher Volkssagen und eddischer Mythen gemacht hat, weiter zu verfolgen; wir müssen nur noch unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß man bei dieser Weise ganz äußerlich verfuhr. Man verglich mehrfach die heterogensten Sagen, historische und mythische, entschieden christliche und heidnische, Göttersagen und Thiermärchen, mit einander, weil sie in einzelnen Zügen, vielleicht nur in einem überein kamen, kümmerte sich aber um die Erläuterung ihres symbolischen oder

sonstigen Inhaltes wenig oder gar nicht. Doch kann man zwei Sagen erst dann vergleichen, und die eine aus der andern herleiten, wenn man jede für sich verstanden und gedeutet hat.

Wir sehen es dagegen als die nächste Aufgabe einer wissenschaftlichen deutschen Mythologie an, die vielen symbolischen Züge, welche unsere Volkssagen und Märchen enthalten, uns verständlich zu machen. So lange das nicht geschieht, bleibt nicht allein jede Vergleichung übereinstimmender einzelner Züge in mehreren Sagen unsicher, sondern man verkennt auch, daß erst durch die Erklärung des Symbolischen die Mythologie ihren Zweck erfüllt. Denn es ist weniger der Inhalt der mythischen Volkssagen an und für sich, der uns anzieht, als vielmehr die Form, in welcher das Volk seine Gedanken ausspricht. Bei diesem Bestreben ist auch eine Vergleichung mehrerer Sagen nöthig, zunächst solcher, die auf demselben Boden entsprossen sind, dann die Vergleichung deutscher Volkssagen mit nordischen, denen sie aus mehreren Gründen näher stehn, als den Edden. Auch die Mythen, die diese enthalten, sollen berücksichtigt werden, wie selbst die Mythen anderer Völker; aber nicht um die einen aus den andern herzuleiten, um in den deutschen Volkssagen die Spuren nordischer und selbst indischer Mythen nachzuweisen, sondern zunächst nur um die Formen, in welche der Volksgeist seine Anschauungen gekleidet hat, zu verstehn. Der Umstand, daß der Zusammenhang unsers Sagenschatzes mit dem ehemaligen deutschen Göttersysteme so gut wie ganz unbekannt ist, macht diese Aufgabe freilich zu einer besonders schwierigen, jedoch muß der Versuch gemacht werden, die Mythologie der deutschen Volkssage in dieser Weise auf ihre ei-

genen Füße zu stellen. Die Erläuterung der Symbole unserer Sagen wird uns eine Reihe von Vorstellungen erkennen lassen, die in mancher Beziehung einfacher und roher ausgedrückt sind, als die eddischen Mythen, aber nichts desto weniger, oder vielmehr eben deshalb, wie das bereits Schwartz in seiner sinnigen und noch nicht hinlänglich gewürdigten Abhandlung (Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum) ausgesprochen hat, so wie sie vorliegen, in das fernste Alterthum reichen.

In diesem Sinne sind unsere Anmerkungen, so weit sie sich auf Mythisches erstrecken, abgefaßt; denselben Zweck verfolgen auch die drei hinzugefügten mythologischen Abhandlungen, von welchen die zweite auch für unsere Literaturgeschichte, namentlich die Ausdehnung und Bedeutung der deutschen Heldensage, nicht ohne Interesse sein wird. Nach dem Obigen befinden wir uns dabei mehrfach in einem Gegensatze gegen herschende Vorstellungen, hoffen aber, daß man uns dasselbe Recht widerfahren läßt, welches wir jedem gern zugestehen, der seine Ansichten wissenschaftlich begründet. An die Aussprüche incompetenter Beurtheiler werden wir uns nicht kehren. Obgleich auf dem Gebiete der Mythologie oft genug willkürliche Phantasieen zum Vorschein gekommen sind, so ist sie doch eine Wissenschaft, die ihre Methode und ihre Gesetze hat, und diese müssen hier eben sowohl erlernt werden, wie bei jeder andern. Wer nun nicht gezeigt hat, daß er diese Wissenschaft inne hat, und sich doch, wie Gervinus, ein Urtheil über mythologische Werke erlaubt, das nur ihre Resultate verwirft, ohne die Methode zu widerlegen, der wird uns nicht verdenken, daß wir auf sein Urtheil gar kein Gewicht legen.

Schließlich richten wir an alle diejenigen, welche im Stande sind, uns bei der beabsichtigten Fortsetzung unsers Werkes zu unterstützen, die Bitte, uns alles, was unserm Zwecke förderlich sein kann, freundlichst zusenden zu wollen. Wir werden jeden Beitrag von Sagen, Märchen, auch Aberglauben, mag er den Zusendern selbst auch vielleicht unbedeutend erscheinen, mit dem herzlichsten Danke annehmen und gewissenhaft benutzen.

Göttingen, im August 1854.

W. Müller.

Inhalt.

A. Sagen.

B. Märchen.

C. Anmerkungen.

D. Abhandlungen.

A.

Sagen.

***

B. Märchen.

C. Anmerkungen.

D. Abhandlungen.

1.

Die Bramburg.

Auf der etwa drittehalb Stunden von Münden entfernten Bramburg wohnte vor Zeiten ein Herr von Stockhausen, der als Raubritter in der ganzen Gegend gefürchtet war. Um die auf der Weser an der Burg vorüberfahrenden Schiffe leichter anhalten und ausplündern zu können, hatte er unter dem Wasser des Stromes her eine Kette ziehen lassen, woran eine Klingel befestigt war, die durch ihren Ton den Leuten in der Burg von dem vorüberfahrenden Schiffe selbst bei Nacht Kunde gab. Nun begab es sich, daß von Münden aus, wo damals der Herzog residirte, eine Prinzessin eine Wallfahrt nach Corvei unternehmen wollte und zu diesem Zwecke die Weser hinunterfuhr. Der Ritter erhielt von ihrer Fahrt Kunde und beraubte sie. Darüber ergrimmte der Herzog, sammelte Truppen und belagerte die Burg; doch diese ward tapfer vertheidigt und er verlor viele Leute. Dadurch noch mehr erbittert, schwur er, es solle kein männliches Wesen lebendig aus der Burg kommen. Zuletzt konnte sich die Besatzung nicht länger halten und mußte sich ergeben. Die Burgfrau bat um Gnade und es ward ihr gewährt mit dem frei abzuziehen, was sie in ihrer Schürze forttragen könnte, und sich am Fuße des Berges (?) wieder ein Haus zu bauen, das aber nicht mit einer Mauer, sondern nur mit einem hågen (einer Hecke) umgeben sein dürfe. Da nahm sie ihr einziges Söhnlein in die Schürze und zog damit aus der Burg ab. Als sie an dem Herzoge vorüber ging, schlug dieser ihr die Schürze zurück, um zu sehen was sie mitgenommen habe. Wie er den kleinen Knaben erblickte, ward er tief gerührt und fing an zu weinen. Darauf schenkte er auch dem Ritter das Leben, hielt ihn aber in Münden gefangen. Die Burgfrau mit ihrem Sohne baute sich

nun einen Hof und umgab diesen mit einem Hagen. Als der Bau fertig war, sagte sie: „dat sal mek en lêwe [leiwe] hâgen sîn.“ Daher hat das Dorf Lêwenhâgen, jetzt gewöhnlich Löwenhagen geschrieben, seinen Namen erhalten.

Eine andere Ueberlieferung berichtet:

Herzog Erich reiste zu Schiffe von Münden nach Hameln. Als er vor der Burg vorüber fuhr, wurde von da aus mit Bolzen auf das Schiff geschossen; einer dieser Bolzen traf den Herzog selbst, prallte aber von einem der großen Knöpfe, mit dem sein Wamms besetzt war, ab ohne ihn zu verletzen. Er zog später vor die Burg und schwur: alles was männlich in der Burg sei, solle sterben. Er nahm die Burg ein und ließ alles, was er darin fand tödten; nur die Burgfrau erhielt mit ihrem Söhnlein freien Abzug und die Erlaubniß sich anzubauen: nur dürfe der neue Bau nicht mit einer Mauer, sondern nur mit einem Hagen umgeben werden. Wo jetzt Löwenhagen liegt, baute sie sich an und sprach dabei die Worte: „dat sal mî en leiwe hâgen sîn.“

2.

Der Sensenstein und der Sichelstein.

Die beiden Burgen Sensenstein (hessisch) und Sichelstein haben durch einen Draht miteinander in Verbindung gestanden, wodurch sich die Raubritter, welche auf beiden hausten, ein Zeichen gaben, wenn es galt einen Ueberfall auszuführen oder sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen.

3.

Der Brackenberg.

Auf der Burg Brackenberg, von welcher jetzt nur noch geringe Mauerreste zu sehen sind, wohnten früher die Herren von Riedesel. Diese waren Raubritter und beraubten regelmäßig die Schiffe, welche mit Gütern von Eschwege und Wanfried auf der Werra hinunter nach Münden fuhren, da sie dieselben von der Burg aus schon in der Ferne erblicken konnten. Um ihren Räubereien ein Ende zu machen, schickte der Herzog Erich von Mün-

den aus Truppen gegen die Burg, doch der Hauptmann derselben ward von denen auf der Burg mit einem Doppelhaken erschossen. An der Stelle, wo der Hauptmann fiel und begraben ward, steht ein Denkstein, etwa 1000 Schritte nördlich von der Burg. Jetzt zog der Herzog selbst vor die Burg, nahm sie ein und zerstörte sie.

4.

Die Gleichen.

1. Die Ritter, welche auf den Gleichen wohnten, sind Raubritter gewesen; die auf Burg Teistungen bei Heiligenstadt waren es ebenfalls und standen mit ihnen im Bunde. Wollten sie nun gemeinschaftlich etwas unternehmen, oder drohte einem von ihnen Gefahr, so gaben sie sich mit einer ausgesteckten Laterne ein Zeichen. — Auch mit den Herren der alten Burg Niedeck hatten die Ritter auf den Gleichen ein Bündniß geschlossen, und für diese war ebenfalls die an einem Thurme ausgehängte Laterne das verabredete Zeichen, daß jene ihnen zu Hülfe kommen sollten.

2. Auf den beiden Gleichen haben einmal zwei feindliche Brüder gelebt, die stets mit einander in Fehde lagen. Auf dem Platze unter den Gleichen, welcher Kriegplatz oder Kriegholz heißt und jetzt den Reinhäusern gehört, haben sie mit einander gekämpft. Wollte der eine Bruder seinen Freund auf der Niedeck besuchen, so ließ er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt unterschlagen, damit der andere nicht wissen sollte, ob er weggeritten oder wieder zu Hause gekommen sei. Einst wollte der Ritter, welcher auf der nach Gelliehausen hin gelegenen Burg wohnte, ausreiten; weil er aber etwas vergessen hatte, kehrte er wieder um es zu holen. Sein Bruder, der ihn bemerkt hatte, stand schon auf der Lauer und schoß nach ihm mit einer Pistole, traf ihn aber nicht. Zuletzt forderten sich die Brüder zu einem Zweikampfe heraus. Zu dem Ende stellte sich jeder in das Thor seiner Burg und beide schossen gleichzeitig auf einander. Beide wurden getroffen und blieben todt auf dem Platze.

3. In der Vertiefung (senke) zwischen den beiden Gleichen ist ein Brunnen, der mit der Garte in Verbindung stehen soll.

Eine Ente, welche man hinein gesetzt hatte, kam, wie erzählt wird, ganz ohne Federn in der Garte wieder zum Vorschein.

4. In dem Reinhäuser Walde, etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe Reinhausen liegt das Klausthal. Oben am Ende desselben steht der sog. Hurkuzstein, ein Felsen, worin eine stubenhohe Höhle ausgehauen ist. Dieser Felsen hat seinen Namen von einem Einsiedler Namens Hurkuz, der darin lebte und starb. Früher hatte er auf den Gleichen gelebt und hier einst von dem Burgherrn den Auftrag erhalten ein Kind umzubringen und dasselbe auch wirklich ausgesetzt, so daß er es todt glaubte. Später ergriff ihn die Reue über diese That; er verließ die Gleichen und siedelte sich in dem Klausthale an, wo er sich in dem Felsen, von wo aus er gerade auf die Gleichen sehen konnte, diese Höhle ausgehauen hat. Lange Jahre lebte er hier, that Buße und kasteite sich bis zum Ende seines Lebens. Auch sein Grab hatte er selbst im Felsen ausgehauen und legte sich, als er den Tod nahe fühlte, hinein und starb.

5.

Die Burg Grone.

Auf dem kleinen Hagen hinter der Maschmühle hat die Burg Grone gestanden. Sie gehörte einem „Herrn von Hagen“ der daselbst wohnte. Einst sprach er, auf das Land vor sich hindeutend: „vom Hagen bis an den Rhein, was ich da sehe, das ist mein.“ Dieser hat den Bewohnern der drei Dörfer Grone, Hetjershausen und Ellershausen das Groner Holz geschenkt, welches früher diesen drei Dörfern gemeinschaftlich gehörte, jetzt aber (seit etwa zwanzig Jahren) unter ihnen getheilt ist.

6.

Die Plesse.

1. Als die Burg Plesse erbaut werden sollte, glaubten die Leute allgemein, die Burg könne nicht erobert werden, in deren Fundamente ein lebendiges Kind eingemauert würde. So sollte nun auch in dem Fundamente der Plesse ein Kind lebendig ein-

gemauert werden. Deshalb wurde in allen Gemeinden bekannt gemacht, wer ein Kind hierzu hergeben wolle, der solle eine Summe Geldes dafür erhalten. Lange wollte sich niemand finden, der dazu bereit gewesen wäre: endlich aber verkaufte eine Frau aus Reiershausen ihr taubstummes, dreijähriges Kind für 300 Dreier. Als nun das Kind eingemauert werden sollte, erhielt es mit einem Male die Sprache und sagte: Mutter-Brust war weicher als ein Kißchen, aber Mutter-Herz war härter als ein Stein. Und so wurde das Kind eingemauert.

2. Um die Tiefe des Brunnens auf der Plesse zu bezeichnen, erzählt die Sage folgendes: der Eimer sei an einer Kette festgeschmiedet und diese selbst so lang gewesen, daß der Eimer, wenn er einer Ausbesserung bedurfte, nicht abgenommen wurde, sondern an der Kette bleibend nach Bovenden geschafft und in der dem Amthause gegenüberliegenden Schmiede ausgebessert wurde.

Die Quelle Mariaspring soll mit dem Brunnen auf der Plesse in Verbindung stehn. In früheren Jahren, als der Brunnen auf der Plesse noch nicht zugeworfen war, soll man einst eine Ente in den Brunnen gesetzt haben und diese soll in Mariaspring — wie Einige hinzufügen ganz ohne Federn — wieder zu Tage gekommen sein.

3. Zu der Zeit, wo die Plesse noch bewohnt wurde, ging einst das Fräulein Adelheid von Plesse spaziren. Sie kam auf ihrem Spazirgange nach dem Arenstein in der Nähe von Mariaspring, welches damals noch nicht existirte. Der Platz gefiel ihr so sehr, daß sie ihre Dienerin zurückschickte ihre Laute zu holen. Sie spielte und sang dazu auf das lieblichste. Dies hörten zwei vorüberreitende Herren von Hardenberg, — die Hardenberger waren damals gerade mit den Plessern in Feindschaft — raubten sie und brachten sie sammt der Dienerin nach dem Hardenberge. Bald wurde das Fräulein vermißt, überall gesucht, aber nirgend gefunden; endlich erfuhr man, daß sie geraubt und auf dem Hardenberge sei. Jetzt wurde ein Knappe nach dem Hardenberge geschickt um die Entführte zurückzufordern, aber vergebens; auch der Knappe wurde zurückbehalten. Die Plesser sannen nun auf Rache und lauerten den Hardenbergern überall auf, bis es ihnen gelang einen Herrn von Hardenberg gefangen zu nehmen. Diesen befestigten sie mit Stricken an dem kleinen Thurme, daß er

mit dem Gesichte immer nach dem Hardenberge hinüberschauen mußte, und ließen ihn da verhungern.

4. Der Vater Adolfs des Kühnen, Raugrafen von Dassel, hatte die Plesse an das Kloster in Nordheim versetzt. Als nun Adolf dieselbe wieder einlösen wollte, waren die Mönche wenig geneigt diese Besitzungen wieder herauszugeben und erklärten, die Plesse wäre ihnen verkauft. Zu dem Ende machten vier von ihnen einen falschen Kaufbrief und um demselben das Ansehen des Alters zu geben, räucherten sie ihn tüchtig. Einer der Mönche erklärte sich gegen diesen Betrug und meinte, es wäre doch Unrecht, aber die anderen erklärten, dies ginge ihn nichts an, sie hätten es einmal angefangen und sie wollten es auch vollenden. Nun diente in dem Kloster ein Koch, der wußte um diesen Betrug und hatte es selbst gesehen, wie die Mönche den Kaufbrief geräuchert hatten. Der Koch hatte aber seinem Bruder, der Diener des Grafen Adolf von Dassel war, alles erzählt. Als nun eines Tages der Graf tief betrübt über die Betrügerei der Mönche und ganz schwermüthig spaziren ging, begegnete ihm der Diener und fragte ihn, weshalb er so traurig sei. Der Graf antwortete: das könne er ihm nicht sagen. Doch der Diener meinte, er glaube es schon zu wissen und könne ihm vielleicht helfen. Da erzählte der Graf: er könne die Plesse nicht wieder einlösen, und wenn er das nicht könne, so könne er auch die Adelheid von Plesse nicht zur Gemahlin bekommen. Darauf erzählte der Diener alles was ihm sein Bruder von dem falschen Kaufbriefe mitgetheilt hatte. Bald nachher kam einer der Mönche aus dem Kloster zu Nordheim, der eine Wallfahrt nach Jerusalem machen wollte, hin zum Grafen, um mit ihm im Auftrage des Klosters zu verhandeln. Diesen ließ der Graf gefangen nehmen und in den Keller sperren. Alsdann zog er mit seinen Knappen vor Nordheim und steckte es an; die Adelheid von Plesse aber, welche im Kloster war, nahm er vor sich auf das Pferd und brachte sie so bis Fredelsloh. Von hier an trug er sie, die noch lebte, auf seinen Armen bis auf den Ohrenberg (Arbårg) bei Lauenberg; hier wollte er ihr einen Kuß geben, aber sie war todt.

5. Im dreißigjährigen Kriege flüchtete ein Landgraf von Hessen nach der Plesse, seine Gemahlin reiste ihm dahin nach, fand ihn aber nicht mehr vor, indem er kurz vorher schon weiter gereist war. Sie übernachtete also nur auf der Plesse und

reiste am folgenden Tage — es war der 5. März — weiter. Es hatte stark geglatteist, und wie nun der Wagen den Berg hinabfährt, können die Pferde den Wagen nicht halten und er rollt hinab in einen tiefen Abgrund, der jetzt das Fürstenloch heißt. Wunderbarer Weise war die Landgräfin völlig unverletzt geblieben. Aus Dank für ihre Rettung bestimmte die Landgräfin, daß alljährlich am 5. März unter die Armen in Eddiehausen 7 Malter Roggen vertheilt, und von dem Prediger des Dorfes eine Gedächtnißrede gehalten werden solle, wofür derselbe ein Malter Roggen erhält.

Früher wurde der Roggen auf der Domäne in Eddiehausen vertheilt; später geschah dies auf dem Amte in Bovenden und so ist es noch jetzt. In neuerer Zeit war einmal die Vertheilung unterblieben, da hörte man um diese Zeit auf dem herrschaftlichen Kornboden in Eddiehausen immerfort ein gewaltiges Schaufeln. Der Volksglaube brachte damit auch folgenden Vorgang in Verbindung. Unter dem Kornboden war ein Pferdestall, worin sieben Füllen standen. In der Nacht von 5—6. März waren alle ausgebrochen, ohne daß man sehen konnte, wie dieß möglich gewesen wäre. Nur ein kleines Loch zeigte sich in der Wand, und man nahm an, daß die Füllen auf den Knien durch dasselbe gekrochen wären. Lange wurden die Füllen vergeblich gesucht: endlich sah man sie alle sieben oben auf der Plesse hart am Rande gerade über dem Dorfe stehen. Nur mit vieler Mühe wurden sie von dort weg wieder ins Dorf und in den Stall gebracht.

7.

Weshalb die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf im Wappen führen.

Einst belagerten die von der Plesse die Burg Hardenberg. Weil man aber damals noch keine Kanonen hatte, so konnten die Belagerer nur mit Pfeilen gegen die Burg schießen, wodurch die Belagerten wenig Schaden litten, und die Belagerung zog sich in die Länge. Deshalb beschlossen die von der Plesse den Hardenberg mit Sturm zu nehmen. Mit der größten Heimlichkeit hatten sie alles zum Sturm vorbereitet, und fast hatten sie die Burg schon erstiegen, ohne daß die Belagerten, welche alle im

tiefsten Schlafe lagen, etwas gemerkt hatten. Da „prästete" auf einmal ein altes Mutterschwein in der Burg „läs" und weckte so die Schlafenden. Alsbald eilten diese auf die Mauern und der Sturm wurde glücklich abgeschlagen. Zur Erinnerung an diese Rettung der Burg durch ein Schwein haben dann die Herren von Hardenberg einen Schweinskopf in ihr Wappen genommen.

8.

Das Fräulein von Bomeneburg.

In der Nähe von Wiebrechtshausen liegt der Retoberg (Reteberg); mitten im Retoberge aber auf einer kleinen Anhöhe ist der sog. Altar des Reto, jetzt nur noch ein Loch. Von diesem Retoberge geht alle Jahre in der Osternacht eine schöne Frau, welche heftig weint, hin zur Ruhme und wäscht sich daraus. Das Mädchen oder die Frau, welche hinterhergeht und sich nach ihr aus dem Flusse wäscht, erhält dadurch wunderbare Schönheit. Die schöne Frau aber ist die Tochter des Ritters von der Bomeneburg, welche zwischen Nordheim und dem Nordheimer Brunnen gelegen haben soll. Sie hieß Kunigunde und wollte sich nicht zum Christenthume bekehren. So verlobte sie sich denn mit einem fremden Ritter, der ebenfalls vom Christenthum nichts wissen wollte. Dieser bestimmte den Tag der Hochzeit, machte aber die ausdrückliche Bedingung, daß er nicht in der Kirche getraut würde. Der Hochzeitstag war gekommen, aber den ganzen Tag über erwartete die Braut ihren Bräutigam vergebens. Draußen wüthete ein furchtbarer Sturm. Endlich kam um Mitternacht unter Donner und Blitz der Bräutigam, ganz in schwarzer Rüstung, durch das Fenster herein, nahm sie trotz ihres Sträubens mit sich, und keiner hat sie wieder gesehen. Er brachte sie dann in den Retoberg, worin sie jetzt noch wohnt und aus dem sie nur einmal im Jahre herauskommen darf, um an die Ruhme zu gehn und sich da zu waschen.

9.

Die Burg Brunstein.

Die alte Burg Brunstein lag auf dem sog. Burgberge, nahe bei der jetzigen Domäne des Namens. Zur Zeit des siebenjäh-

rigen Krieges versteckten noch die Bauern der benachbarten Dörfer ihre Pferde in den wohlerhaltenen Kellern der ehemaligen Burg. Auf dem Burgberge geht um Mittag und Mitternacht eine weiße Jungfrau um, welche vom Volke die Käsejungfer genannt wird und für die Ahnfrau der ehemaligen Burgherrn gilt. In der Burgscheuer soll sie namentlich sich zeigen. Von der Burg geht sie herunter hin zu dem sog. Eselbrunnen, der davon den Namen hat, daß früher das Wasser von hier auf Eseln hinauf in die Burg geschafft wurde. Sie erscheint in einem langen weißen Gewande und mit einem weißen Schleier; an der Seite trägt sie ein Schlüsselbund. Oft zeigt sie sich längere Zeit nicht, dann wieder häufiger.

10.

Die Vogelsburg und das Dorf Vogelbeck.

1. Auf der Vogelsburg, einem bewaldeten Berge bei dem Dorfe Vogelbeck, soll vor alten Zeiten eine Burg gestanden haben, worin ein Fürst wohnte. Bisweilen wird ein Mann Namens Vogel als der Bewohner derselben genannt, gewöhnlich aber Heinrich der Vogelsteller, der hier auch seinen Vogelheerd gehabt haben soll. Die Spuren von einer dreifachen Umwallung sind noch jetzt sichtbar, und eine Stelle wird als der Küchengarten bezeichnet. Zwischen dem Braunschweigischen Dorfe Ahlshausen und dem Hannöverschen Dorfe Hohnstedt zieht sich ein Weg hin, der Kårweg genannt, auf welchem Heinrich der Vogelsteller auf einem zweiräderigen Karren nach der Vogelsburg gefahren sein soll. Eben so wird auch eine erhabene Fläche in der Hohnstedter Feldmarkt der Königsstuhl genannt. Von der Vogelsburg kommt ein kleiner Bach herunter; an diesem bauten sich Menschen an und nannten das so entstandene Dorf, weil es an diesem Bache lag, Vogelbeck. Beismanns Hof ist von den etwa 50 Häusern des Dorfes das erste gewesen, welches hier gebaut wurde.

2. Als Kaiser Heinrich einst auf der Vogelsburg mit Vogelstellen eifrig beschäftigt war, wurde er abgerufen. Da sagte er: nur noch einen Finken! (will ich fangen) und blieb so lange, bis er den einen Finken auch gefangen hatte. Davon hat er den Beinamen der Finkler erhalten. In dem von der Vogelsburg

herabfließenden Bache sind des Kaisers Vögel getränkt; daher ist der Bach und das Dorf Vogelbeck (Vogel-bêke) genannt worden.

3. Der alte Kuhhirt Wessel aus Vogelbeck hütete eines Tages seine Heerde am Fuße der Vogelsburg. Als es Mittag wurde, wollte er Ruhe halten und streckte sich der Länge nach auf dem Boden hin; unter den Kopf legte er sich seinen dreieckigen Hut. Seine Kühe hatten sich rings um ihn herum gelagert. Als er so ein Weilchen gelegen hatte, kam ein kleines weißes Männchen von der Vogelsburg herab, gerade auf ihn zu, und legte etwas wie ein Blatt Papier neben ihm hin. Der Hirt erschrak; indem er sich aber aufrichtete, war das Männchen schon wieder verschwunden. Ohne es genaue zu besehen, steckte er das Papier, welches wohl einen Finger lang war, in seine Tasche. Als er Abends nach Hause gekommen war, wollte er das Papier aus der Tasche nehmen und genauer besehen, statt des Papieres zog er aber eine Stange Gold heraus.

4. Vier Musikanten gehn von Ahlshausen über die Vogelsburg nach Einbeck, um daselbst zu musiciren. Als sie auf der Vogelsburg sind, macht einer von ihnen den Vorschlag dem Kaiser Heinrich dem Vogelsteller zu Ehren ein Stück zu spielen. Sie thun dieß. Als sie fertig sind, kommt mit einem Male eine weiße Jungfrau, hält ihnen einen Teller hin, worauf weiße Knochen liegen und fordert jeden auf einen davon zu nehmen. Sie sind sehr bestürzt, so daß sie kein Wort sprechen, aber ein jeder nimmt einen der Knochen; weil sie jedoch die Knochen für völlig werthlos halten, so lassen drei von ihnen ihren Knochen still am Leibe herunter fallen, und nur einer steckt ihn in die Tasche. Als sie eine Strecke weit gegangen sind, will dieser seinen Knochen ordentlich besehen, greift in die Tasche und holt statt desselben eine Stange Gold hervor. Nun kehren die anderen zu der Stelle zurück, wo sie ihre Knochen hatten fallen lassen, finden aber nichts.

5. Auf der Vogelsburg hören spät am Abend mehrere Männer aus Vogelbeck etwas auf einem Baume wie ein Kind schreien, doch sehen sie nichts. Die Stimme war erst fein, wurde dann aber immer stärker. So oft sie darauf zu gingen, wich es jedesmal vor ihnen zurück, und das Geschrei ließ sich wieder von einem anderen Baume her vernehmen. Es gelang ihnen die Stelle, „wo es saß,“ zu umschließen; wollten sie aber dann gerade darauf los-

gehen, so wich es wieder zurück. Sie standen nun von ihren fruchtlosen Bemühungen ab und wollten nach dem Dorfe zurück gehn; aber sie waren jetzt unvermögend sich von der Vogelsburg herabzufinden, und erst am Morgen zwischen zwei und drei Uhr gelang es ihnen endlich wieder herabzukommen.

11.

Die Heldenburg.

1. In der alten Kapelle auf der Heldenburg befindet sich ein im Boden stehendes hölzernes Kreuz. Einst wollten zwei Männer aus Salzderhelden, weil es Winter war und sie Holzmangel hatten, dieses Kreuz bei Nacht wegholen. Sie gingen also um 12 Uhr hin, und rüttelten daran mit aller Macht, um es so aus der Erde zu ziehen. Das Kreuz aber stand unbeweglich fest. Da sie es nun nicht losmachen konnten, so standen sie endlich von dem Versuche ab und sahen sich nach anderem Holze um, welches sie mitnehmen könnten; und wirklich sahen sie in einer Ecke mehrere Stangen liegen. Der eine der Männer nahm nun eine Stange und wollte sie zerbrechen. Als er aber die Stange vor das Knie legte und sie schon durchbrechen wollte, da rief es dreimal au! aus derselben heraus. Rasch warf er die Stange hin, und beide flohen Hals über Kopf aus der Kapelle. Wie sie so über den Burghof liefen und sich einmal umschauten, sahen sie mehrere weiße Gestalten hinter sich herkommen, welche ihnen mit dem erhobenen Zeigefinger drohend zuriefen: wehe euch, wehe euch! Die weißen Gestalten verfolgten die beiden so lange mit diesem Ruf, bis sie durch den Burggraben hindurch waren. Darauf verschwanden sie, ohne daß den Männern weiter etwas zu Leide geschehen wäre.

2. Ein Mädchen aus Salzderhelden sammelte auf dem Hügel hinter dem Heldenberge Kräuter zur Vertreibung der Raupen. So oft sie sich nach der Burg umsah, sah sie dort eine Fahne flattern und zugleich war sie, wenn sie sprechen wollte, dazu unvermögend.

12.

Die Belagerung des Grubenhagen.

Als der Landgraf von Hessen den Herzog auf dem Gruben-

hagen belagerte, hatte sich sein Kriegsvolk vor dem Rotenkirchenschen Berge gelagert, und noch jetzt wird die Stelle gezeigt, wo während der Belagerung für den Landgrafen gekocht wurde, und wo es viel besser wächst, als an allen andern Orten in der Feldmark. Dieser Platz wird noch heute die Landgrafenküche (Landgräwenköke) genannt. Allmählich waren nun denen in der Burg die Lebensmittel ausgegangen, und der Mangel wurde zuletzt so groß, daß sie nur noch ein einziges Zuchtschwein (Söge) hatten, welches sie aber nicht schlachteten, wohl aber alle Tage mehrmals schreien ließen, um so die Belagerer glauben zu machen, es würden noch täglich in der Burg Schweine geschlachtet, und es wären also noch reichlich Lebensmittel vorhanden, und sie dadurch zum Abzuge zu bewegen. Doch der Landgraf hob die Belagerung nicht auf, und so sahen sich die Belagerten endlich genöthigt sich zu ergeben. Da bat die Herzogin den Landgrafen, er möge ihr gewähren mit dem frei abzuziehen, was sie im Tragkorbe mitnehmen könne. Dieser gewährte auch ihre Bitte, sie aber nahm ihren Gemahl in den Tragkorb und zog mit ihm ab. Die anderen mußten sich aber ergeben und so ward die Burg gewonnen.

13.

Burg Dassel.

In den Kellern der Dasselschen Burg steht noch ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haspel.

14.

Die Erichsburg.

Als die Erichsburg gebaut wurde, sollte auch ein lebendiges einjähriges Kind in dem Fundamente mit eingemauert werden, weil man glaubte, kein Feind könne eine solche Burg einnehmen. Schon war ein neugeborenes Kind hierzu ausersehen und einer Haushälterin übergeben, um es bis zu dem Tage, wo es ein Jahr alt werden würde und eingemauert werden sollte, zu warten und zu pflegen. Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Kinde und

bemühte sich mit allem Fleiße desselben bis dahin sprechen zu lehren. Denn das Kind durfte, sollte anders der Zauber kräftig sein, noch nicht sprechen können. Als nun der Tag gekommen war, an welchem das Kind gerade ein Jahr alt war und eingemauert werden sollte, fragte man es: was ist weicher als ein Sammtkissen? „Der Mutter Schoß,“ antwortete das Kind. Darauf ward eine zweite Frage an das Kind gerichtet: „Was ist süßer als Milch und Honig?“ „Der Mutter Brust,“ war seine Antwort. So war das Kind gerettet und ward nicht eingemauert. Die Haushälterin aber nahm es als ihr Kind an und erzog es.

Nach einer andern Ueberlieferung ist wirkich ein Kind im Thurme der Erichsburg, und zwar oben im Thurme, lebendig eingemauert. Wenn der Sturmwind heult, hört man dasselbe laut wimmern.

2. Herzog Erich, der Erbauer der Erichsburg, ward unvermuthet überfallen und in der Erichsburg belagert. Als die Burg sich nicht mehr halten konnte, that die Herzogin vor dem Fürsten, der die Belagerung leitete, einen Fußfall und bat, daß ihr freier Abzug gewährt werden möchte mit dem, was sie im Tragkorbe (Kîpe) forttragen könne. Der Belagerer, welcher glaubte, sie würde ihre Kostbarkeiten einpacken und mitnehmen, gewährte ihr die Bitte. Da nahm die Herzogin ihren Erich, der nicht gar groß war, in den Tragkorb, deckte ein Tuch darüber und ging damit fort. Der Feind hatte dies zwar gesehen, wollte aber sein gegebenes Wort nicht brechen und ließ sie ruhig abziehen. Da wo jetzt auf Hunnesrück die Kirche steht, setzte sie ihn ab, der Herzog aber sprach, indem er aus dem Korbe stieg: jetzt bin ich doch noch Herzog Erich! An der Kirche in Hunnesrück, die er später an der Stelle erbaute, wo er aus dem Tragkorbe gestiegen war, ist er in Lebensgröße ausgehauen.

15.

Die Homburg und die Burg Eberstein.

1. Der Ritter auf der Homburg hatte mit dem Besitzer der benachbarten Burg Eberstein in beständiger Fehde und Feindschaft gelebt. Einst ward dem erstern ein Sohn geboren; da be-

schloß er in seiner Freude auch seinen Bruder zu der Taufe einzuladen und dann zugleich mit diesem das Versöhnungsfest zu feiern. Der Ebersteiner folgte auch der an ihn ergangenen Einladung und erschien zu der Taufe. Doch als sie in der Klosterkirche des benachbarten Dorfes Amelunrborn vor dem Altare standen, und der Priester eben den Segen über das Kind gesprochen hatte, erwachte plötzlich in beider Herzen der alte Groll von neuem und fast gleichzeitig zogen sie die Schwerter aus der Scheide und und stießen sie sich gegenseitig ins Herz. Wegen dieser Unthat ist die eine Thür der Kirche zugemauert. Die beiden Brüder sind in Stein gehauen noch jetzt in der Kirche zu sehen. Auch befindet sich daselbst eine Tafel mit einer Inschrift, die sich auf die Begebenheit beziehen soll.

2. Auf der Burg Eberstein haben in alten Zeiten Hünen gewohnt. Auch ist da eine eiserne Thür mit einem großen Schlosse, aus welcher eine weiße Jungfrau, mit einem Schlüsselbunde an der Seite, hervorkommt.

16.

Die Erbauung der Burg Greene.

Als die Burg Greene erbaut werden sollte, ward in dem Fundamente ein kleines Kind lebendig eingemauert. Nach sieben (oder neun) Tagen öffnete man das Gewölbe, worin das Kind eingemauert war, noch einmal, um zu sehen, ob es noch lebe, und siehe, es lebte noch und lächelte die Leute freundlich an (grenneke). Von dem Lächeln (grenneken) des Kindes hat nun die Burg den Namen Greene erhalten.

17.

Die Zerstörung der Burg bei Pöhlde.

Auf einem Berge in der Nähe des Dorfes Pöhlde stand vor vielen Jahren an der Stelle, wo noch jetzt der sog. Burggraben ist, eine feste Burg, worin ein reicher Fürst wohnte. Dieser lebte mit seinen Nachbaren stets im Kriege. Einst wurde der Pöhlder von ihnen in einer Schlacht besiegt und mußte sich

auf seine Burg flüchten. Doch die Feinde verfolgten ihn auch dahin und belagerten ihn so lange, bis er mit den Seinigen nichts mehr zu leben hatte. Die Belagerten waren tapfere Leute und wollten sich doch nicht ergeben. Aber der Thorwächter hatte eine schlechte Frau, die sich mit Geld bestechen ließ und das Thor öffnete. So kamen die Feinde in die Burg, hieben die Menschen nieder und zerstörten alles. Als nun der Burgherr tödtlich verwundet im Sterben lag, sprach er: er wolle, daß derjenige, welcher das Thor geöffnet hätte, an dem Jahrestage seines Todes auf dem Schloßplatze spüken müßte. Und da hat es sich denn gefunden, daß es des Thorwächters Frau gewesen ist; denn diese geht nun alle Jahre in der Nacht, in welcher die Burg zerstört wurde, da spüken und hat ein Bund Schlüssel in der Hand.

18.

Burg und Flecken Adelebsen.

Ein Fräulein Namens Adelheid war Hoffräulein der Gemahlin Heinrichs des Vogelstellers und bei dem Könige sehr beliebt. Sie war mit einem Ritter Dietmar verlobt, und als die Hochzeit bevorstand, versprach ihr der König so viel Land als Brautgabe zu schenken, wie sie in einem Tage umreiten könne. Der König verweilte aber gerade auf seiner Burg bei Göttingen (Burg Grona). Adelheid umritt nun in einem Tage ein großes Stück Land und gewann dieses so zum Eigenthum. Dietmar und Adelheid erbauten sich dann nach ihrer Vermählung, etwa eine Stunde von dem jetzigen Schlosse, eine Burg, welche sie Adelheidshusen nannten, woraus der Name Adelebsen geworden ist. Späterhin, zur Zeit des schwarzen Todes, wurde die alte Burg von ihren Bewohnern verlassen und das heute noch bestehende Schloß gebaut. Auch die Bewohner der Ortschaft, welche am Fuße der alten Burg entstanden war, baten um die Erlaubniß sich am Fuße der neuen Burg anzubauen und erhielten sie. So entstand der Flecken Adelebsen.

19.

Die Entstehung des Dorfes Evershausen.

An der Schwülme, einem Bache, der bei Lippoldsberge in

die Weser fließt, liegt auf der rechten Seite die sogenannte Alte Kirche, bei der früher ein Dorf Arsleren gestanden haben soll; auf dem linken Ufer befindet sich ein Thurm. In dieser Kirche hat ein Mönch aus Bursfelde Namens Evers in der Regel den Gottesdienst abgehalten. Auf dem Wege nach der Kirche kam er immer durch die Gegend, wo jetzt das Dorf Evershausen liegt, und baute sich deshalb, um ausruhen zu können, dort ein Häuschen. Allmählich sind noch andere Häuser hinzugekommen, und so ist das jetzige Dorf entstanden, welches nach dem Erbauer des ersten Häuschens den Namen Evershausen führt. Von der alten Kirche führt noch jetzt ein Weg in gerader Richtung nach dem Kloster Bursfelde, der Mönkestîg genannt. Von dem zerstörten Dorfe Dörenhagen führt gleichfalls ein Pfad zu der Kirche an der Schwülme, der Patersstîg geheißen.

In der alten Kirche an der Schwülme hat, als sie noch unversehrt stand, eine silberne Glocke gehangen. Als die Kirche zerstört wurde, ist sie in die Erde versunken und tönt noch in der Nacht auf den ersten Mai aus der Tiefe herauf. Zu verschiedenen Zeiten haben Menschen nach dieser Glocke gegraben, aber sie nicht gefunden.

20.

Woher Parensen den Namen hat.

An der Stelle des jetzigen Dorfes Parensen haben ehemals nur wenige Häuser gestanden. Die Bewohner derselben mußten dem Besitzer der Plesse alljährlich ein Paar Hosen als Zins geben, wovon der Ort den Namen Parensen erhielt.

21.

Die Erbauung von Höckelheim.

Vor Höckelheim hat ein Dorf Namens Râlshûsen gestanden, — der Kirchhof des Dorfes ist noch sichtbar. — Die Bewohner dieses Dorfes haben sich im Kriege gegen die Feinde [die Franzosen!!] hartnäckig vertheidigt und sich nicht ergeben wollen, worauf es von diesen angesteckt ist. Da haben die Bau=

ern des abgebrannten Dorfes gesagt: „Nû lâtet sek ôwer den höckel (= hückel) gân un Höckeln bûen“, und so ist Höckelheim gegründet.

22.

Woher das Dorf Kalefeld den Namen hat.

Kalefeld ist erst nach dem dreißigjährigen Kriege erbaut. Früher lag beim Schneekruge ein Dorf, das hat Hâhûsen geheißen und ist verwüstet; dort aber, wo jetzt Kalefeld liegt, hat ein Mann gewohnt Namens Kahle. Da haben die Bewohner des verwüsteten Dorfes gesagt: Lâtet ösch bî Kâlen int feld bûen. Davon hat Kalefeld seinen Namen.

Nach einer andern Ueberlieferung hat das Dorf früher am weißen Wasser gelegen, da wo noch die Kirche steht und Weißenwasser geheißen. Im dreißigjährigen Kriege ward es niedergebrannt, da beschlossen die Einwohner nach dem Beispiele des Schmiedes, Namens Kahle, hinaus ins Feld zu bauen. Von diesem Schmiede erhielt nun auch das Dorf den Namen Kalefeld.

23.

Die Stadt Einbeck.

1. Wenn man im Alterthum eine Stadt baute, ward jedes Mal ein kleines Kind lebendig mit eingemauert. So geschah es auch bei Einbeck. Als der Bau der Stadt vollendet war, wurde ein anderthalbjähriges Kind mit eingemauert; man legte dasselbe zu dem Ende in eine Kiste und gab ihm noch einen Zwieback mit. Da sagte das Kind: nur einen Back! Davon erhielt die neu erbaute Stadt den Namen Einbeck.

2. Als die Einbecker den Thurm auf der Rieswôrt bauten, hatte gerade ein Mann „sein Leben verschuldet.“ Das Leben wurde ihm nun zwar geschenkt, aber er wurde auf Lebenszeit in den Thurm verwiesen, um als Wächter die Stadt und ihr Gebiet zu bewachen und die Annäherung von Feinden und Räubern durch Zeichen zu verkündigen. Zu dem Zwecke mußte er Nachts eine Laterne ausstecken. Damit er nun in dem Thur-



me Gesellschaft habe, ward ihm eine Henne mit ihren zwölf Küchlein mit in den Thurm gegeben.

3. Auf dem Wege von Einbeck nach der Klus kommt man an der Stelle vorbei, wo früher der Rothe Thurm stand, einer der acht Wartthürme, welche die städtische Feldmark umgaben. Als der Thurm noch stand, hat sich ein Mann Namens Kûz darin erhängt. Nachher ist der Thurm abgebrochen, aber die Stelle kann nicht beackert werden, weil jener sich hier erhängt hat und deshalb nichts da wächst. — Nach einer anderen Ueberlieferung ist ein Geist in den Thurm gebannt.

24.

Die Brücke bei Kuventhal.

Beim Bau der Kuventhaler Brücke im Jahre 1829 ist nach dem Volksglauben auf der einen Seite ein kleines Kind in dem Fundamente lebendig eingemauert. Das eingemauerte Kind fordert aber bis dahin, wo es verhungert ist, sein Opfer. Einige Stunden nach der Einmauerung stürzte nun, so wird weiter erzählt, auf der Seite, wo das Kind eingemauert war, ein Stein oder Balken herunter; er fiel einem alten Manne, der daselbst arbeitete, auf den Kopf und erschlug ihn. Dieß war das Opfer, welches dem Kinde fallen mußte.

Nach andern soll in dem Fundamente eine Flasche mit Wein eingemauert sein.

25.

Woher das Dorf Andershausen seinen Namen hat.

In Kuventhal lebten zwei Brüder, die sich durchaus nicht mit einander vertragen konnten. Da sagte der eine zum andern, so will ich weggehen und mir ein ander Haus bauen. Er zog weg und benannte den Ort, wo er sich anbaute, Andershausen.

26

Die Hildesheimer Jungfer.

Auf den Stadtwappen und den hildesheimischen Fahnen, steht die hildesheimische Jungfer mit einem Kranze in der Hand.

So lange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbissen, trug die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe; als aber die Stadt einst in Feindes Hand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz von dem Kopfe in die Hand. — Die hildesheimische Jungfer hat aber wirklich einmal vor ur=uralten Zeiten gelebt. Sie war ein sehr reiches und schönes Edelfräulein, welches die Fürsten und Grafen in der Umgegend gar zu gern zur Frau gehabt hätten. Die schöne Hildesheimerin wurde aber nicht durch die Pracht und den Reichthum der hohen Herrschaften gelockt, sondern verlobte sich heimlich mit einem schönen und braven jungen Ritter, der bei einem der Fürsten, welche die Jungfer gern haben wollten, in Diensten stand. Da hätte es nun dem Ritter schlimm gehn können, wenn der Fürst gemerkt hätte, daß sein Dienstmann der Jungfer lieber war, als er. Darum mußten die Liebenden ihre Zusammenkünfte ganz heimlich in dem großen, dunkeln Hildesheimer Walde halten, der damals noch bis dicht an die Stadt gieng. Eines Tages ging das Fräulein wieder in den Wald und suchte die große Linde auf, unter welcher ihr Bräutigam tagtäglich saß und auf sie wartete. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Sie war noch nicht bei dem Baume angekommen, als es pech=rabenschwarz heraufzog und ein Sturmwetter los brach als ob der böse Feind sein Wesen triebe. Als nun die halb zu Tode geängstigte und durchnäßte Jungfer endlich bei dem Baume ankam, da zeigte ihr ein heller Blitz ihren Ritter, wie er kalt und leblos auf dem grünen, feuchten Moose lag, — ein Blitz hatte ihn getroffen. — Nun stelle sich einer den Schmerz der Jungfer vor! Sie weinte und schrie, zerraufte ihr schönes Haar und lief wie unsinnig immer fort in den düstern Wald hinein. Einen ganzen Tag mochte sie so umhergelaufen sein, als sie ermattet unter einem wilden Rosenbusche niedersank und einschlief. Da erschien ihr im Busche die heilige Mutter Gottes, die Rosen rings umher wurden eben so viele kleine Engelsköpfchen und sahen aus ihren hellen Augen so lieblich und tröstlich auf die Schmerzens=Jungfrau, daß es ihr tief in das wunde Herz drang und sie himmlischen Trostes voll erwachte. Gestärkt suchte sie nun den Rückweg nach der Vaterstadt; aber da war kein Weg zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören, nur das Geheul der Bären und Wölfe antwortete auf ihre Klagen. „Verlaß mich nicht heilige Mutter Got=

tes in dieser Noth," rief die todmüde Jungfer, "ich will auch all' mein Gut und Leben Gott geloben!" Kaum hatte sie dieses Gelübde gethan, als sie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: "Kehre wieder! Kehre wieder! Kehre wieder!" Da lief die Jungfer Gott dankend den heiligen Tönen entgegen und je weiter sie vorwärts gieng, desto deutlicher hörte sie die Glocke, bis sie aus dem dunkeln Walde kam und die schönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr Abends; doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde umhergelaufen sein.

Die so wunderbar gerettete Jungfer hielt nun pünktlich, was sie gelobt hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster reichlich; vor Allem aber bedachte sie ihre liebe Vaterstadt und schenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald, der ihnen, obwohl durch die viele Nutzung jetzt auf einige waldige Hügel zusammengeschrumpft, noch heute unentgeltlich Holz für den Winter liefert. Der Festungsthurm, auf dem die rettende Abendglocke hing, hieß seitdem und bis auf den heutigen Tag der "Kehre wieder." Die Glocke selbst aber ward geweiht und in dem St. Lamberti Kirchthurm aufgehängt. Damit nun die Glocke künftig auch andern verirrten Wandrern recht von Nutzen sein könnte, so machte es die verständige Jungfer fest, daß sie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Ostern eine ganze Stunde und zwar Abends von 8 bis 9 geläutet werden sollte. Auch machte sie ein Vermächtniß, aus welchem dem Läuter jährlich ein Schuh und ein Thaler bezahlt wird; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Ich möchte auch dem Magistrat nicht rathen, daß er etwas daran änderte; wir haben es erlebt, wie die Jungfer auf ihr Recht hält. Als vor nun bald 50 Jahren die fremden Völker in's Stift kamen, die Klöster aufhoben und nichts achteten, wenn es auch viele hundert Jahre bestanden hatte, da befahl der König Hieronymus, daß die "Jungfern-Glocke" nicht mehr geläutet werden sollte, und sie ward mehrere Jahre nicht geläutet. Was aber der arme Läuter und der Thürmer nun zu leiden hatten, kümmerte die Herren wenig. Seitdem man sich nemlich so gröblich gegen die Vermächtnisse der guten Jungfer versündigt hatte, dachte sie, ich will Euch doch einmal zeigen, was es heißt an Testamenten herumzuklügeln. — Wer damals zwischen 8 und 9 nichts bei der Lamberti-Kirche zu thun

hatte, der blieb gern weg, denn die erzürnte Jungfer trieb dann einen grausigen Spuk. Wenn der noch nicht lange verstorbene Läuter „Brandhorst“ auf den Thurm ging um die Uhr aufzuziehen, so bekam er links und rechts Ohrfeigen und wußte doch nicht, woher sie kamen. Das konnte der Mann nicht länger mehr aushalten und klagte es dem Kirchenvorsteher Wehrhahn, der noch so ein echter, rechter Hildesheimer war, welcher viel auf die alten Rechte der Stadt hielt. Wehrhahn setzte nun sofort eine Schrift auf und bewirkte es beim Magistrate, daß das Vermächtniß der Hildesheimischen Jungfer wieder in Ehren gehalten wurde. Die Glocke wurde wieder geläutet, und sieh da, auf dem Thurm ward's ruhig, Brandhorst bekam keine Ohrfeigen mehr und strich jährlich froh seinen Thaler ein: den einen Schuh aber ließ er immer ein Jahr stehen, dann hatte er zwei.

Auch noch eine andere ganz silberne Glocke soll die Jungfer zum Andenken an ihre Rettung haben gießen lassen, die hing in der Michaeliskirche. Als nun 1803 der Preuße in's Stift kam, hat er gedacht, die Glocke kannst du gebrauchen, ließ sie herunternehmen und „Stiefelknechte“*) daraus schlagen. Aber die Stiefelknechte haben den Preußen kein Glück gebracht, sie gingen alle in der Schlacht bei Jena verloren.

So viel ist gewis, die Jungfer hat ihre Vaterstadt noch immer recht lieb, und wenn einmal, was Gott verhüte, der Feind kommt und die Stadt beschießt, so stellt sich die Jungfer auf dem „Kehrwieder-Wall“ und fängt die Kugeln in ihrer Schürze auf. So hat sie es im dreißigjährigen Kriege gemacht, sonst wäre weder Stumpf noch Stiel von der Stadt geblieben. —

27.

Die Bremker Kirche.

Wenn man von Adelebsen aus über den Schäferberg geht, trifft man auf die sog. Bremker Kirche, eine im Thale liegende unbedeutende Ruine. Ein Mann in Offensen soll noch den Schlüssel zu der Kirche aufbewahren. Die Bewohner des Dorfes Bremke, wozu diese Kirche gehörte, sollen ausgewandert sein und das Dorf Bremke hinter Göttingen gegründet haben.

*) So nannte das Volk eine damals gängige kleine preußische Silbermünze.

28.

Das Heiligthum bei Adelebsen.

Ein Ritter Bodo von Adelebsen nahm an einem Kreuzzuge Theil. Er gelobte, wenn er die Seinigen gesund wieder sähe, ein Heiligthum gegen Süden zu stiften. Nach drei Jahren kommt er zurück, findet die Seinigen gesund und stiftet nun eine Kapelle, das sog. Heiligthum an der Straße von Adelebsen nach Uslar, wovon gegenwärtig nur noch einiges Gemäuer zu sehen ist. Dieses Heiligthum ward von dem Bischofe Theuderich von Paterborn eingeweiht. Bald wurde dasselbe zu einem Wallfahrtsorte, und mit der Zeit bildete sich dabei ein Markt. Nach der Einführung der Reformation wurde dieser Markt von den Herrn von Adelebsen, um dadurch den Flecken Adelebsen zu heben, nach Adelebsen verlegt. Auf diese Weise hat Adelebsen seine zwei Jahrmärkte erhalten.

29.

Die Kirche in Fredelsloh.

Ein Ritter hatte die Braut eines anderen Ritters verführt. Dieser wollte sich dafür rächen, verheerte also die Besitzungen des Verführers und verwüstete den ganzen Solling auf das fürchterlichste; selbst eine Kirche brannte er nieder. Zur Strafe dafür ward ihm von der Geistlichkeit auferlegt, eine Kirche, ganz wie ein Mensch gestaltet, zu erbauen. Der Ritter berief von allen Orten her die Baumeister, um ihm eine solche Kirche zu bauen, aber keiner von allen wuste ihm einen Grundriß zu der Kirche zu liefern. Wie nun der Ritter wegen dieses Kirchenbaues in der grösten Noth war und sich durchaus nicht zu helfen wuste, fiel bei heiterem Himmel am ersten Pfingsttage an der Stelle, wo jetzt die Fredelsloher Kirche steht, ein Schnee vom Himmel, gerade wie ein Mensch gestaltet, aber von der Größe einer Kirche. Nur diese eine Stelle war mit Schnee bedeckt, ringsum war keine Spur von Schnee zu sehen. Der gefallene Schnee hatte den Kopf, den Leib und die beiden Arme eines Menschen deutlich vorgezeichnet, und somit war dem Ritter der Grundriß der Kirche unverkennbar gegeben. Nun säumte er auch nicht länger und baute an dieser

Stelle die Fredelsloher Kirche, die genau wie ein Mensch gestaltet ist. Nachdem er dann die Kirche gebaut hatte, ging er in ein Kloster und wurde Mönch.

30.

Die Leisenröder Kirche.

Etwa eine halbe Stunde von Sudershausen hat früher ein Dorf gelegen, Namens Leisenrode, welches im 30jährigen Kriege völlig zerstört ist. An der Stelle dieses Dorfes ist jetzt Wald gewachsen, doch sieht man noch deutlich die Abtheilung der Felder; nur die Ruine der Kirche ist von dem Dorfe noch vorhanden. Einst will ein Bauer aus Sudershausen sich ein neues Haus bauen, und hat auch schon das Holzwerk aufgerichtet, die Wände ausgefüllt und das Dach mit Stroh gedeckt; nur das Fundament fehlte noch. Um nun zu diesem auf billige Weise zu gelangen, beschließt er nach dem Leisenberge zu fahren, worauf das Fundament der Leisenröder Kirche steht und von dort die nöthigen Steine zu holen, und zwar die schönen behauenen Quadersteine, woraus der Altar gebaut ist. Als er daselbst angekommen ist, spannt er seine Pferde ab, bringt dieselben auf einen schönen grünen Weideplatz in der Nähe, und macht sich dann mit seinen Geräthschaften daran den Altar abzubrechen. Doch kaum hat er mit seinem Brecheisen den ersten Stein aufgehoben, so entsteht ein so furchtbares Geräusch, als wenn die ganzen Mauern der Kirche zusammenstürzten. Entsetzt darüber springt er zurück, läuft nach der Thür und ergreift die Flucht. Als er aber einmal um sich schaut, erblickt er eine furchtbare riesige Gestalt auf einem weißen Pferde und mit einer großen Streitart bewaffnet. In seiner Angst stürzt er hin zu einem seiner Pferde, wirft sich darauf und jagt davon, seinem etwa eine halbe Stunde entfernten Hause zu. Dicht vor seinem Hause stürzt das Pferd erschöpft zusammen, er selbst aber, von der Gestalt noch immer verfolgt, entflieht glücklich ins Haus und schlägt die zum Glück mit einem Kreuze bezeichnete Thür fest hinter sich zu. Sein Verfolger, durch die geheiligte Thür an der weiteren Verfolgung gehindert, schlägt mit seiner Streitart über der Thür in die Wand und verschwindet dann wieder. In der Wand aber war durch den Hieb mit der Streitart eine

Oeffnung entstanden, die man, so oft man es auch versucht hat, niemals wieder hat schließen können.

31.

Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Oberhalb des Dorfes Scharzfeld befindet sich an der Seite des Berges eine Höhle, die sogenannte Steinkirche. Die Spuren der einwirkenden Menschenhand treten darin mehrfach hervor, namentlich sind die Kanzel und der Altar noch deutlich zu erkennen. Es soll auch ehemals eine Glocke in der Kirche gehangen haben, und zwar dieselbe, die jetzt in dem Thurme der Scharzfelder Kirche hängt. An dieser Stelle hütete vor Zeiten der Hirt des Dorfes gern die Kühe, und während diese ruhig grasten, arbeitete er nur mit einem hölzernen Meißel und einem hölzernen Hammer emsig daran, die Höhle in eine Kirche zu verwandeln. Obwohl er nun, um unausgesetzt an der Kirche arbeiten zu können, die Kühe immer hieher trieb, so gediehen diese doch prächtig und waren im besten Stande. Er hatte aber Feinde, und diese stellten den Bauern vor, wie das Vieh nothwendig mager werden müsse, wenn es immer an derselben Stelle weide; der Hirt müsse es tiefer in den Wald hinein treiben. Die Bauern hörten auf diese Reden und befahlen dem Hirten, der sich vergebens auf das gute Aussehen seiner Kühe berief, die Heerde tiefer in den Wald hinein zu treiben. Dieser muste gehorchen und trieb nun die Kühe tiefer in den Wald, aber von dieser Zeit an nahmen sie ab und gaben statt Milch nichts als Blut; dies dauerte so lange fort, bis dem Hirten wieder erlaubt wurde die Kühe wie früher bei der Höhle weiden zu lassen. Da wurden die Thiere wieder kräftig und gaben reichlich Milch; der Hirt aber konnte nun ungehindert die Kirche vollenden.

32.

Das Catharinenläuten in Münden.

Vom Kloster Hilwartshausen aus hatte sich eine herzogliche Prinzessin nach dem Reinhartswalde auf die Jagd begeben. Sie

verirrte sich dort, und schon war der Abend angebrochen und sie hatte alle Hoffnung aufgegeben noch an diesem Tage aus dem Walde wieder herauszukommen, als sie von Münden herüber Abends 9 Uhr läuten hörte. Sie folgte nun dem Schalle und kam so in der Nähe von Münden aus dem Walde heraus. Aus Dankbarkeit verehrte sie dann der Kirche St. Blasii eine Glocke mit der Bestimmung, daß vom Catharinentage (25. Nov.) an, vier Wochen hindurch diese Glocke Abends 9 Uhr eine Viertelstunde lang geläutet würde. Dies geschieht noch jetzt und der Küster erhält dafür vom Amte Münden ein fettes Schwein.

33.

Das Siebenläuten in Göttingen.

In Göttingen bestand früher das sogenannte Siebenläuten. Seit einer Reihe von Jahren ist es aber abgeschafft. Es wurde nämlich während des Winters an jedem Abend um 7 Uhr mit einer Glocke auf dem Thurme der Johanniskirche geläutet. Diese Glocke führte davon den Namen die Siebenglocke. Der Ursprung dieser Sitte wird so erzählt: Eine adeliche Dame hatte sich im Walde verirrt und war unvermögend wieder auf den rechten Weg zu kommen. Da hörte sie mit einem Male von Göttingen herüber die Glocken sieben schlagen; sie folgte der Richtung des Schalles und kam so glücklich nach Göttingen. Zum Dank dafür vermachte sie der Johanniskirche eine Summe Geldes mit der Bestimmung, daß dafür an den kurzen Tagen Abends um sieben Uhr mit einer Glocke geläutet würde.

34.

St. Alexander.

In der Münsterkirche zu Einbeck ist ein Standbild des heiligen Alexander. Nach dem Volksglauben hat er in der Kapelle ein Bett, welches ihm die Magd des Küsters täglich machen muß. Am andern Morgen findet sich ein Eindruck darin, als wenn das Standbild darin gelegen hätte, und für das Mädchen liegen immer 2 Ggr. (nach andern 6 Ggr.) da. Macht sie

aber das Bett erst am Abend, so wird sie mit Ohrfeigen empfangen.

35.

Der große liebe Gott in der St. Godehardi Kirche zu Hildesheim.

Der große „liebe Gott“ *), der unter der Orgel in der Godehardi Kirche hängt, ist so groß wie ein Riese. Keiner weiß, wo er gemacht ist; denn er ist einmal bei einer großen Ueberschwemmung auf der Innerste hergeschwommen. Als er aber beim Godehardi-Kloster angekommen war, drehte er sich immer auf dem Wasser herum und wollte nicht weiter schwimmen. Da fischte man ihn auf und brachte ihn in die Kirche. — Schon viele hundert Jahre hatte er in der Kirche gehangen, als die Franzosen kamen und aus der Kirche ein Heumagazin machten. Dabei war ihnen der große liebe Gott im Wege. Schon machten sie sich daran ihn von der Wand zu reißen, aber kaum hatten sie ihn angerührt, als er herabfiel und zwei von den gottlosen Franzosen erschlug. Seitdem hat man ihn wieder aufgehängt und künftig wird wohl jeder seine Hände davon lassen. —

36.

Die katholischen Pferde.

Als man vor mehreren Jahren die Bernwardsseule auf dem Domhofe zu Hildesheim aufrichten wollte, ließ man zuerst vier lutherische Pferde (die einem Lutheraner gehörten) kommen, welche sie fortziehen sollten. Aber diese konnten sie nicht von der Stelle bringen, so sehr man sie auch antrieb. Als nun die Leute sahen, daß sie mit diesen Pferden nichts ausrichten würden, holten sie zwei katholische Pferde herbei. Diese führten denn auch augenblicklich die Seule auf ihren Platz.

---

*) So pflegt das Volk ein Crucifix zu nennen.

37.

Kampf zwischen Todten.

Zwischen Hollenstedt und Höckelheim auf dem Felde haben sich einst die Einbecker und die Nordheimer eine Schlacht geliefert. Die Erschlagenen, Einbecker und Nordheimer, sind in ein gemeinschaftliches Grab geworfen. Aber selbst im Tode können sie sich nicht vertragen und wollen nicht einmal in demselben Grabe liegen, so daß die einen die anderen daraus vertreiben möchten. Daher steigen sie alle Jahre in der Nacht nach dem Tage der Schlacht wieder aus dem Grabe und kämpfen hier mit einander.

38.

Die Geister bei Tackmanns Graben.

Bei Tackmanns Graben — so heißt eine Stelle in der Einbecker Feldmark — ist in alten Zeiten, man meint im dreißigjährigen Kriege, von den Einbeckern eine Schlacht geliefert, in der sehr viele Bürger erschlagen wurden. In der Nacht, welche auf den Jahrestag der Schlacht folgt, gehn hier noch die Geister der erschlagenen Einbecker um. Wer in dieser Nacht da vorbei kommt, den begleiten sie eine Zeitlang und erzählen ihm, auf welche Weise sie ihren Tod gefunden haben.

39.

Das Hundefeld bei Oldendorf.

Bei dem Dorfe Oldendorf (neben dem Flecken Markoldendorf) etwa einen Büchsenschuß von der Bruchmühle liegt das sogenannte Hundefeld (Hunnefeld). Hier ist vor alten Zeiten (man meint im dreißigjährigen Kriege) eine Schlacht geliefert, worin es heiß her ging und auf beiden Seiten viele Leute fielen. Das Blutbad soll so groß gewesen sein, daß das Blut wie ein starker Bach an der Scheuer des Dasselschen Guts in Hoppensen herunter floß. Nach Beendigung des Kampfes wurden die Gefallenen hier auch begraben; aber die Hunde sind gekommen, haben die Leichen wieder ausgescharrt und die Gebeine überall

umhergezerrt. Davon hat das Feld den Namen Hundefeld erhalten.

An dieser Schlacht hatten auch zwei Brüder Theil genommen. Einer von ihnen war schwer verwundet, lag am Boden und konnte nicht sterben. Als nun zufällig sein Bruder vorbei kam, bat der Verwundete flehentlich, er möchte doch seinen Qualen ein Ende machen und ihn erschießen. Doch dieser konnte das nicht über sich gewinnen und eilte weiter. Endlich erbarmte sich ein anderer vorüber kommender Soldat des Verwundeten und schoß ihn vollends todt.

40.

Die Zerstörung von Sebexen.

Im dreißigjährigen Kriege hatten die Katholischen den Gandersheimern eine Menge Rindvieh weggenommen und trieben dasselbe über Seberen weg. Die Seberer haben darauf den Feinden das Vieh wieder abgenommen und den Gandersheimern zurück gegeben. Darüber erbost sind die Feinde am anderen Tage mit verstärkter Macht in Seberen eingerückt, haben das Dorf geplündert und angesteckt, so daß es bis auf zwei Häuser niederbrannte. Der Schutt, welcher sich überall in den Gärten des Dorfes findet, giebt noch jetzt Zeugniß von dem Brande.

41.

Der verschworene Berg.

Zwischen Dransfeld und Ober-Scheeden liegt der sog. verschworene Berg, welcher gegenwärtig der Gemeinde Ober-Scheeden gehört. Früher war der Besitz dieses Berges zwischen den Dransfeldern und Ober-Scheedenern streitig, bis dieser Streit auf folgende Weise zu Gunsten der Scheedener geschlichtet ward. Da die Entscheidung nur durch einen Eid geschehen konnte, so that ein Scheedener Bauer Erde aus der Scheedener Feldmark in seine Schuhe und zog diese wieder an die Füße; dann ging er hin nach dem streitigen Berge und schwur hier vor Zeugen,

er stehe auf Ober-Scheedener Erde. So ist der Berg an Ober-Scheeden gekommen und hat davon seinen Namen erhalten.

42.

Der Göttinger Wald.

Die Waaker erzählen, der Göttinger Wald habe ursprünglich bis an den Twèschweg ihnen gehört und sei erst auf folgende Weise an die Göttinger gekommen. Die Waaker hatten sich um den Wald wenig bekümmert, und so war es zugegangen, daß die Göttinger sich einen Theil desselben anmaßten. Darüber entstand nun ein Prozeß zwischen beiden. Da nun Niemand die Grenze genau zu bestimmen vermochte, trat ein alter Hirt aus Herberhausen auf und sagte, er wisse sie genau anzugeben; denn er habe in dem Walde viele Jahre lang das Vieh gehütet. Darauf muste er sich zu einem Göttinger Rathsherrn in den Wagen setzen, und dieser fuhr mit ihm an Ort und Stelle. Der Hirt aber dachte, etwas müsten die Waaker doch wohl behalten, und ging dann so dicht an dem Felde hin, daß nur der schmale Streifen Waldes Neu-Waake gegenüber, welcher der Streitforst heißt, liegen blieb und den Waakern zugesprochen wurde. Als die Waaker nun sahen, wie er so die Grenzen abging und fast den ganzen Wald den Göttingern zuwandte, riefen sie ihm laut zu, sie wollten, daß er Hals und Beine bräche. Der Wunsch ging auch schnell in Erfüllung; denn als der Hirt wieder in den Wagen steigen wollte, fiel er und brach das Genick.

43.

Die Besitznahme von Radolfshausen.

Als der letzte Herr von Radolfshausen gestorben war, wollte sein Bruder auf der Plesse die Erbschaft alsbald in Besitz nehmen, warf sich auf ein Pferd und eilte hin nach Radolfshausen. Doch der Administrator des Verstorbenen, Namens Rumann, der dieß erwartet hatte, brachte die Leiche in's Fenster, so daß sie mit dem Kopfe hinausschaute, gab ihr eine Pfeife in die Hand, stellte sich dahinter und blies den Dampf aus seiner

Pfeife neben den Ohren der Leiche hin. Als nun der Bruder von der Plesse ankam und ins Thor einritt, sah er sogleich seinen Bruder im Fenster liegen. Er glaubte daher, dieser lebe noch, sprach: zurück Fuchs, es ist noch zu früh, und eilte wieder fort. Unterdessen hatte aber Rumann schon einen Boten nach Hannover geschickt, und so wurde Radolfshausen für Hannover in Besitz genommen. Zur Belohnung dafür erhielt Rumann das sog. Rumannsche Holz bei Bösinghausen.

44.

Die Feldmark von Roishausen.

Die Bewohner des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfes Roishûsen wandten sich nach der Zerstörung ihres Dorfes nach Parensen und baten um Aufnahme, wurden aber abgewiesen. Darauf wandten sie sich nach Bovenden, wo sie auch aufgenommen wurden. Auf diese Weise ist ihre etwa 500 Morgen große Feldmark an Bovenden gekommen.

45.

Der Strahlenkamp bei Fredelsloh.

Der Strahlenkamp bei Fredelsloh ist ein schöner Eichenwald. Er soll ursprünglich dem Kloster Uessinghausen gehört haben und an das Nonnenkloster zu Fredelsloh verpachtet gewesen sein. Die Pachtzeit war abgelaufen und die Nonnen in Fredelsloh sollten ihn zurückgeben; diese aber wünschten gar sehr ihn zu behalten und baten deshalb, man möchte ihnen den Kamp nur so lange lassen, bis daß dasjenige was sie darauf säen würden, Früchte trüge. Darauf gingen die Mönche in Uessinghausen ein: die Fredelsloher Nonnen säeten aber Eicheln darauf, aus denen der schöne Eichenwald hervorgegangen ist, und so ist dieser Kamp an das Kloster Fredelsloh gekommen.

46.

Die Ahlsburg.

Dieß ist der Name eines großen Forstrevieres bei Rothenkirchen, welches der Stadt Moringen gehört. Früher war es Ei-

genthum eines Mannes Namens Ahlsburg. Dieser wandte sich, da er keine Erben hatte, nach Fredelsloh und machte den Fredelslohern den Antrag ihn bis zu seinem Tode zu unterhalten, wofür er ihnen das Holz schenken wolle. Diese wiesen aber den Vorschlag zurück. Darauf wandte er sich an die Bewohner von Moringen, die klüger waren und seinen Vorschlag annahmen. So zog er denn nach Moringen, wo er schon nach drei Tagen starb. Auf diese Weise ist der Wald an Moringen gekommen.

47.

Der Nonnenweg bei Odagsen.

1. In Edemissen ist früher ein Nonnenkloster gewesen. Aus demselben hat ein ausgemauerter Gang unter der Erde hin, in der Richtung von Odagsen, nach einem Winkel geführt, der wohl drei Morgen groß ist. Hier hatten die Nonnen ein Bethaus, so groß, daß ein Haufen Roggen auf der Stelle wachsen kann. Die Stelle, wo das Bethaus gestanden hat, heißt noch dat hilgen hûs und gehörte dem Kloster zu Fredelsloh. Von Edemissen gingen die Nonnen nach dem Bethause entweder durch den unterirdischen Gang, oder auf dem sog. oberen Wege, welcher sich über dem unterirdischen befand, und gerade so breit war, wie der untere. Auf dem oberen Wege wuchs damals nichts, jetzt ist er aber mit schönem Grase bewachsen. Die Nonnen haben diesen Weg, das ûrbân swat genannt, der Gemeinde Edemissen geschenkt, die ihn den einzelnen Bauern im Dorfe der Reihe nach zum Mähen überläßt. Das ûrbân swat ist früher sogar über den Heerd eines Hauses in Edemissen gegangen.

2. Auf dem Wege von Odagsen nach Edemissen hat füher ein altes Haus gestanden, welches den Nonnen zu Einbeck gehörte und worin diese oft halbe Tage gesessen haben. Sie gingen aber niemals auf dem gewöhnlichen Wege dahin, sondern auf einem andern, dessen Richtung durch die verschiedenen Feldmarken das Volk noch jetzt kennt und den Nonnenweg nennt.

48.

Das Wendfeld bei Einbeck.

Der Theil des Einbecker Holzes, welcher sich links (nördlich)

von den Hubewiesen, vom Hubehause bis zum Greener Wege, erstreckt, ist das sog. Wendfeld. Früher war es Ackerland und gehörte zu der Braunschweigischen Domäne in Greene. Doch da es die Einbecker seit langer Zeit in Pacht gehabt hatten, so nahmen sie es endlich als ihr Eigenthum in Anspruch. Darüber entstand ein Prozeß, der aber zu Gunsten der Herzoglich Braunschweigischen Domäne mit dem Zusatze entschieden wurde, daß die Einbecker noch eine Ernte von dem Lande haben sollten. Diese besäeten nun das Land mit Eichen, und die Zeit hat sie zu Eigenthümern des Landes gemacht. So wird in Einbeck erzählt.

Nach einem Berichte aus Brunsen soll das Wendfeld, welches dort gewöhnlich das Junkernholz genannt wird, ursprünglich zwei alten Nonnen gehört haben, die sich in Brunsen aufhielten. Diese wollten dasselbe auch der Gemeinde Brunsen vermachen, wenn man sie dafür bis zu ihrem Tode unterhalten wollte. Doch die Bauern wollten davon nichts wissen, weil sie doch Holz genug hatten. Darauf gingen die beiden Nonnen nach Einbeck, wo sie auch aufgenommen wurden. Dafür vermachten sie den Einbeckern das genannte Holz, mit der Bedingung, daß es, wenn es einmal abgeerntet wäre, wieder an Braunschweig zurückfallen solle. Die Einbecker haben aber Eichen darauf gesäet, und so ist es bei Einbeck geblieben.

49.

Der Rohrbeck.

Einst kamen zwei Nonnen nach Einbeck und baten sie aufzunehmen und bis zu ihrem Tode zu unterhalten; dafür wollten sie der Stadt den Zehnten im Benser Felde, Pinkler Felde, im halben Reinser Thal u. s. w., mit einem Worte in der ganzen Feldmark bis nach Rothenkirchen hin schenken. Allein die Einbecker wiesen sie ab und so gingen sie nach Rothenkirchen, um dort ihre Bitte und ihren Antrag vorzubringen. Unterdessen hatten sich die Einbecker die Sache nochmals überlegt und sich kurz entschlossen die Nonnen aufzunehmen. Sie eilten ihnen also nach und holten sie auch noch auf dem Wege nach Rothenkirchen ein; jetzt wollten aber die Nonnen ihrer Einladung nicht folgen, sondern setzten ihren Weg nach dem Dorfe Rothenkirchen fort, dem sie

den ganzen Zehnten schenkten, wofür sie bis zu ihrem Tode unterhalten wurden. Den Einbeckern schenkten sie aber für ihren guten Willen den sog. Rohrbeck, einen Anger, der zwei Jahre abgemäht, im dritten aber abgehütet wird.

Nach einer andern Sage hatte der Rohrbeck einer Nonne gehört. Diese hatte sich gegen die Gemeinde Odagsen erboten ihr den Anger zu schenken, wenn diese sich dagegen verpflichtete sie bis zu ihrem Tode zu unterhalten. Da die Odagser auf das Anerbieten der Nonne nicht eingingen, so wandte sich diese nach Einbeck und schenkte den Anger der Stadt, von der sie auch bis zu ihrem Tode ernährt wurde.

50.

Die beiden Mönche.

Zwei aus ihrem Kloster in Gandersheim vertriebene Mönche kommen nach Einbeck und suchen bei dem dortigen Rathe Zuflucht und Schutz; dafür erklären sie sich bereit der Stadt den in der Stadt belegenen sog. Mönchehof — jetzt eine Braunschweigische Domäne — mit allem Zubehör abzutreten. — Dieß konnten sie, weil sie die letzten Mönche ihres Klosters waren. — Doch der Rath weist sie mit ihrer Bitte und ihrem Anerbieten zurück. Darauf gehen die beiden durch das Benser Feld nach Rotenkirchen, welches damals noch an einer anderen Stelle, hart am Fuße des Grubenhagens, gelegen haben soll, und machen dem dort Hof haltenden Herzoge denselben Antrag, den sie vorher dem Einbeckschen Rathe gemacht hatten. Aber auch von diesem abgewiesen, machen sie sich traurig auf den Rückweg nach Einbeck. Alt und halb verhungert, wie sie sind, müssen sie sich auf der Hälfte des Weges im Benser Felde niedersetzen, um ein wenig zu rasten und das Stückchen hartes Brot, welches einer von ihnen noch bei sich hat, zu verzehren. Mittlerweile hat der Herzog sein Verfahren gegen sie bereut und sendet ihnen einen reitenden Boten nach, um sie zurückzuholen. Der Bote trifft sie noch an der Stelle, wo sie sich niedergesetzt haben, und fordert sie auf mit ihm zurückzukehren, da der Herzog bereit sei sie aufzunehmen. Jetzt aber weigern sie sich beharrlich mit ihm nach Rotenkirchen zurückzukehren, weil sie einmal abgewiesen seien, schenken indessen dem

Herzoge aus Dankbarkeit für den noch nachträglich bewiesenen guten Willen den Benser Zehnten von 2200 Morgen und stellen darüber eine Urkunde aus. Zum Dank nun für diese Schenkung soll der Herzog an der Stelle, wo sein Bote die beiden Mönche im Felde sitzend traf, die beiden im Pinckler Felde beisammen stehenden Denksteine, vom Volke Sünte Jeust oder Jaust genannt, haben aufrichten lassen.

51.

Die Koppelweide.

Der Andershäuser Kuhhirt hütete einst die Kühe auf dem Anger, der sich von Andershausen nach Kuventhal hinunterzieht. Am äußersten Ende desselben ist ein Stück, etwa einen Morgen groß, (bî den öweren slope genannt), welches auch die Kuventhaler als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen. Dahin trieb nun auch der Kuventhaler Hirt seine Heerde, und so geriethen hier die beiden Hirten mit einander in Streit. Die Andershäuser kamen ihrem Hirten zu Hülfe, um den fremden Hirten zu vertreiben, aber auch die Kuventhaler blieben nicht zurück. Nachdem so eine heftige Prügelei Statt gefunden hatte, entstand über das bezeichnete Stück zwischen beiden Dörfern ein langwieriger Prozeß, der so viel Geld kostete, daß das ganze streitige Stück davon hätte mit Thalern bedeckt werden können. Endlich war der Prozeß für Andershausen fast schon gewonnen, als eines Tags ein alter Hirt, der in seiner Jugend in Kuventhal bei dem Hirten als Hirtenjunge gedient hatte, von einem anderen Dorfe, worin er jetzt lebte, wieder einmal nach Kuventhal kam und den alten Müller besuchte. Listig fragte ihn dieser, ob er nicht in seiner Jugend manchmal beim oberen Schlupf sein Morgenbrot gegessen hätte, denn so weit habe er doch das Vieh getrieben: wenn er sich dessen entsinne und es beschwören wolle, so wolle er ihm einen Thaler geben. Zuerst stutzte der Hirt, dann aber sagte er, er wolle es beschwören. Darauf fragte der Müller weiter, ob er nicht wisse, wo der andere Hirtenjunge, der ihm damals geholfen habe, geblieben sei, auch dieser solle von ihm einen Thaler haben, wenn er dasselbe beschwöre. Auch dieser wurde ausfindig gemacht, und die beiden alten Hirten beschworen

nun, daß sie in ihrer Jugend das Vieh bis zum oberen Schlupf getrieben und dort ihr Morgenbrot gegessen hätten. So verloren die Andershäuser den Prozeß. Da sie sich aber damit noch nicht beruhigen wollten, weil sie die Eide für falsch erklärten, so ward ein Vergleich geschlossen und das streitige Stück für Koppelweide (koppelhauwe) erklärt. Die beiden Hirten aber, welche falsch geschworen hatten, gehen nach ihrem Tode auf dem Anger um. Es kommt nämlich den Leuten, die Nachts von Kuventhal nach Andershausen gehen, hier ein heftiger Wind und ein dicker schwarzer Nebel entgegen, dabei hört man ein lautes Sausen in der Luft. Das sind die beiden Hirten.

52.

Das Fährhaus bei Lippoldsberge.

Der Landgraf von Hessen war einst auf dem Landtage [Reichstage]. Hier gerieth er, der ein reifer Mann war, mit dem Kaiser, der noch sehr jung war, in einen Streit und ward so zornig, daß er diesem eine Ohrfeige gab. Dafür ließ ihn der Kaiser gefangen nehmen und zu Wien in einen Thurm setzen. Schon hatte er zwei Jahre in dem festen Thurme gesessen, da erschien vor ihm im Thurme ein Mann — es war aber der Böse — und fragte ihn, ob er denn Lust habe ewig in dem Thurme zu sitzen; wenn er ihm verspreche in seinem Lande die Hexen nicht mehr zu verfolgen und zu verbrennen, so wolle er ihn in sein Land bringen, er brauche nur zu bestimmen, wohin er wolle. Der Landgraf nahm den Vorschlag an, versprach die Hexen in seinem Lande nicht mehr zu verbrennen und forderte, der Böse solle ihn nach dem Fährhause bei Lippoldsberge bringen. Darauf flog der Teufel mit dem Landgrafen erst nach Cassel; der Landgraf erinnerte ihn aber an sein Versprechen ihn nach dem Fährhause zu bringen, und nun bringt der Teufel den Landgrafen wirklich hin zum Fährhause bei Lippoldsberge an der Weser. Der Fährmann mit Namen Westphal nimmt ihn, der von dem langen Aufenthalte rauh und unordentlich (prummelig) aussah, in sein Haus auf und gibt ihm, da sie gerade essen, auch Speise, erst braunen Kohl, dann auch noch ein tüchtiges Stück Wurst, verweigert es aber den Fremden, so sehr dieser auch darum bittet, über Nacht im Hause zu behalten, da

dieß von dem Landgrafen verboten sei. Doch der Sohn des Fährmannes fühlt Mitleid, macht sich heimlich an den Fremden und sagt diesem, er möge nur mit ihm gehn, er werde ihn heimlich auf den Heuboden führen, wo er schlafen könne. Nachts um zwei Uhr wolle er ihn wecken; sein Vater würde nichts merken, da er mit den Knechten erst um 4 Uhr aufstände. So thut auch der Fremde und geht fort, nachdem er von dem Jungen noch ein gutes Frühstück mit auf den Weg erhalten hatte. Als die Knechte am anderen Morgen aufstehen, finden sie an die Thür geschrieben: in dieser Nacht hat hier der Landgraf von Hessen geschlafen. Der Sohn sagt nun zum Vater, es würde ihnen gewis übel ergehen, da er den Landgrafen habe wegjagen wollen. Nach drei Tagen werden Vater und Sohn nach Cassel zum Landgrafen gerufen. Dieser tritt ihnen zuerst in demselben Anzuge entgegen, in dem er im Fährhause erschienen war und spricht: daß der Alte ihn nicht habe im Hause behalten wollen, sei ganz recht gewesen, weil es ja verboten gewesen sei; dafür aber, daß er ihm zu essen gegeben habe, solle er und seine Nachkommen die Fähre ohne Pacht haben, so lange der Name Westphal bestehe. So hat nämlich der Fährmann geheißen.

53.

Die vier Linden auf der Hube bei Einbeck.

Da wo jetzt an der Hube die vier Linden stehen, haben einst vier Hirten, die über die Weide mit einander in Streit gerathen waren, sich gegenseitig mit den Peitschen zu Tode „geklappt.“ Einer, der noch nicht ganz todt war, gab sich mit einem Messer vollends den Tod.

Ausführlicher erzählt eine andere Sage:

Die Andershäuser Hut und Weide hat früher bis zur Lüt an der nordöstlichen Seite der Hube gereicht. Jetzt gehört das „Andershäuser Wendfeld“ den Braunschweigschen Dörfern Brunsen und Holtershausen, ist Gemeinheit (gemeinte) und dient zur Hut und Weide. So lange es noch den Andershäusern gehörte, hatte der Schäfer aus Salzderhelden daselbst Hut und Weide und machte sein Nachtlager vor Andershausen. Der Andershäuser Kuhhirt hütete auch dort, und der Brunser und Holtershäuser ka-

men ebenfalls dahin. Diese Hirten, mit Ausnahme des Schäfers von Salzderhelden, geriethen einst auf dem Wendfelde hinter dem Hubethurme über die Weide mit einander in Streit, der so heftig wurde, daß sie ihre Messer in die Peitschen banden und sich damit „zu Schanden schlugen.“ Seit der Zeit trieb der Andershäuser Hirt nicht mehr dahin, und als später die Braunschweigische Regierung, viel früher als die Hannöversche, von ihrem Lande Karten anfertigen ließ, wurde das Andershäuser Wendfeld ohne weiteres als Braunschweigsches Gebiet verzeichnet und ist so schließlich ganz an Braunschweig gekommen.

54.

Der Stein bei Edemissen.

Vor dem Dorfe Edemissen steht auf einem kleinen Rasenplatze, der sich zwischen der Heerstraße und dem Kirchhofe befindet, ein roh behauener Stein von ziemlicher Größe. Von diesem wird Folgendes erzählt.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges hat an dieser Stelle ein Bauer aus Edemissen einen Franzosen erschlagen und beigegraben. Der Franzose hatte den Bauern flehentlich gebeten ihn leben zu lassen, denn er habe zu Hause Weib und Kinder; doch dieser hat kein Erbarmen gehabt. Die Leiche des Erschlagenen streckte aber die Hand aus dem Grabe heraus, und so oft man auch Erde darauf warf und sie so bedeckte, so stand sie doch am andern Morgen wieder aus der Erde heraus. Da setzten endlich die Leute diesen Stein darauf, und seitdem kann die Hand nicht wieder aus der Erde hervorkommen.

55.

Die feindlichen Brüder.

Dicht vor Stöckheim, an der linken Seite des Weges, der von Drüber her zum Dorfe führt, stehen zwei hohe Feldsteine, welche sich 4—5 Fuß über den Boden erheben. Auf beiden ist ein Pflugrad, Pflugeisen und ein Pflugstock (rüe) eingegraben. Ein dritter ist in den Boden versunken, so daß nur noch ein

kleiner Theil emporragt. An diese Steine knüpft sich folgende Ueberlieferung.

Zwei Brüder, ein jeder von einem Knechte begleitet, treffen sich hier beim Pflügen, gerathen miteinander in Streit und erschlagen sich alle vier mit den Pfluggeräthen. Hier liegen sie begraben. Der eine hatte gesagt, wer von ihnen Unrecht hätte, dessen Grabstein solle sinken, und so sind auch zwei Grabsteine gesunken, die beiden anderen aber stehen noch. Man hat versucht den einen gesunkenen Stein wieder zu heben und aufzustellen, aber er ist wieder in die Erde gesunken.

56.

Bestrafung des Felddiebstahls.

Es stehn in verschiedenen Feldmarken der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen und darüber hinaus Steine, an denen ein Pflugrad oder eine Pflugschar eingehauen ist oder sein soll. Von diesen Steinen geht die Sage, daß darunter ein Mann begraben liege, dem an der Stelle dafür, daß er einen im Felde stehenden Pflug bestohlen (das Eisen davon genommen hatte), der Kopf abgepflügt wurde. Dem Frevler, der diese Strafe erleiden sollte, ward vorher ein Lager in der Erde bereitet und dann der Pflug so über ihn weggeführt, daß ihm das Eisen den Kopf abschnitt.

Ein Stein dieser Art steht nahe bei dem Dorfe Diemarden an dem Wege nach Reinhausen. Dann noch in folgenden Gegenden: bei dem Dorfe Hullersen im Amte Einbeck „unter der Linde“; bei dem Dorfe Eilensen hart an der Straße, die von Einbeck nach Dassel führt; bei dem Dorfe Amelsen im kleinen Anger, auf welchem das Pflugrad noch deutlich zu erkennen ist, und auf dem Kreuzplatze bei Oldendorf. Der Mann, welcher an dieser Stelle todt gepflügt wurde, geht dort noch jetzt in ganz schwarzer Gestalt um.

Zwei solche Steine stehn bei Lüthorst, unter denen zwei Männer begraben liegen, welche Ackergeräthe aus dem Felde gestohlen hatten; zwei andere an der entgegengesetzten Seite des Dorfes, da wo der Weg nach Wangelstedt führt. Einst hatte ein Mann aus Lüthorst einen dieser Steine weggeholt, um ihn

zu einer Treppe vor seinem Hause zu benutzen. Da erhob sich in jeder Nacht in dem Hause ein so starkes Gepolter, daß die Menschen es nicht mehr darin aushalten konnten. Dieses dauerte so lange fort, bis der Stein wieder an seine Stelle gebracht war.

Auch im Pinkler Felde der Einbecker Feldmark bei „Gerken Brunnen" nicht weit von der Linde, an der Stelle, welche man up Sünte Jaust nennt, befinden sich zwei solche Steine. Unter einem derselben (nach andern unter beiden) soll ein Mann begraben sein, dem der Kopf abgepflügt wurde, weil er einen Pflug aus dem Felde gestohlen hatte. Um die Jahrszeit, wo er die Strafe erlitt, geht er noch immer ohne Kopf um den Stein herum. Einige meinen, er habe deshalb keine Ruhe, weil sich später herausstellte, daß er unschuldig war.

Endlich stehn noch bei dem Dorfe Meensen links am Wege, der nach Münden führt, zwei Feldsteine, auf denen ein Rad eingegraben ist. Unter dem einen liegt ein Mann begraben, dem der Kopf abgepflügt wurde, weil er einen Grenzstein verrückt hatte.

57.

Der Kirchenräuber.

Etwa in der Mitte des Weges zwischen Lüthorst und Hunnesrück steht eine Gruppe Weidenbäume. Hier liegt ein Mann, der eine Kirche beraubt hatte, begraben; er kann aber im Grabe noch immer keine Ruhe finden. Nachts sieht man ihn an dieser Stelle mit glühenden Augen, wie er sich mit seinen Händen ein Grab wühlt. Ist er damit fertig, so wirft er sich hinein. Am nächsten Tage aber wird das Grab jedes Mal wieder zerwühlt, und er muß sein Werk immer wieder von Neuem beginnen.

58.

Das Denkmal auf dem Donnersberge.

Bei dem Kloster Derneburg im Fürstenthum Hildesheim liegt der sog. Donnersberg. Auf diesem Berge befindet sich ein Denk-

mal von weißem Stein (Marmor), worauf eine Nonne abgebildet ist, die auf jeder Seite einen Pater neben sich hat.

Einer Nonne im Kloster, die gesündigt hatte, träumt in der Nacht, sie würde auf der Höhe des Berges, der nachher den Namen Donnersberg erhielt, vom Blitze erschlagen. Der Traum wiederholte sich ihr in der zweiten und eben so auch in der dritten Nacht; zugleich hatte ein schweres Gewitter schon drei Tage über dem Kloster gehalten. Sie theilt nun ihren Traum den anderen Nonnen mit, die sie darauf auf den bezeichneten Berg führen lassen, indem zwei Pater sie in ihre Mitte nehmen. Kaum ist sie auf der Höhe angekommen, so entladet sich auch das Gewitter; ein furchtbarer Blitzstrahl fährt hernieder und erschlägt die Nonne.

59.

Der Nonnenberg bei Wiebrechtshausen.

Bei Wiebrechtshausen ist der so genannte Nonnenberg. An diesen Nonnenberg knüpft sich die folgende Sage. Ueber dem Nonnenkloster steht einst drei Tage lang ein Gewitter. Die Aebtissin weiß sich dies gar nicht zu erklären und vermutet zuletzt, daß unter ihren Nonnen eine sei, die schwer gesündigt habe. Sie läßt daher alle Nonnen beichten und eine gesteht auch eine schwere Schuld ein. Diese wird nun von der Aebtissin verurtheilt auf den Berg zu gehn, über welchem das Gewitter vorzugsweise hält, dort Gott ihre Sünde zu gestehen und ihm Abbitte zu thun. Die Nonne thut, wie ihr befohlen ist; da aber entladet sich das Gewitter, erschlägt die Nonne und schlägt sie tief in den Berg hinein. Die dadurch entstandene Vertiefung ist noch zu sehen, und alle Versuche dieselbe auszufüllen sind bis jetzt vergeblich gewesen.

60.

Der Kuhstein.

Im Edesheimer Felde, an dem Wege von Imbshausen nach Hohenstedt, zwischen der Hohenstedter »Dene« und dem Edeshei-

mer Bruche stand früher ein „alter, grauer, mit Moos bewachsener“ Stein von etwa 4 Fuß Höhe und 2 Fuß im Durchmesser, der Kuhstein genannt, der seinen Namen daher bekommen haben soll, daß die Kühe sich an ihm zu reiben pflegten. Das um denselben liegende Feld heißt noch „bei dem Kuhsteine“, obgleich der Stein selbst vor einigen Jahren weg gekommen ist, ohne daß man weiß, wohin er gestoben und geflogen ist. — Von diesem Kuhsteine wird Folgendes erzählt:

1. Einst jätete eine Frau aus Edesheim in ihrem Flachse. Schon war sie fast damit fertig und hatte nur noch ein kleines Stück zu jäten, als sie von einem heftigen Gewitter überrascht wurde. Trotz dem war sie entschlossen nicht eher fort zu gehn, als bis sie das Stück Land ganz ausgejätet hätte. Sie sprach diesen Entschluß in den vermessenen Worten aus: sie wolle nicht eher fort gehn, und sollte sie auch in einen Stein verwandelt werden. Darauf that sie, um nicht zu sehr durchnäßt zu werden, einen Mantel um und gebot ihrer Tochter, die bei ihr war, nach Hause zu gehn. Kaum hatte diese den Rückweg angetreten, als sie hinter sich einen gewaltigen Donnerschlag hörte; sie sah sich um und bemerkte an der Stelle, wo sie ihre Mutter verlassen hatte, statt derselben diesen Stein.

2. In Hohnstedt war früher ein kleiner adelicher Hof, der vor längeren Jahren verkauft ist. Auf diesem Hofe diente einst eine Magd, die hatte, — wie es denn in der Gegend überall Sitte ist, daß die Knechte und die Mägde Lein gesäet bekommen — hinter der Dene ihren Lein gesäet bekommen. Der Herr war aber so schlimm, daß er an den Werkeltagen seinen Mägden die Zeit nicht gönnte eine Stunde an ihrem Flachse zu arbeiten; das musten sie des Sonntags nebenbei verrichten. Als nun der Flachs so weit war, daß er gejätet werden muste, sprach das Mädchen: mein Herr gönnt mir an den Werkeltagen die Zeit nicht, daß ich meinen Flachs ausjäte, so will ich nur am Sonntage hingehn und ihn ausjäten, so ist er fertig; ist es dann Sünde, so hat es mein Herr zu verantworten. Als es nun wieder Sonntag geworden war, ging das Mädchen Morgens ganz früh hin und fing an zu jäten. Als es nun bald damit fertig war, kommt ein furchtbares Gewitter. Es fängt an zu blitzen, zu donnern und zu regnen, als wenn die Erde vergehn sollte. Da spricht das Mädchen: donnere und regne du nur zu; ich gehe doch nicht

eher von hier weg, als bis ich fertig bin, und sollte ich zu einem Steine werden. Kaum aber hat sie diese Worte ausgesprochen, so kommt ein Blitz und ein Schlag und verwandelt das Mädchen in einen Stein, der an derselben Stelle stehen geblieben ist und den Namen Kuhstein erhalten hat. An dem Steine ist eine Frauengestalt abgebildet gewesen, und wenn einer mit einer stumpfen Barte oder mit einem stumpfen Beile hineingehauen hat, so soll er geblutet haben. Das haben die Alten oft erzählt.

61.

Während eines Gewitters soll man nicht essen.

Auf dem Wege von Wulften nach Osterode, in der Nähe des kleinen Dorfes Uehrde, ist auf einem Anger ein Feldstein aufgerichtet, der die Stelle bezeichnet, wo ein Schäfer vom Blitze erschlagen wurde. An diesen Stein knüpft sich folgende Ueberlieferung. Zwei Schäfer hüteten hier ihre Heerden, als ein furchtbares Gewitter heraufzog. Der eine schlief gerade, der andere aber, welcher eben aß, ließ sich durch das Gewitter darin nicht stören. Da ließ sich plötzlich von oben herab eine Stimme hören, die sprach: den Schlafenden laß schlafen, den Fressenden schlag todt. Kaum waren die Worte gesprochen, als auch ein Blitzstrahl niederfuhr und den Essenden erschlug; der Schlafende aber blieb am Leben.

62.

Der Schäferstein.

Auf dem Wege von Adelebsen nach Uslar liegt auf dem Schäferberge der sog. Schäferstein, ein großer Feldstein.

Ein junger Schäfer weidete immer am Fuße des Berges seine Heerde und verliebte sich bei dieser Gelegenheit in eine schöne Müllerstochter. Er erklärte ihr seine Liebe und begehrte sie zur Frau. Doch sie blieb spröde und wies seine Bewerburg stets ab. Endlich erklärte sie, wenn er einen großen Stein, der unten im Thale lag, den Berg hinauf wälzen würde, dann wolle sie seine Frau werden. Der Schäfer machte sich daran und wälzte

wirklich den Stein den Berg hinauf; als er ihn aber auf die Höhe des Berges geschafft hatte, sank er todt nieder. Der Stein, den er hinaufgewälzt hat, ist der Schäferstein.

63.
Der Kellerstein.

Auf dem Wege von Adelebsen nach Lödingsen befindet sich der Kellerstein. Bevor die Heerstraße gebaut war, lagen hier drei große Steinblöcke. Wer sich Abends in der Dämmerung auf einen dieser Steine setzte, um zu ruhen, war jedesmal, wenn er wieder aufstand, mit dem Steine eine ziemlich weite Strecke zur Seite gerückt, ohne daß er es gemerkt hatte. Am andern Morgen lag der Stein immer wieder an seiner alten Stelle.

64.
Der Stein bei Sudheim.

Wenn man bei Sudheim von der Heerstraße links nach dem Dorfe Hillerse abgeht, so kommt man auf den sog. Hilleschen Bèk, einen mit Weiden bepflanzten und von einem kleinen Bache durchschnittenen Anger. Gleich vorn an der ersten Weide sieht man noch in gleicher Fläche mit dem Boden die Reste eines Sandsteins, der sich früher fast in Mannes Höhe aus der Erde erhob. Auf diesem Steine war das Bild eines Mädchens ausgehauen, und darin waren zwei Löcher Fußstapfen ähnlich.

Ein Mädchen war angeklagt ihr eigenes Kind umgebracht zu haben, aber sie war unschuldig. Daher sagte sie, als sie vor den Richtern stand, auf einen da liegenden Sandstein hindeutend, sie wäre so gewiß unschuldig, wie sie durch diesen Stein hindurchtreten würde, als wenn es Butter wäre. Mit diesen Worten trat sie auf den Stein und mit beiden Füßen auch sogleich hindurch. So wurde sie frei gesprochen und der Stein, mit ihrem Bilde versehen, an diese Stelle geschafft und da aufgerichtet. Er ist aber allmählich ganz verschwunden, weil die Leute immer Stücke davon schlugen, indem der Glaube im Volke herrschte, daß ein Stückchen von diesem Steine gegen mancherlei Krankheiten, wie gegen Gicht und Fallende Sucht, äußerst wirksam sei.

65.

Stein wird weich.

Zwei Könige führen mit einander Krieg, der eine ist dem andern weit überlegen an Macht, da sein Land viel größer und sein „Volk“ (d. h. Heer) viel zahlreicher ist. Ermüdet vom Kampfe und voll der grösten Besorgnis wegen des Ausgangs der am nächsten Tage bevorstehenden neuen Schlacht, legt sich der schwächere König Abends auf sein Lager, welches auf dem Boden für ihn bereitet ist, und gibt sich ganz seinen trüben Gedanken hin. Er betet zu Gott und bittet diesen ihm den Sieg zu verleihen. Endlich schläft er ein. Da träumt ihm, eben so gewis, wie sein Pferd in den Stein hinein träte, als wäre es Butter, und sein Schwert einschneiden würde in den Felsen, eben so gewis würde er mit seinem kleinen Heere über des Feindes Uebermacht siegen. Sein kleines Hündchen, ein Spitz, der neben ihm liegt, weckt ihn am frühen Morgen, und mit frohem Muthe besteigt er sein Pferd. Wie er dahin sprengt, kommt er auf eine Felsplatte, und siehe! des Pferdes vier Hufe drücken sich tief in den Stein ein, so daß die Abdrücke der Hufe noch jetzt deutlich zu sehen sind. Darauf nimmt er auch sein Schwert und schlägt damit auf den Felsen, und auch das Schwert dringt in den Felsen ein und läßt eine tiefe Kerbe darin zurück. Als es nun zur Schlacht kam, gewann er den vollständigsten Sieg.

66.

Der Räuber bei Oldershausen.

In der Nähe von Oldershausen wohnte ein Räuber in einem Felsen, der einen verborgenen Eingang hatte. Von diesem Felsen lief ein Draht quer über den Weg hin zu einer Quelle, um die er so gelegt war, daß ein Wanderer, der aus der Quelle trinken wollte, sich jeden Falls darauf setzen muste. Wurde auf diese Weise der Draht berührt, so setzte er eine Glocke in Bewegung, die dem Räuber von der Nähe des Reisenden Kunde gab. So oft sich nun die Glocke bewegte, kam der Räuber aus dem Felsen hervor und ermordete den Reisenden, wenn er Geld und Gut bei sich hatte; hatte dieser nichts bei sich, so ließ er ihm

zwar das Leben, nöthigte ihm aber einen Eid ab, daß er ihn nicht verrathen wollte. Schon lange hatte der Räuber sein Unwesen getrieben und schon zehn Menschen gemordet, als ihm einst träumte, der Böse stehe vor ihm und kündige ihm an, noch zehn Jahre würde er leben, dann aber werde er kommen und ihn für seine vielen Verbrechen mit sich nehmen. In jeder folgenden Nacht erschien ihm der Böse wieder, hielt ihm alle seine Schandthaten vor und rechnete ihm dann vor, wie viele Tage und Stunden er noch zu leben habe; er schilderte zugleich die Marter, die er zur Vergeltung würde auszustehen haben. Als nun die zehn Jahre um waren, zerbarst der Felsen in große Stücke, die weit umher flogen; der Räuber aber ward von dem Bösen entführt und sitzt in der Hölle bei ungeheueren Schätzen auf einem glühenden Kohlenbecken. Sobald er etwas berührt, wird es zu Feuer und brennt. In jedem zehnten Jahre darf der Räuber in der Nacht, wo ihn der Böse entführt hat, um die Zeit der Geisterstunde einmal zu dem Felsen zurückkehren und muß dann dem ersten Reisenden, der da vorbei kommt, jedes Mal den zehnten Theil seiner geraubten Schätze geben; die Menge der Schätze bleibt sich aber darum doch gleich, weil das davon genommene sich von selbst wieder ersetzt. Ein unschuldiger Jüngling, der in dieser Nacht vorbei kommt, kann ihm, wenn er sich freiwillig dazu versteht, drei der Leidensjahre abnehmen, die jener in der Hölle zubringen muß. Während der drei Jahre, welche der Jüngling in der Hölle verlebt, darf er sich weder waschen noch kämmen, sich den Bart nicht abnehmen und die Nägel nicht schneiden, dazu kein Vaterunser beten. Dann erhält er nach Ablauf dieser Zeit ungeheuere Schätze, die aber nicht die geraubten sind und die er in der letzten Nacht noch „lösen“ muß. Wohl aber darf er in den drei Jahren arme Leute für sich ein Vaterunser beten lassen; doch muß er dies gleichsam erkaufen, indem er den Armen Schätze giebt, über die er in drei Nächten des Jahres frei verfügen kann. Betet er selbst in der Zeit nur ein einziges Vaterunser, so muß er die ganze dem Räuber bestimmte Zeit von zehn Jahren in der Hölle abbüßen, der Räuber aber ist erlöst und braucht nicht mehr auf die Erde zurückzukehren. Hält er gar die drei Jahre nicht aus, so ist er selbst dem Teufel verfallen, und des Räubers Leidenszeit beginnt wieder von vorn.

67.

Der Seckelnborger.

Bei Mandelbeck, in der Mandelbecker Forst, sollen die Ruinen der Seckelnborg (Sichelburg) liegen. Auf ihr wohnte der Seckelnborger, ein Raubritter. Nach andern war er ein Räuber, der in dem genannten Walde, welcher ihm gehörte, in einer Felshöhle oder in einer Grube hauste. Dieser Seckelnborger war sehr grausam. Allen Menschen, die in seine Hände fielen, selbst den armen Leuten, die sich aus dem Walde Holz holten, schnitt er mit einer Sichel den Kopf ab. Er soll selbst den Frauen die Brüste abgeschnitten haben.

Der Seckelnborger hatte, um seine Verfolger zu täuschen, die Hufeisen verkehrt unterschlagen lassen; deshalb konnte er, so sehr man ihm auch wegen seiner vielen und großen Unthaten nachstellte, niemals erhascht werden. Einst war man ihm aber doch auf die Spur gekommen und verfolgte ihn hitzig; er aber sprengte in der Richtung von Osterode fort. Als er nun auf seiner Flucht auf den Berg bei Osterode gekommen war, welcher Höwesthal (Höwesdal) heißt, wickelte er seinem Pferde den Mantel um den Kopf, sprengte hinab in die Tiefe und ward zerschmettert.

Der Leichnam wurde nach Mandelbeck gebracht; aber weil er so gottlos gewesen war, wollte man ihn in keinem Orte auf dem Kirchhofe begraben lassen. Die Bewohner von Langen-Holtensen und von Denkershausen weigerten sich des; die letztern wollten nicht einmal zugeben, daß die Leiche durch ihren Ort gefahren würde. Das ließen die Lagershäuser doch wenigstens zu. Endlich wurde er in Wiebrechtshausen unter der Dachtraufe der dortigen Kirche begraben. Dafür fiel die Mandelbecker Forst, welche ihm gehört hatte, dem Kloster Wiebrechtshausen zu. Die Lagershäuser erhielten dafür, daß sie die Leiche durch ihr Dorf hatten fahren lassen, die Berechtigung in der Mandelbecker Forst Abfallholz lesen zu dürfen. Der Pfarrer von Edesheim, welcher dem Seckelnborger „den Leichentext gehalten“, bekam von dieser Zeit an jährlich acht Klafter Holz, welche auch bis auf den heutigen Tag dem jedesmaligen Pastor von Edesheim geliefert werden. Noch jetzt zeigt man den Grabstein des Seckelnborgers, auf dem eine menschliche Figur abgebildet ist, welche eine Sichel um den Hals hat.

68.

Hans von Eisdorf.

Bei Eisdorf liegt eine Felshöhle. In dieser hauste vor Zeiten ein Räuber, mit Namen Hans von Eisdorf, der dadurch allen Nachforschungen entging, daß er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt hatte aufschlagen lassen, wodurch seine Verfolger immer auf eine falsche Spur geleitet wurden. Einst erblickten ihn aber mehrere Bewohner von Eisdorf, als er im Begriff war nach der Höhle zurückzukehren, und setzten ihm nach. Um ihnen zu entkommen, spornte er sein Pferd und eilte rasch davon, bis er an einen steilen Felsabhang kam. Hier glaubten ihn seine Verfolger schon sicher zu haben, aber er sprengte den hohen Abhang hinunter. Das Pferd stürzte zerschmettert in die Tiefe; ihn selbst aber faßte der Wind unter den Mantel und trug ihn unverletzt in den Wald. Seit der Zeit hat man nichts wieder von ihm gehört.

Der Abhang, von dem der Räuber mit seinem Pferde herab sprengte, ist nach einigen die steile Felswand bei dem kleinen Dorfe Katzenstein, welches eine gute halbe Stunde von Osterode entfernt liegt.

Nach andern hat Hans von Eisdorf in dem Klinkerbrunnen gehaust. Das ist eine Kalksteinhöhle bei Schwiegershausen, ungefähr zehn Minuten von der Felsenhöhle entfernt, die der tröpfelnde Sinter mit einem unaufhörlichen heimlichen Geräusch erfüllt. An dieser Stelle ist er auch hingerichtet und sein Leichnam in Stücke gehauen, die an verschiedenen Stellen begraben sind. In der Geisterstunde treibt er bei der Höhle noch sein Wesen. Er sucht die Stücke seines Körpers wieder auf und ist einigen als ein schnell vorüberstreichendes Licht, andern als ein Mann ohne Kopf und Arme erschienen. Wer Nachts des Weges kommt, den erfaßt ein geheimes Grauen. Die ganze Höhle soll mit gebannten Geistern angefüllt sein.

69.

Die Lippoldshöhle bei Brunkensen.

Etwa eine Stunde westlich von Alfeld, bei dem Dorfe Brunkensen, liegt die sog. Lippoldshöhle. Will man nicht durch den

Schornstein (eine Spalte in dem Felsen) hinunter steigen, so kann man nur mit Hülfe einer Laterne hinein gelangen. Unten in der Höhle befindet sich die Küche und der Pferdestall, darüber sind mehrere Zimmer gewesen. Hier hat vor Zeiten, einige sagen im 17. Jahrhundert, ein blutdürstiger Räuber Namens Lippold gehaust. Um nicht so leicht entdeckt zu werden, hatte er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt untergeschlagen. Damit aber niemand unbemerkt an der Höhle vorbeigehen könnte, hatte er auf allen Wegen, welche vorbeiführten, Drahtzüge angebracht, die mit einem Glöckchen in der Höhle in Verbindung standen; ging nun einer vorüber und stieß mit dem Fuß an den Draht, so klingelte alsbald das Glöckchen und zeigte so die Nähe eines Menschen an. Alsbald kam der Räuber aus seiner Höhle hervor, schoß die Menschen nieder und beraubte sie. Einst gingen drei junge Mädchen aus Alfeld [auf dem sog. Weinberge] spazieren und wurden von dem Räuber überfallen; zweien von ihnen gelang es noch zu entkommen, die dritte wurde aber gefangen. Der Räuber brachte sie in seine Höhle und zwang sie unter Androhung des Todes ihm einen furchtbaren Eid zu schwören, daß sie ihn nicht verlassen und keinem Menschen etwas von ihm sagen wolle, weder daß er sie entführt habe, noch wo er hause. So blieb sie bei ihm in der Höhle. Kam er von seinen Raubzügen nach Hause, so legte er den Kopf auf ihren Schoß und sie mußte ihn dann so lange krauen (lausen), bis er einschlief. So schlief er täglich auf ihrem Schoße seinen Rausch aus, denn er war dem Trunke sehr ergeben. Als sie schon lange bei dem Räuber in der Höhle gelebt hatte, war gerade in Alfeld Markt, und sie wünschte sehnlich einmal dahin zu gehen. Sie bat ihn also ihr dieß zu erlauben; erst weigerte er sich, doch zuletzt erlaubte er es. In Alfeld angekommen, wollte sie gern einem ihr Leid klagen: da sie aber geschworen hatte keinem Menschen ihr Schicksal zu erzählen, so kniete sie auf dem Markte bei einem Steine vor dem Rathhause nieder und klagte dem ihr Leid. Der Stein wurde, als er dieß gehört hatte, alsbald ganz blau. Weiter erzählte sie noch, wenn man sie befreien wolle, so müsse man gerade im Mittage zur Höhle kommen, wo sie den Räuber krauen müsse und er auf ihrem Schoße schlafe; man möchte nur ein langes Seil mitbringen und durch den Schornstein herablassen, dieses wolle sie ihm dann um den Hals schlingen, worauf man ihn heraufziehen

könnte. Darauf ging sie wieder zurück zu ihrer Höhle. Es hatten aber auch Menschen ihre Klage gehört, und nun beeilten sich die Alfelder sie zu retten. Eines Mittags gingen also mehrere Leute hin zur Höhle; sie hatten ein Seil mitgenommen und ließen dasselbe durch den Schornstein herunter. Während nun der Räuber fest schlief, schlang ihm das Mädchen das Seil um den Hals; doch erwachte er zu früh, und indem die oben ihn heraufziehen wollten, faßte er noch das Mädchen und riß ihr die eine Brust ab. Allein dem Seile vermochte er nicht zu entrinnen und ward so erdrosselt.

Aus einer andern Erzählung verdient noch Folgendes mitgetheilt zu werden:

Der Räuber soll ein Graf Lippold von Wrisberg gewesen sein, der mit einem Waffenknechte in der Höhle hauste. Er überfiel ein Brautpaar aus Alfeld, welches am Hochzeitstage auf dem nahe gelegenen sogenannten Weinberge lustwandelte und sich dabei von den Gästen zu weit entfernt hatte. Der Bräutigam, ein Schmied, ward niedergeworfen, gebunden und blieb so auf der Erde liegen; die Braut aber ward von dem Räuber in die Höhle gebracht, und niemand wuste wo sie geblieben war. Einst benutzte sie die Abwesenheit des Räubers um nach Alfeld zu gehn, und klagte dem Steine auf dem Markte, der noch der blaue Stein heißt, ihr Leid. Auf der andern Seite desselben war ein Pfaffe, der Alles mit anhörte und es dem Schmiede wieder erzählte. Diesem gelang es dann später mit seiner Frau zusammen zu treffen, wobei er mit ihr verabredete den Räuber auf die angegebene Weise zu tödten.

70.

Die Entstehung des Seeburger Sees.

Da wo jetzt der Seeburger See sich ausbreitet, hat vor Zeiten ein stattliches Schloß gestanden, welches ein breiter und fischreicher Graben umfloß, über den eine Zugbrücke führte. Das Schloß und viele Ländereien ringsum gehörten einem Grafen Namens Isang. Dieser führte einen schändlichen und gottlosen Wandel; er raubte schöne Jungfrauen, zwang sie zu seinem Willen und schickte sie dann nach einigen Tagen wieder aus dem

Schlosse fort. Auch die übrigen Bewohner des Schlosses waren eben so ruchlos und schlecht, wie der Graf selbst. Der Graf hatte, ohne daß er darum wuste, eine Schwester, die im Kloster zu Lindau lebte; wohl aber wuste sie, daß der Graf ihr Bruder sei. Diese holte er nun mit seinen Leuten gewaltsam aus dem Kloster und brachte sie auf sein Schloß, wo sie seiner schnöden Lust dienen sollte. Doch Gott verwirrte seinen Geist, so daß er ihr nichts zu Leide zu thun vermochte. Seine Schwester aber flehte zu Gott, daß er alle Thiere der Welt von den Schandthaten ihres Bruders erzählen lassen möchte. Da begab es sich, daß in dem Schloßgraben ein weißer Aal gefangen wurde, den der Koch für den Grafen zubereiten muste. Als der Graf den Aal gegessen hatte, verstand er den Hahnenschrei und hörte, wie dieser rief: Graf Isang, eile, deine Burg geht unter; und dann wieder: willst Du dein Leben retten, so setze Dich auf dein schnellstes Roß. Als der Hahn das erste Mal rief, achtete der Graf der Warnung noch nicht, als jener aber zum zweiten Male warnte und immerfort rief: eile, eile, eile! da sattelte er eiligst sein bestes Roß, warf sich darauf und wollte fort sprengen. In demselben Augenblick aber faßte der Diener, welcher den Aal aufgetragen und, weil er heimlich ein Stück davon gegessen, ebenfalls den Hahnenruf verstanden hatte, das Pferd am Schwanze, um sich so mit zu retten. Doch der Graf hieb ihm mit seinem Schwerte beide Arme ab und so muste er zurückbleiben. Dann sprengte er fort, während der Hahn krähte: sieh dich nicht um, sonst kommst du um, und entkam so allein dem Verderben. Als er bei Berenshausen die Höhe des Meelenberges hinanritt, fühlte er den Boden unter sich wanken (schuddern); erst oben auf der Höhe wagte er es sich umzuschauen und sah nun, wie eben die Spitze des Schlosses versank. Von da wandte er sich nach Gieboldehausen, woselbst er bedeutende Besitzungen hatte, und führte fortan ein gottseliges Leben. Die acht Hufen Landes, welche er vor Seeburg gehabt hatte, bestimmte er den Armen in der Weise, daß von einem Morgen im Winterfelde zwei Scheffel Roggen, im Sommerfelde zwei Scheffel Hafer, im Brachfelde aber nichts gegeben werden solle. Zugleich hatte er erklärt, „wer auf das Land mehr setze“, mit dem werde er am jüngsten Tage zu Gerichte gehen. Dennoch müssen die Leute jetzt vom Morgen fünf Scheffel geben. Jene acht Hufen heißen Koland (Kaland?) und

von dem Ertrage derselben, der zum Theil an die Schule in Heiligenstadt fällt, zum Theil mehreren Geistlichen zukommt, wird auch die Vergütung für die Gebete bezahlt, die noch alle vier Wochen für des Grafen Seele gehalten werden.

71.

Der Güß bei Herzberg.

1. An der Stelle dieses großen Teiches, welcher östlich von Herzberg liegt, hat früher ein schönes Schloß gestanden, welches aber mit Mann und Maus versunken ist. Dieses Versinken war die Strafe für einen großen Frevel. Einst kam nemlich ein Fremder hungerig und ganz ermüdet ins Schloß und bat um Aufnahme und Speise, doch er ward mit Hohn abgewiesen. Die Besitzerin des Schlosses, eine Gräfin, ging sogar soweit, daß sie ihm Brot mit Koth bestrichen reichen ließ. Da fluchte der Fremde dem Schlosse und rief des Himmels Zorn auf dasselbe herab. Der Fluch ging in Erfüllung und das Schloß versank. Zu bestimmten Zeiten können noch die Sonntagskinder in der Tiefe die Zinnen des Schlosses sehen. Ein Wassertaucher (wâterdüker) ist zweimal hinabgestiegen und hat jedesmal Sachen aus dem Schlosse mit heraufgebracht. Doch als er zum dritten Male unter Verheißung eines großen Lohnes hinabsteigen sollte, um eine bestimmte Sache heraufzuholen, erklärte er sich zwar endlich dazu bereit, fügte aber hinzu, wenn es mislänge, so würde ihm der Hals umgedreht werden und dann ein blutiger Streif auf der Oberfläche des Wassers sichtbar werden. Er kam nicht zurück, und es zeigte sich, wie er es vorhergesagt hatte, ein Blutstreif wie ein Reif auf dem Wasser.

2. An der Stelle des Teiches war vor Zeiten nur ein kleiner Sumpf. Die Bewohner von Herzberg forderten einst einen Wassertaucher auf in den Sumpf hinabzusteigen und zuzusehn, ob es wahr sei, daß ganz Herzberg auf einem Pfale stehe. Der Wassertaucher verstand sich gegen das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung dazu, sagte ihnen aber, wenn er hinabgestiegen sei und es kämen drei Blutstropfen auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, dann werde er nicht wieder zurück kehren, und alle sollten machen, daß sie davon kämen. Als er in die

Tiefe gegangen war, wartete die versammelte Menge lange auf seine Wiederkunft, bis endlich nach einer Stunde die drei Blutstropfen auf dem Wasser sichtbar wurden. Da gingen die alten Leute nach dem Rathe des Tauchers schnell davon; die jungen lachten aber über ihre Thorheit und wollten abwarten, was weiter geschähe. Plötzlich entstand ein großes Geräusch und rings um den Sumpf sank die Erde ein mit allen, die dort stehn geblieben waren. Die Tiefe aber füllte sich mit Wasser und so entstand der Güß. — Man glaubt, unten im Teiche sei eine Drache gewesen, welcher den Taucher getödtet habe.

72.

Das Erdloch bei Elvese.

Auf einer Wiese bei Elvese, nicht weit von der Heerstraße, die nach Nörten führt, befindet sich ein tiefes mit Wasser angefülltes Loch, welches für unergründlich gilt und dem sich keiner gern nähert. Es führt den Namen „Runden Theils Brunnen.“ Einst hüteten Jungen an einem Sonnabend auf dieser Wiese die Pferde und bekamen Lust die Tiefe des Loches auszumessen. Zu dem Ende nahmen sie von ihren Pferden die Halftern (halteren) und banden dieselben an einander, unten befestigten sie einen Stein daran. Als nun einer der Jungen diese in das Loch hineinhielt, wurden sie ihm dicht vor dem Finger von einer unsichtbaren Hand abgeschnitten, so daß sie alle in das Loch hineinfielen und untergingen. Am Abend mußten nun die Jungen die Pferde ohne Halftern nach Hause bringen, was schlecht genug ging. Am andern Morgen, es war Sonntag, hingen diese in den herum stehenden Weidenbäumen ganz zerrissen und zerfetzt. Kein Mensch weiß, wie sie aus dem Loche in die Weidenbäume gekommen sind.

73.

Der Erdpfuhl bei Lüthorst.

An der Stelle des jetzigen Erdpfuhls (Erpauls) bei Lüthorst hat früher ein gräfliches Schloß gestanden. Der Graf hatte sich

in ein schönes Mädchen aus einem benachbarten Dorfe verliebt und sie verführt, indem er ihr versprochen hatte sie zu heirathen. Später verlobte er sich mit einer Standesgenossin und wollte das Mädchen mit Geld abfinden, was diese jedoch nicht annahm. Als nun am Hochzeitstag der Brautzug in die Kirche gekommen war, und das Brautpaar vor den Altar treten wollte, da sahen sie die frühere Geliebte des Grafen quer vor dem Altare stehen. Der Graf war Anfangs erschrocken, faßte sich aber bald, erklärte das Mädchen für wahnsinnig und befahl sie aus der Kirche heraus zu schleppen. Das Mädchen, welches bis dahin bleich, unbeweglich und sprachlos dagestanden hatte, schien jetzt mit einem Male wie aus einem Traume zu erwachen und sagte: „wenn auch der irdische Richter dich nicht bestraft, so wird doch der himmlische Vater über dich Recht sprechen.“ Mit diesen Worten stürzte sie todt nieder. Gottes Gericht aber trat auf der Stelle ein. Die Erde erdröhnte und spaltete sich zu einem weiten und tiefen Schlunde, worin das Schloß mit allen seinen Bewohnern versank. — Der Schlund ist der Erdpfuhl; er gilt für unergründlich, und das Volk trägt Scheu sich ihm zu nähern.

2. Auf dem Erpaulskampe pflügte ein Bauer am Vormittage eines Sonnabends. Er hatte ein Paar magere und schwache Pferde, und so sehr er diese auch mishandelte, so ging doch die Arbeit nicht schnell von Statten. Als es 1 Uhr Mittags geworden war und es schon läutete, hatte er sein Stück noch nicht umgepflügt, und die Pferde wollten nicht mehr von der Stelle gehn. Da schilt der Bauer, wüthet (wütenîrt) und spricht: das Stück solle herum, und wenn es der Teufel herumbringe. Als er aufblickt, sieht er unten auf dem Grase ein wohlgenährtes schwarzes Pferd gehn. Da spricht er zu dem Jungen, den er als Treiber bei sich hatte, er solle hingehn und das schwarze Pferd einspannen. Dieses kommt ihm schon entgegen und läßt sich willig statt der beiden abgetriebenen Pferde, die ausgespannt wurden, vor den Pflug spannen. Das Pferd zieht mit furchtbarer Gewalt, und bald ist der Acker umgepflügt. Kaum ist dieß vollbracht, so geht das Pferd mit dem Pfluge und dem Bauern, „der nicht vom Pferde kommen kann“, durch eine Hecke und in den Erdpfuhl hinein. Der Junge aber, vor dessen Augen dieß geschehen war, ist nach Lüthorst gegangen und hat davon Meldung gethan. Der Bauer und der Pflug sind nie wieder gesehen.

Andere erzählen die Geschichte so:

Ein Bauer aus Lüthorst pflügt mit einem ganz abgetriebenen Pferde in der Nähe des Erdpfuhls. Als die Betglocke vom nahen Dorfe herüberschallt, bleibt das Pferd von selbst stehen. Der Bauer aber spottet und fragt das Pferd: „machst du Miene zu beten? wir beten nicht, das bringt kein Brot.“ Damit peitscht er das Pferd von Neuem an und hört nicht eher auf, als bis es todt niederstürzt. Da flucht er: „ich wollte, daß der Teufel käme!“ Alsbald steigt ein schwarzes Roß aus dem Boden; willig läßt es sich von ihm vor den Pflug spannen, und er will nun weiter pflügen. Da verdunkelt sich mit einem Male die Luft und es fängt an furchtbar zu donnern und zu blitzen. Jetzt besteigt der Bauer das Roß und will schnell nach Hause reiten, da hört er aber hinter sich ein schallendes Hohngelächter; er schaut sich um und sieht den Teufel auf dem Pfluge sitzen. Der ergreift den Zügel des Rosses und fährt mit dem Bauern und dem Pfluge in den Erdpfuhl hinein.

3. Einst sagt ein Mädchen aus Lüthorst, sie wolle in den Erdpfuhl springen und zum Andenken ihre Pantoffeln da stehen lassen, die Leute möchten nur Acht darauf geben, ob etwas weißes aufs Wasser käme; geschähe dieß, so sollten sie nur ruhig stehen bleiben, kämen aber zwei Blutstropfen aufs Wasser, dann sollten sie aufs schnellste davon laufen. Als sie hineingesprungen ist, kommen zwei Blutstropfen auf das Wasser; da eilen die Leute schnell fort bis auf den Teichbrink, wo sie nicht mehr weiter können. Aus dem Wasser kommt nun ein Haken ihnen nach, der will sie ins Wasser ziehen; allmählich wird aber aus dem Haken ein Hund, das ist der Teufel gewesen; doch ist dieser wieder zurückgelaufen. Dann kommt eine Stimme aus dem Erdpfuhle, die sagt: unten in der Tiefe wäre eine schöne Stube, und darin ein goldener Tisch und ein goldener Haspel; an dem Tische aber säße eine weiße Jungfrau, und ein großer Hund wäre mit einer Kette an dem Tische „festgebannt.“ Ein Mensch, der noch nichts Böses gethan hätte, ließ sich die Stimme weiter vernehmen, könne die weiße Jungfrau erlösen und werde dafür große Schätze bekommen.

4. Da wo jetzt der Erdpfuhl ist, hat vor Alters eine Kirche gestanden. Diese ist in die Erde versunken, und so der Pfuhl entstanden. Noch jetzt befindet sich in der Tiefe eine goldene

Glocke; sie steht auf einem Tische und unter dem Tische liegt ein großer schwarzer Hund. Weil nun die Rede so geht, kommt ein Taucher (wâterdüker), nimmt Leute aus Lüthorst mit und will die goldene Glocke herauf holen. Die Leute aus Lüthorst sind dem Manne behülflich, machen über dem Erdfalle ein Gewinde und befestigen daran ein langes und starkes Seil. Nun geht der Taucher an dem Seile hinunter, sagt aber vorher, wenn er ziehe, so sollten sie aufwinden. Nachdem er eine Weile unten gewesen ist, zieht er, und sie winden ihn in die Höhe. Als er wieder heraus gekommen ist, erzählt er, daß es unten ganz so sei, wie die Rede gehe; eine goldene Glocke stehe auf einem Tische und ein großer schwarzer Hund liege unter demselben. Er wolle noch einmal hinunter und die Glocke seilen; wenn er sie geseilt hätte, dann wolle er ziehen und sie sollten ihn hinaufwinden, wenn sie aber wänden und er käme nicht wieder herauf, dann wäre er verloren und die Glocke sei nicht zu gewinnen (to redden); in diesem Falle käme Blut aufs Wasser. Sie sollten dann, fügte er hinzu, in Zukunft niemals wieder einen dazu lassen. Als er wieder eine Weile unten gewesen ist, und die Glocke geseilt hat, rührt er das Seil. Jetzt fangen sie an zu winden, aber obgleich viele an der Winde stehen und sich abmühen, so wissen sie doch kaum die Winde herum zu bringen, so schwer ist die Glocke. Auf einmal wird es ganz leicht und sie winden das leere Seil wieder empor. Als sie es heraufgewunden haben, da finden sie etwas Blut daran, und ein Bischen kommt auch aufs Wasser. Der Taucher aber erscheint nicht wieder.

74.

Die Lüthorster Glocke.

1. Auf dem Kirchthurme zu Ellensen hatte man eine Glocke aufgehängt, die nicht getauft war. Als sie nun zum ersten Male geläutet wurde, flog sie fort und in den Erdpfuhl bei Lüthorst. Hier wurde sie später von einer Sau ausgewühlt und auf dem Thurme in Lüthorst aufgehängt.

2. Einst hütete der Sauhirt auf dem Kirchenplatze des zerstörten Dorfes Bedesau, welches innerhalb der jetzigen Lüthorster Feldmark lag. Seine Tochter geht über den Platz und sieht, daß

eine Sau im Boden herumwühlt und daß etwas aus der Erde heraussteht. Sie sieht wohl, daß es ein Ding ist, weiß aber nicht, daß es eine Glocke ist; sie faßt es an und versucht es herauszuziehen, es geht aber nicht. Endlich erkennt sie darin eine Glocke, und da ihr einfällt, daß sie wegfliegen könne, so nimmt sie ihr Haarband und bindet dieses in den Glockenring. Der Sauhirt kommt nun auch hinzu, und da er sieht, daß es eine Glocke ist, schickt er das Mädchen nach Lüthorst und läßt hinsagen, sie möchten kommen und bestimmen, was mit der Glocke gemacht werden solle. — Die Lüthorster waren bis dahin ohne Glocke gewesen. — Diese Glocke wurde nun nach Lüthorst gebracht und im Kirchthurme aufgehängt; es ist die große Glocke, die dort noch hängt. Davon ist es eine gemeine Rede in Lüthorst, die Glocke singe: Sû sand, mäkens hårband.

75.

Der Opferteich in Moringen.

1. Der Opferteich in Moringen, dessen Tiefe nach dem Volksglauben unergründlich ist, hat seinen Namen daher erhalten, weil früher an demselben geopfert sein soll. Ein daran stoßendes Haus heißt das Opferhaus und hat dieselbe Freiheit von Abgaben, wie der erste Pastor in Moringen. In den Teich ist die Glocke der in der Nähe stehenden St. Martini-Kirche geflogen, als deren Pathe gestorben war. Man hört ihr Geläute noch alle Jahre einmal aus der Tiefe des Teichs herauf schallen.

Einst stieg ein Taucher in den Teich hinab, um die Glocke zu suchen. Anfangs konnte er sie nicht finden; endlich entdeckte er sie, aber sie war mit Ketten angebunden und wurde von einem höllischen Hunde bewacht. Der Taucher ist zweimal auf dem Grunde gewesen und zweimal glücklich wieder heraufgekommen. Als er aber zum dritten Male hinuntergegangen war, kehrte er nicht wieder zurück, und es ließen sich Blutstropfen auf der Oberfläche des Wassers sehen.

2. Auf dem Thurme der sog. Todtenkirche im Oberdorfe Moringen haben zwei Glocken gehangen, die nicht getauft waren. Diese sind weggeflogen und in den Opferteich gesunken. Hier werden sie von zwei weißen Jungfrauen so lange bewahrt, bis

einer herabkommt und ihnen Namen giebt. Ein Wassertaucher, der in einen Korb gesetzt würde, worüber eine Glasglocke wäre, und so in den Opferteich hinabgelassen würde, könnte sie heraufholen, wenn er zuvor gesagt hätte, wie sie heißen sollen. Bis jetzt ist aber noch keiner gekommen; darum sind die Glocken auch noch immer unten auf dem Grunde des Opferteiches.

76.

Der Glockensumpf bei Grone.

1. Die Glocke im Kirchthurm zu Grone ist ungetauft gewesen. Da erhebt sich in der Nacht ein furchtbarer Sturmwind und weht dieselbe weit weg an die Stelle, welche jetzt der Glockensumpf einnimmt, wo sie in die Erde versinkt. Es ward nachgegraben, aber man konnte die Glocke nicht wiederfinden. Da meldete sich ein Mann, der bereit war hinabzusteigen; wenn er die Glocke gefunden hätte, so wollte er das eine Ende des Seils darum schlingen und alsdann ein Zeichen geben, damit sie aufgezogen würde: nur dürfe dabei kein Wort gesprochen werden. Er stieg hinunter und fand unten einen schwarz gedeckten Tisch, worauf die Glocke stand. Er „seilte" dieselbe und gab dann das Zeichen zum Hinaufziehen; da sprach aber einer der obenstehenden Bauern: nur zu! und in demselben Augenblicke reißt das Seil und dem Manne wird der Hals umgedreht. Auf diese Weise ist der Glockensumpf entstanden, woraus die Grone ihren Ursprung nimmt.

2. Hetjershausen ist früher katholisch gewesen. In jenen Zeiten hatte das Dorf eine schöne Kirche mit drei stolzen Glocken. Die jetzige Kirche dagegen, welche vor etwa funfzig Jahren erst gebaut wurde, ist unansehnlich und hat nur eine Glocke. Die eine von den drei Glocken, welche nicht getauft war, ist in den Glockensumpf geflogen, und zwar an die Stelle, welche das grundlose Loch heißt, worin sich auch von Zeit zu Zeit Menschen, die ihres Lebens überdrüssig geworden sind, ersäufen. Diese Glocke hat man niemals wieder zu Tage bringen können. Die zweite wollten die Franzosen rauben und hatten sie auf einen Wagen geladen, aber trotz dem, daß sie zehn Pferde vorgespannt hatten, konnten sie dieselbe doch nicht weiter schaffen als bis zum Rothenberge (etwa eine halbe Stunde von Hetjershausen) und

musten sie da stehen lassen. Von da brachten die Hetjershäuser die Glocke mit zwei Kühen, welche sie vorgespannt hatten, in das Dorf zurück. Diese ist aber jetzt nicht mehr vorhanden und kein Mensch weiß, wo sie geblieben ist; nur die dritte Glocke ist allein noch im Thurme.

77.

Versunkene Glocken.

In mehreren Dörfern erzählt man, daß Glocken, weil sie nicht getauft waren, aus dem Thurme geflogen und in die Erde versunken sind. So flog die Escheröder Glocke aus dem Kirchthurm in den Brunnen auf dem Glockendrische. Die Glocke von Imbsen im Amte Dransfeld flog wohl zwei Stunden weit in die Nähe von Offensen. Wo sie in die Erde gesunken war, entstand eine starke Quelle, der sogenannte Immesche born, der für unergründlich gilt. Zwei Lauenberger Glocken flogen auf die Glockenwiese in die zwei Glockenbrunnen, die sich daselbst befinden. Die Leute aus Lauenberg haben sie aber wieder ausgegraben.

78.

Die versunkene Kirche.

Zwischen Kaierde und Delligsen ist eine sumpfige Wiese, das Meer genannt. In dieser Wiese befinden sich mehrere tiefe, mit Wasser gefüllte Löcher, die das Volk für unergründlich hält und vor denen viele eine gewisse Scheu haben. Da wo jetzt eins der tiefsten Löcher ist, soll vor alten Zeiten eine Kirche in die Erde versunken sein. Von Zeit zu Zeit hören Leute, die dort vorübergehen, noch die Glocken in der Tiefe läuten. Jetzt soll die Kirche unter einem, ungefähr einen Büchsenschuß davon entfernten, gegenüber liegenden Hügel liegen, wohin sie sich, wie man meint, gezogen hat.

79.

Der Salzbrunnen zu Salzderhelden.

Dieser soll nach der Sage auf folgende Weise entdeckt sein. Ein Schweinehirt hütete an dieser Stelle die Schweine, die lustig

im Boden wühlten. Eins derselben hatte sich viel im Schlamme gewälzt: als es nun von der heißen Sonne wieder getrocknet war, sah der Hirt, wie es mit einer weißen Kruste überzogen war, die er alsbald als Salz erkannte. Nun fing er an zu suchen und fand so die Salzquelle.

80.

Hungerquellen.

Quellen, deren Wasser zu Zeiten versiegt, dann aber wieder reichlich fließt, nennt man Hungerquellen. Es ist nemlich ein sehr verbreiteter Glaube, daß theure Zeiten bevorstehn, wenn die Hungerquellen fließen (laufen). Ein Hungerborn, an dem diese Sage haftet, befindet sich bei Einbeck am Fuße der Hube. — Wenn der Weingarten bei Hohnstedt läuft, so gibt es theure Zeiten. — Wenn de Lutterborn (bei Herberhausen oder Helperhûsen) löpet, sau gist et düere tîen; bûet âwer in de Helperhüsche möle de spennen un int rad de swögelken (Schwalben), sau sint et gaue tîen. — Bei Brüggen im Amte Alfeld befindet sich die so genannte Sèbenbeke. In gewöhnlichen Jahren ist da trockenes Land; in nassen dagegen fließt das Wasser in sieben Furchen darin herunter. Geschieht dieß, so erwartet man theuere Zeiten. — In der Nähe von Moringen liegen drei Quellen nahe beisammen, Mârsprung genannt, aus denen die More entsteht. Im hohen Sommer versiegen sie; das Wasser soll an einem bestimmten Tage ausbleiben und eben so an einem bestimmten Tage wieder zum Vorschein kommen. Fließen sie länger als gewöhnlich, so ist das ein Vorzeichen von eintretender Theurung. Diese Quellen sollen auch mit der etwa sieben Stunden davon entfernten Weser in Verbindung stehn. Steigt das Wasser der Weser über einen gewissen Punkt, so fangen sie an zu fließen; sinkt dagegen die Weser unter diesen Punkt, so verschwinden sie.

81.

Kinderbrunnen.

Es ist auch ein sehr verbreiteter Glaube, daß die neu geborenen Kinder aus Brunnen oder Teichen kommen, und fast an

jedem Orte finden sich bestimmte Brunnen oder Teiche, von denen dieses gesagt wird. Solche Kinderbrunnen sind folgende: der Molkenborn bei Münden, der Weeneborn bei Ballenhausen, der Kinderpump bei Senneckerode, der Përborn oder Rischenborn bei Gelliehausen, der Haselborn bei Großen Lengden, der Klingeborn bei Diemarden, der Jühnborn bei Waake, das Heerbörneken (Hirtenbrünnlein) bei Roringen, der Reinhardsbrunnen (Reinsbrunnen) bei Göttingen, der Glockensumpf bei Grone, der Kubbekesborn bei Adelebsen, der Hasselbrunnen bei Northeim, der Speckeborn bei Moringen, der Kapellenborn bei Fredelsloh, der Weingarten bei Hohnstedt, der große Teich bei Vogelbeck, die Böke (ût der Böke) bei Echte, der Wenneborn bei Negenborn, der Hungerborn bei Iber, der Johannisbrunnen bei Einbeck, der Hünenborn bei Kohnsen, der Kaspaul bei Kuventhal, der Hilleborn bei Mark-Oldendorf, der Slopborn bei Krimmensen, der Ilkenborn bei Sievershausen am Sollinge. In den benachbarten Braunschweigischen Aemtern kommen sie ebenfalls vor, so der Luhborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunsen, der Tünnekenborn bei Bartshausen, der Vogelborn bei Eimen.

In Odagsen kommen die Mädchen aus dem Tünnekenborn, die Knaben aus dem Wellenborn; auch Vardeilsen hat einen besondern Knabenbrunnen „under der steinkûle" und einen Mädchenbrunnen etwa zwanzig Schritte davon in einem Bache. In Holzerode kommen die Kinder aus dem Glockenborn, aber auch aus dem Rattenstein, einem Felsen mit einer kleinen Höhle.

Zwischen der Papiermühle bei Kleinen Lengden und dem Eichenkruge befindet sich eine Quelle, deren Wasser der nahen Garte zuströmt. Aus dieser Quelle holt eine Wasserjungfer die neugeborenen Kinder und bringt zugleich den ältern Geschwistern Geschenke mit.

In den Ilkenborn bei Sievershausen werfen die Kinder noch jetzt Brot, Zwieback und Blumen. Auch in den Reinhardsbrunnen bei Göttingen ließen früher die Mütter oder Mägde, welche die kleinen Kinder dahin führten, diese Kuchen oder Zwiebäcke in das Wasser werfen, oder thaten es auch selbst. Es geschah dies namentlich zu Pfingsten. Den Kindern wurde dabei vorgesprochen, es sei das eine Gabe für die ungeborenen Kinder, die in dem Brunnen säßen.

82.

Versunkene Wagen.

1. Bei Lagershausen ist ein Pfuhl, der Nickelpaul genannt; er ist etwa halb so groß, wie eine Stube, und nach dem Volksglauben unergründlich. In diesen soll eine Kutsche hinein gefahren und sammt den Pferden darin versunken sein.

2. In der Nähe von Oldershausen liegt ein nach der Sage unergründlicher Sumpf, der früher einen bedeutenden Umfang hatte, jetzt aber schon ziemlich zusammengeschwunden ist. Das Volk nennt ihn die Düwelsbüdde (Teufelspfütze). Dieser soll dadurch entstanden sein, daß an dieser Stelle ein mit vier schwarzen Pferden bespannter Wagen, worin eine Prinzessin saß, welche sich auf der Flucht befand, in die Tiefe versank.

3. Bei der Ziegelei in der Nähe von Adelebsen ist ein tiefes Loch mit Wasser, früher soll es ein großer Teich gewesen sein. Hierin ist einst eine Gräfin, die in einem mit vier Pferden bespannten Wagen daher gefahren kam, mit Wagen und Pferden versunken. Nachts hört man noch aus der Tiefe heraus ein Aechzen.

4. Bei Kleinen-Lengden ist ein Fels, an welchem das Bild eines Pferdes ausgehauen ist. Von diesem Felsen ist einst ein Wagen, der von dem rechten Wege abgekommen war, herunter gestürzt. Die Menschen sind in der Garte ertrunken. Seit der Zeit geht es dort um. Einige sagen ein schwarzer Hund lasse sich dort sehn.

5. Eine Prinzessin wollte auf dem sog. Kampwege von Bösinghausen nach Ebergötzen fahren. Von einem Irrlichte irre geleitet, fährt der Kutscher zu weit rechts und geräth auf eine Klippe, von welcher der Wagen herabstürzt. Die Prinzessin fand so ihren Tod. Das ist die weiße Jungfrau, welche jetzt da umgeht.

83.

Die Jungfrau in der Leine.

Nachts zwischen 12 und 1 Uhr steigt bei Salzderhelden eine Jungfrau aus der Leine heraus und wandelt auf einer Wiese herum. Ihre Haare sind sehr lang und ihr Gewand ist schnee-

weiß. Auf den Armen trägt sie ein Kind, welches sie unter vielem Weinen auf ihren Armen wiegt.

84.

Das Wasser will sein Opfer haben.

1. Die Leine verlangt alle Jahre ihre zehn Opfer — de Leine fret alle jår teine — und wenn diese auch nicht ertrinken, so kommen sie auf eine andere Weise um. So brachte in einem heißen Sommer eine Magd den Knechten des Hauses, welche vor Hollenstedt im Felde arbeiteten, ihr Essen. Sie war sehr durstig und fragte, ob sie in ihrem Kruge nicht noch etwas zu trinken hätten. Doch diese hatten alles ausgetrunken und sagten also, sie möchte doch hin zur nahen Leine gehn, die hier sehr seicht war, und daraus trinken. Das Mädchen ging auch hin, setzte sich an den Rand des Ufers und trank; sie stand aber nicht wieder auf, denn sie war todt.

2. Ein Knabe wollte durchaus an das Wasser, allein man wollte es ihm nicht erlauben. Man hielt ihn auch von dem Wasser zurück, aber er starb dennoch bald nachher.

3. Auf dem Pfingstanger vor Hollenstedt sind drei Brücken. Ein Dragoner, der nach Stöckheim will, reitet einst über den Anger. Bei der mittleren Brücke hört er aus dem Wasser heraus eine Stimme laut rufen: is er noch nich, sau kümt he åk nich, und in demselben Augenblicke kommt ein Knabe daher gelaufen. Der Dragoner denkt daran, daß das Kind ertrinken könne (wenn es ins Wasser gezogen würde), läßt schnell seinen ledernen Handschuh fallen und sagt zu ihm, es möchte ihm doch den Handschuh aufheben und reichen. Als der Knabe ihm nun den Handschuh reicht, faßt er ihn bei der Hand und hebt ihn vor sich aufs Pferd. Gleich nachher ist der Knabe aber dennoch vor ihm auf dem Pferde gestorben.

85.

Vorzeichen des Ertrinkens.

Er sind jetzt 29 Jahre her, da fischten Nachts zwei Brüderpaare aus Hollenstedt in der Bölle, da wo dieselbe in die Leine

fällt. Das Wasser der Bölle ist reiner, und die Fische ziehen sich gern dahin. Schon hatten sie einen Eimer voll Hechte und Butfische gefangen, da hörten sie plötzlich von der Leine herüber dreimal den Ruf Hülfe, der aus dem Wasser zu kommen schien. Wiewohl einige von ihnen gleich vermutheten, daß um diese Zeit hier kein Mensch in Gefahr zu ertrinken sein würde, so liefen sie doch dahin, woher der Hülferuf erschollen war, fanden aber nichts. Sie sprachen im Dorfe nicht davon, weil sie ja nicht fischen durften und in Strafe verfallen wären, wenn dieß bekannt geworden wäre. Um sich aber sicherer zu überzeugen, nahmen sie in der nächsten Nacht, als sie wieder dahin zum Fischen gingen, noch einen fünften mit sich, und abermals hörten sie ganz deutlich von der Leine her dreimal den Ruf um Hülfe. In der dritten Nacht gingen die vier wieder an die Stelle, um zu fischen, und auch diesmal rief wieder eine Stimme aus der Leine dreimal um Hülfe. Am Tage nach dieser Nacht wollte nun ein Knecht aus Hollenstedt, welcher eingefahren hatte, im Mittage seine vier Pferde, welche ganz heiß waren, im Wasser abspülen und ritt mit ihnen in den Kolk hinein; die beiden hinteren hatte er den vorderen an die Schwänze gebunden. Kaum war er aber etwa zehn Schritt weit hineingeritten, als das Pferd, worauf er saß, schon unterging; zwar kam er wieder empor, und man sah ihn noch einmal auf einem anderen Pferde sitzend; aber er vermochte nicht sich zu retten, sondern ertrank vor den Augen von vielleicht sechzig Menschen. Mit ihm waren die zwei sehenden Pferde ertrunken, während die beiden andern, welche blind waren, wieder heraus kamen.

86.

Der einäugige Fisch.

Bei Barbis im Amte Scharzfeld ist ein Teich. In diesem hatte einst ein Schäfer einen großen, ganz mit Moos bewachsenen Fisch gefangen. Da hörte er aus dem Wasser rufen: Jliân, hesIde de swîne all bîdân? Jetzt sah er näher nach und bemerkte, daß der Fisch nur ein Auge hatte, meinte deshalb, es sei der Teufel, und warf ihn wieder ins Wasser.

87.

Das Teufelsbad.

1. Im Teufelsbade, einem Sumpfe zwischen Osterode und Herzberg, badet sich der Teufel jährlich einmal und vertieft dabei mit seinem Schwanze das Loch immer mehr.

2. Ein Fischer aus Osterode fischte einst im Teufelsbade und fing in seinem Netze einen Fisch von der Größe eines Menschen, welcher mit Moos bewachsen war. Er nahm denselben Abends mit nach Hause; am andern Morgen war dem Fischer der Hals umgedreht und der Fisch verschwunden. Dieser Fisch soll der Teufel gewesen sein.

88.

Tils Graben.

Eine Stunde von Bockenem ist ein tiefer Erdfall, Tils Graben genannt, der über 100 Fuß breit sein mag. Er ist mit einem grünlichen Wasser gefüllt. Nach der Sage ist hier vor Zeiten ein Schloß untergegangen. Einst ging ein Mann dahin um zu fischen und fing auch einen großen und dicken Fisch. Er that den Fisch in seinen Tragkorb und ging damit auf Bockenem zu, um ihn daselbst zu verkaufen. Unterwegs ward der Tragkorb immer schwerer und schwerer, so daß er sich genöthigt sah einmal auszuruhen und den Tragkorb auf einen Stein zu setzen. Er will nach dem Fische sehen und findet, daß es ein Ding geworden ist halb Mensch, halb Fisch; der Kopf ist wie der Kopf eines Menschen, das Uebrige ist Fisch. Der Fisch fängt an zu sprechen und sagt, er solle ihn gleich wieder dahin tragen, woher er ihn geholt habe, sonst würde es ihm übel ergehn. Der Mann geht also mit dem Fische zurück nach Tils Graben zu; unterwegs wird das Ding im Tragkorbe wieder leichter und leichter, und zuletzt so leicht, wie es da war, als es gefangen wurde. Als der Fischer damit zum Graben kam, war es auch ganz wieder zum Fisch geworden. Er wollte ihn nun wieder ins Wasser werfen, aber in demselben Augenblicke, wo er ihn hinein werfen will, schlägt ihn der Fisch mit dem Schwanze ins Gesicht und springt ins Wasser. In Folge dessen ist der Fischer nach drei Tagen gestorben.

89.

Die Sülte *).

Wer des Nachts nichts bei der Sülte zu thun hat, bleibe da weg, denn da hat schon mancher mehr gesehn als ihm lieb war. Seitdem zwar die Kasernen auf die Sülte gekommen sind und der Bahnhof nicht weit davon angelegt ist, zeigt sich seltener etwas; aber vor alten Zeiten wimmelte es in dem Wasser von Gespenstern, bis der heilige Godehard ihnen mit dem Weihwedel den Weg zeigte und daselbst ein Kloster gründete. Auch ein höllischer Drache schwamm in dem großen Sülten-Teiche, der that Menschen und Vieh vielen Schaden, bis ihn der heilige Godehard mit einem geweihten Spieße erlegte und ihn in der von ihm gegründeten Godehardi-Kirche zum ewigen Gedächtnis aufhing. Da hängt er noch bis auf den heutigen Tag, ist aber so eingeschrumpft, daß er nur noch wie ein großer Fisch aussieht.

Noch in der westphälischen Zeit sahen die Leute oft um Mitternacht Gespenster in weißen Kleidern in einem Kahne auf dem Sülten-Teiche fahren. Da hatten einige das große Wort und sagten, die Gespenster seien weiter nichts als „Fischdiebe", jedoch hatte keiner den Muth die Fischdiebe gefangen zu nehmen. Es ist auch wohl besser, daß sie mit ihrem Vorwitz davon geblieben sind.

90.

Der Hakemann.

In Brunnen und Flüssen wohnt ein geisterhaftes Wesen, welches die Kinder, die sich unvorsichtig dem Wasser nähern, in die Tiefe zieht. Man nennt diesen Geist den Brunnenmann, gewöhnlich Hakemann, Häkemann, Häkelmann, Häkelkerl, weil er die Kinder ins Wasser hakt. Namentlich soll der Hakemann in dem Opferteiche in Moringen wohnen. In Reinhausen läßt man die Kinder um sie abzuschrecken wohl in das Wasser sehen, indem man sie fest hält. Erblicken sie nun in dem Wasser ihr eigenes Bild, so sagt man, das sei der Häkelmann, der unten im Brunnen sitze. In Amelsen sagt man der Hakemann habe neun Köpfe.

*) Ein Sumpf bei Hildesheim.

91.

Der Wassermann und der Bär.

Ein Bärenzieher, der einen Bären für Geld sehen ließ, kam mit diesem einst zu einer Mühle und bat den Müller ihn mit seinem Thiere über Nacht zu behalten. Der Müller schlug es ab und sagte, es spuke in der Mühle; der Bärenzieher sagte aber, er wolle mit dem Spuk schon fertig werden. Da erlaubte es der Müller, ließ eine Stube heizen und ein Strohlager hinter dem Ofen herrichten. Darauf legte sich der Bärenzieher; der Bär aber kroch unter den Tisch. Als es Nacht geworden war, da trat zwischen 11 und 12 Uhr ein Wassermann in die Stube, der in jeder Hand eine Schüssel mit Fischen hielt. Als er hinaus ging, um sich Oel zu holen, worin er die Fische braten wollte, erblickte er den Mann hinter dem Ofen. Sogleich holte er ein Beil und wollte dem Manne den Kopf abhauen, doch in diesem Augenblicke sprang der Bär unter dem Tische hervor, faßte den Wassermann und warf ihn hoch in die Luft. Da lief der Wassermann eilig fort; die Fische in der Schüssel aber wurden von dem Bären aufgefressen.

92.

Wasserjungfern.

1. In der Leine und andern Flüssen wohnten ehemals Wasserjungfern. Die Kinder wurden vor ihnen gewarnt, weil sie dieselben, wenn sie sich dem Wasser unvorsichtig näherten, bei den Beinen faßten und ins Wasser zogen. — Die Wasserjungfern sind oben ganz wie Menschen gestaltet; unten aber läuft ihr Leib in einen Fischschwanz aus.

2. In der Nordsee badeten einmal zwei Seejungfern (sêwiweken), welche halb Fisch, halb Mensch sind. Ein Mann, welcher sie zufällig sah nahm einer von ihnen die Kleider weg und ging damit in die nächste Stadt in ein Haus. Alsbald folgte ihm das Weib bis in das Haus nach und bat ihn sehr, er möchte ihr doch ihre Kleider wieder geben. Als sie sie bekommen hatte, flog sie sogleich, wie ein Engel, in die Luft.

93.

Die Frau in der Sonne.

Eine Frau konnte, so oft sie gewaschen hatte, ihre Wäsche auf die Sonnenlinie hängen und so trocknen. Einst hatte sie wieder Wäsche aufgehängt, als gerade ein armer Sünder vorbeigeführt wurde, der hingerichtet werden sollte. Alle Leute bedauerten ihn; nur die Frau sagte, er werde es wohl verdient haben, sonst würde er nicht gerichtet. Kaum hatte sie dieß gesagt, als auch ihre Wäsche herunter fiel; nachher konnte sie nie wieder ihre Wäsche auf die Sonnenlinie hängen. Als sie starb, kam sie in die Sonne, wo sie bleiben muß, so lange die Welt steht.

94.

Der Mann im Monde.

Wie die Alten erzählten, sitzt im Monde „der Mann mit dem Dornstrauch.“ Er hatte im Leben den Leuten, die Sonntags zur Kirche gehen wollten, den Kirchweg „zugezäunt“, indem er Dornbüsche und Dornbündel oben auf dem Zaune befestigte. Zur Strafe dafür ist er in den Mond verwiesen.

95.

Der ewige Fuhrmann.

1. Ein Bauer wollte am stillen Freitage in den Wald fahren und ein Fuder Heisterholz daher holen, weil er darauf rechnete, daß an diesem Tage der Förster nicht im Walde sein würde. Er befahl also seinem Knechte den Wagen anzuspannen. Dieser wollte Anfangs nicht mit und meinte, es wäre doch ein hoher Festtag, wo man im Walde kein Holz fällen dürfe, aber am Ende muste er sich doch dazu verstehn. Im Walde hauten sie Heister ab, und als sie ein Fuder aufgeladen hatten, muste der Knecht damit wegfahren. Der Bauer selbst blieb noch, setzte sich auf einen Baumstumpf (stûken), stopfte sich eine Pfeife und steckte sie sich an; als er aber wieder aufstehn wollte, saß er darauf fest und muste so sitzen bleiben. Der Knecht war unterdessen mit

dem Fuder nach Hause gekommen und hatte es abgeladen; als aber sein Herr gar nicht zurückkehrte, ging er wieder hin nach dem Walde und fand ihn hier noch auf demselben Baumstumpfe sitzend, wo er ihn verlassen hatte. Da er nun den Bauern auf keine andere Weise losmachen konnte, so nahm er seine Art und hieb den Baumstumpf ab, wobei fortwährend das Blut aus dem Holze floß. Der Bauer wurde auf diese Weise wieder befreit und konnte mit ihm nach Hause gehn. Später wurde aber der Bauer an den Himmel versetzt und muß dort als Fuhrmann ewig den Wagen fahren. Sein Wagen ist der Siebenstern (säben stëren); vier der Sterne bezeichnen die vier Räder, die drei andern sind die drei vorgespannten Pferde.

2. Ein Fuhrmann war einst mit seinem Wagen stecken geblieben und alle Mühe denselben wieder loszumachen hatte keinen Erfolg, so tief war er gesunken. Die sechs Pferde, welche den Wagen zogen, waren in eine Reihe gespannt; von diesen nahm er nun zwei und spannte sie an die eine Seite, an jeden schinkel eins. Auf diese Weise gelang es ihm endlich den Wagen wieder herauszuschaffen. Dabei hatte er gesagt, er wolle für sein Theil am Himmelreiche ewig fahren (hei wolle vor sîn dël des himmelrîkes èwig fören). So ist er denn mit seinem Wagen an den Himmel versetzt, um da ewig zu fahren. Vor Mitternacht kommt er herauf, nach Mitternacht fährt er zurück (Vor middernacht kümt he rup, nâ middernacht mâkt he wèer torüe).

3. Im Lenglernschen Holze lagen Nachts Hüter und hüteten die Pferde. Mit einem Male hörten sie in der Luft ein furchtbares K l a p p e n, und der ewige Fuhrmann jagte durch die Luft daher. Die Bauern riefen ihm spottend nach, da kam aber der Fuhrmann zurück und rief, indem er ihnen „einen Füllenbraten“ ins Feuer warf: habt ihr geholfen jagen, so sollt ihr auch mit nagen.

96.

Der Nachtrabe.

1. Der Nachtrabe ist ein großer und starker Vogel, der nur bei Nacht fliegt. Mann nennt ihn auch den eisernen Vogel;

weil er eiserne (nach andern eherne) Flügel hat, mit welchen er diejenigen, die ihm nachrufen, zu Tode schlägt. Seine Stimme ist die eines Kolkraben, aber viel stärker; er ruft: hâr, hâr oder wârk, wârk (nach andern twârk oder kârk), und dieser Ruf bedeutet Krieg. Er fliegt mit großer Schnelligkeit; hat man ihn eben in der Nähe gehört, so hört man ihn in einem Augenblicke darauf vielleicht schon eine Stunde von da. Ein Bauer, der ihn bei Andershausen gehört hatte, hörte ihn im nächsten Augenblicke schon bei Kohnsen und gleich nachher bei Mark-Oldendorf rufen.

2. Man glaubt der Nachtrabe sei früher ein Fuhrmann gewesen, der in diesen Vogel verwandelt ward, weil er bei seinen Lebzeiten Menschen und Vieh auf das grausamste mishandelte. Vor seinem Tode soll er gesagt haben, er wolle, daß er für seinen Theil am Himmelreiche immer fahren könne. Daher heißt der Nachtrabe auch der Fuhrmann; in Sievershausen wird er Karenförer (Kärrner) genannt. Alle hundert Jahre kommt er einmal „herum“.

3. Einst ist ein Schäfer Nachts draußen bei seiner Heerde, da kommt der Rabe unter lautem Krächzen daher geflogen. Der Schäfer schreit ihm nach, indem er das Gekrächze nachahmt. Ein anderer Mensch, der zufällig dabei ist, sagt zu ihm, dafür werde es ihm schlimm ergehn. Wirklich sehen sie auch, wie der Rabe auf sie zugeflogen kommt. Der Schäfer nimmt nun schnell neun Hürden und wirft sie auf sich. Der Nachtrabe kommt und spricht zum Schäfer, das sei sein Glück, daß er gerade neun Hürden auf sich geworfen habe; hätte er zehn genommen, so hätte er sterben müssen.

Schlimmer erging es einem andern Schäfer, der gleichfalls dem Nachtraben spottend nachrief. Dieser kam alsbald herbei geflogen, schlug mit seinen eisernen Fittichen die Schäferkarre in tausend Stücke und den Schäfer todt.

4. Einst hüteten Jungen aus Kuventhal die Pferde, als der Nachtrabe daher geflogen kam und rief. „Er gab zu verstehn, daß er Lebensmittel bei sich habe.“ Da riefen die Jungen half part, worauf er ihnen einen Pferdeschinken ins Feuer warf.

5. Auch Knechte aus Merxhausen, welche Nachts die Pferde hüteten, haben einst dem Nachtraben spottend hâr, hâr nachgerufen. Da ward ein Pferdeschinken aus der Luft herab ins Feuer

geworfen, daß ihnen die Funken um die Ohren sprühten, und eine Stimme sprach dazu: »Dieses Mal soll es euch noch so hin gehn; thut ihr es aber wieder, so soll es euch schlecht bekommen.

97.

Hackelnberg.

Hackelnberg ist Oberförster zu Neuhaus im Sollinge gewesen. Ihm träumt drei Nächte hinter einander, er schösse auf der Jagd einen großen Keiler, der ihn aber tödte. Seine Frau bittet ihn deshalb zu Hause zu bleiben, und er thut dieß auch; die andern aber gehn auf die Jagd und erlegen einen großen Keiler. Als sie am Abend von der Jagd zurückkommen, und der große Keiler in den Hof gebracht wird, geht Hackelnberg hinaus, faßt seinen Kopf und hebt ihn in die Höhe. Dabei spricht er die Worte: du bist es also, der mich tödten wollte, und nun bist du selber getödtet! Indem er aber den Kopf des Keilers wieder fallen läßt, ritzt ihm der eine Hauer das Bein; die Wunde, anfangs nicht beachtet, verschlimmert sich und er muß daran sterben. Sterbend spricht Hackelnberg, da er nun doch sterben müsse, ohne auf die Jagd gegangen zu sein, so wollte er auch ewig jagen. Seitdem jagt er am Himmel hin bis ans Ende der Welt. Alle sieben Jahre kommt er einmal herum. Vorauf fliegt der Nachtrabe und ruft sein hâr, hâr! — er ist von ganz ungewöhnlicher Größe — dann kommen die Hunde und bellen gif, gaf; gif, gaf! dann kommt Hackelnberg selbst und ruft lo hô, lo hô! ist aber unsichtbar.

98.

Hackelbergs Grab.

1. Ehe Hackelberg an der Wunde starb, welche ihm der Eber geschlagen hatte, verordnete er, er wolle auf dem Moosberge an der Stelle begraben sein, wohin ihn der Schimmel ziehen würde, den er im Leben zu reiten pflegte; wollte man andere Pferde vor den Wagen spannen, so sollten diese ihn nicht von der Stelle bringen, wenn ihrer auch noch so viele wären. Man befolgte seinen

Willen. Die Leiche ward in einen Kasten gelegt, dieser auf einen Wagen (oder auf einen Schlitten), und der Schimmel davor gespannt. Doch das Pferd wird flüchtig und läuft mit dem Wagen und allem, was darauf ist, mit furchtbarer Schnelligkeit fort, so daß kein Mensch nachkommen kann. Auf dem Moosberge über Sievershausen bricht der Wagen entzwei und das Pferd stürzt todt nieder. Da kommt ein Mann des Weges und gräbt den Kasten ein. Sein Grab findet Niemand der es sucht; nur wer von ungefähr dahin kommt, kann es sehen. Einst fand es ein Schäfer und steckte, um es zu bezeichnen, seinen Schäferstab darauf, auf den er seinen Hut gehängt hatte. Dann eilte er fort, um es auch einem andern Hirten zu zeigen; doch als er mit diesem zurück kam, konnte er die Stelle nicht wieder finden. Erst später hat er durch Zufall Hut und Stock wieder gefunden.

2. Etwa fünf Minuten von dem Preußischen Grenzdorfe Wülperode entfernt, unweit der Ocker und der Eisenbahnstrecke zwischen Vienenburg und Schladen, liegt im sog. Steinfelde ein einzelnes Wirthshaus, welches 1672 erbaut ist und nach dem Namen der Familie, in deren Besitz es sich seit jener Zeit beständig erhalten hat, der „Klöpperkrug" genannt wird. An der Stelle des jetzt zu diesem Kruge gehörenden Gartens soll früher der Wülperöder Gottesacker gelegen haben. — Gegenwärtig befinden sich in diesem Garten noch zwei alte, flach liegende Grabsteine: auf einem derselben ist ein Wappen eingehauen, auf dem andern ein auf einem Maulthiere reitender Mann mit Blechhaube und wehendem Mantel, der in der Rechten einen Streithammer, in der Linken einen Riemen hält, an welchem er einen Hund leitet. Ein anderer Hund läuft frei nebenher. — Die schon sehr verwitterte Umschrift lautet, soweit sie erkennbar, übereinstimmend mit der Angabe des Hauseigenthümers: A. DOMINI 1581, den 13. März.

Hier, heißt es weit und breit in der ganzen Umgegend, auch auf dem Oberharze, liegt Hans von Hackelberg begraben, der wilde Jäger, welcher bei seinen Lebzeiten Braunschweigischer Oberjägermeister war, auf der Jagd durch einen todten Eber verwundet und nach dem Klöpperkruge gebracht wurde, wo er starb.

In dem Klöpperkruge wird noch eine alte Blechhaube aufbewahrt und eine, gleichfalls aus Eisenblech gearbeitete Kopfbedeckung für ein Maulthier. Letztere ist etwas besser erhalten als die

erstere und läßt noch die Spuren einer früheren Ueberkleidung mit einem glänzenden Metall erkennen. Auch ist sie mit Messingnägeln verziert, die in der Form von Rosetten eingefügt sind. Bei Nachgrabungen hat man unter dem Grabsteine einen Hirnschädel und einige andere Knochen gefunden.

Der wilde Jäger jagt nun, nach der allgemein verbreiteten und auch dort bekannten Sage, noch jetzt in den Lüften. In mehreren Ortschaften aber (Wöltingerode und Jerstedt in der Nähe von Goslar) glaubt man, daß das Sternbild des Wagens am nördlichen Himmel Hackelbergs Gespann sei. Hackelberg selbst sitzt im Wagen, ein Knecht mit der Peitsche sitzt verkehrt auf einem der Pferde.

99.

Hackelberg jagt.

1. Hackelberg jagt Nachts zwischen 11 und 12 Uhr in der Luft. Er hat viele Hunde bei sich, die ein laut Gebelle machen, wozwischen er selbst seinen Ruf toho! erschallen läßt. Am Böllenberge zwischen Stöckheim und Moringen hat man ihn oft gehört; eben so auf dem Bleichanger bei Edesheim.

2. Bei Wiershausen ist ein kleiner Eichenwald, welcher Hackelberg heißt. Wenn der Nordwestwind scharf durch die Bäume weht, so sagt man: Hackelberg läßt sich hören.

3. Am Saume des Waldes bei Bilshausen läßt sich Hackelberg hören, alle sieben Jahre kommt er herum.

4. Bei der Krummenwasser-Mühle zieht der wilde Jäger in der Dämmerung durch die Luft und ruft sein hò! hò! Mit dem Gewehre über der Schulter ist er oft daselbst gesehen. Wenn er zieht, so kann man ihn wohl Stunden weit hören, so gewaltig „klappert er mit den Schuhen“. Er schreit auch den Leuten nach.

5. Bei Golmbach ist ein Berg, wo der wilde Jäger jagt. Als ihm einst ein Bauer nachgerufen hatte, schlug er diesem die Mütze ab. Sogleich fing das Gesicht des Bauern an zu schwellen, und am andern Tage war er todt.

6. Hackelberg läßt sich nur im Walde hören.

7. In Kreiensen jagte einst Hackelberg mit seinen klaffenden

Hunden — es mochten ihrer wol dreißig sein — durch ein Haus, dessen vordere und hintere Thür offen standen, unter furchtbarem Lärm hindurch.

8. Hackelberg hält seinen Umzug im Juni, etwa in der Mitte des Monats, und zwar in einer bestimmten Nacht.

9. Hackelberg reitet auf einem weißen Schimmel durch die Luft. Er hat zwei große Hunde bei sich, welche bellen.

10. Hackelberg soll, wenn er durch die Luft dahin zieht, ein feuriges Aussehen haben.

11. Hackelberg jagt die Hexen Nachts durch die von zusammengewachsenen Aesten gebildeten Löcher. Daher rührt das „Zirpen" in der Luft.

12. Als einst Hackelberg bei Eimen vorüber zog, begegneten seine Hunde den Spinnerinnen aus dem Dorfe und schüttelten sich so um diese herum, daß ihnen der Regen die Kleider und die Spinnrocken ganz naß machte.

13. Im Ahlkenberge hüteten Nachts Jungen die Pferde und hatten sich um ein Feuer herum gelagert, als Hackelnberg durch die Luft daher kommt (förl) und sein to hô ruft. Die Jungen rufen ihm nach to hô! da wirft Hackelnberg ihnen einen Pferdeschinken herunter, mitten ins Feuer hinein, daß die glühenden Kohlen ihnen um die Köpfe fliegen. Dabei hören sie die Worte: wenn jî mêe jâget, söll' je âk mêe fröten.

14. Ein anderes Mal hüteten wieder Jungen dort die Pferde, als Hackelnberg vorüber kam und rief. Ein Junge wollte ihm schon nachrufen, doch da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß, wenn er ihm to hô nachriefe, Hackelnberg dann rufen möchte: hest du mêe raupen, sau sast du âk mêe fören und ihn mit sich in die Lüfte nehmen würde.

15. Bauern hüteten Nachts auf dem Anger die Pferde. Sie hatten sich ein großes Feuer angezündet und sich um dasselbe gelagert. Da vernahmen sie mit einem Male ein gewaltiges Sausen und Brausen und sahen etwas durch die Luft daher ziehen, was wie ein gewaltiger Vogel aussah. Zu gleicher Zeit erscholl in der Luft der Ruf hô, hô! Einer von ihnen rief spottend nach hô, hô! erhielt aber, als das Geräusch gerade über ihnen war, eine derbe Ohrfeige. Die Pferde waren schon vorher unruhig und wild geworden und hatten sich nach allen Seiten hin verlaufen, jetzt liefen aber auch die Hüter voll Angst davon.

Als sie am andern Morgen wieder zu der Stelle gingen, fanden sie das Feuer ganz aus einander gerissen und weithin verstreut; auf der Feuerstelle aber lag ein Pferdeschinken.

16. Als die Fichten auf dem Moosberge im Sollinge gepflanzt wurden, blieben die Arbeiter über Nacht draußen und zündeten sich ein Feuer an. Da kam Hackelberg durch die Luft daher gezogen. Die Arbeiter riefen ihm half part zu, und er warf ihnen einen Pferdeschinken ins Feuer.

17. Einst hütete ein Schäfer am Saume des Rotenkircher Waldes, als in der Nacht Hackelberg unter furchtbarem Getöse mit seiner Jagd durch die Luft gezogen kam. Als der Schäfer nun dem Hackelberg Schimpfwörter nachrief, kehrte dieser um und kam auf ihn zu. In seiner Angst flüchtete der Schäfer und legte sich unter elf Hürden, weil er gehört hatte, daß Hackelberg durch eine ungerade Anzahl von Dingen (Brettern, Stöcken u. dgl.) nicht hindurch schlagen könne. Wirklich schlug Hackelberg auch durch zehn der Hürden; die elfte aber leistete Widerstand und blieb ganz. So kam der Schäfer noch glücklich davon.

100.

Die Teiche im Einbecker Walde.

Im Einbecker Walde, an dem Fußwege, der von Einbeck nach Greene führt, liegen die sog. Teiche, jetzt Waldboden und zum großen Theil mit hochstämmigen Bäumen bewachsen. Daß hier früher Teiche gewesen sind, sieht man ganz deutlich, indem man noch drei Dämme wohl unterscheiden kann, welche sich quer durch die Vertiefung ziehen. Ueber die Trockenlegung dieser Teiche erzählt die Sage: Hackelberg wäre hier mit einem Bauern in Streit gerathen und habe in Folge dieses Streites die Teiche versiegen lassen.

101.

Der Haftjäger.

Er ist in seinem Leben ein gewaltiger Jäger gewesen, der nach seinem Tode verflucht ist ohne Ruhe und Rast immerfort

zu jagen. Er zieht mit seinem Gefolge und seinen Hunden durch die Luft; er selbst ruft sein to hô und die Hunde bellen ti hif, ti haf.

102.

Die Hubertushöhle bei Sillium.

Mitten in einem Gehölz, der Hainberg genannt, befindet sich die Hubertushöhle; die Stelle wird jetzt gewöhnlich das Jägerhaus genannt. In früheren Zeiten, wo noch alles katholisch war, sollen sich hier oft viele katholische Geistliche an der Jagd belustigt haben. Ein solcher war auch Hubertus, sonst ein recht frommer Mann, aber auf die Jagd gar sehr erpicht. Seit langer Zeit hatte dieser keinen Hirsch geschossen und verlangte recht darnach wieder einmal einen Hirsch zu schießen. Da ging er am Christabend hinaus auf die Jagd und sprach zu seinen Genossen, heute wolle er einen Hirsch schießen, und wenn dieser das heilige Kreuz Christi zwischen den Hörnern trüge. Es war heller Mondenschein, da sieht er etwa funfzig Schritte vor sich einen großen Hirsch aufspringen; er schießt darnach und trifft ihn auch so gut, daß er gleich todt niederstürzt. Er geht hin zu dem Hirsche und sieht zu seinem Schrecken, daß ihm wirklich das heilige Kreuz zwischen den Hörnern hängt. Voll Bestürzung und Angst geht er nach Hause. Nach seinem Tode muß er mit seinen Hunden als Hasjæger (so) in der Luft daher ziehen und jagen.

103.

Frau Holle.

1. Frau Holle ist eine grauköpfige Alte mit langen Zähnen, welche fordert, daß die Spinnerinnen vor Weihnachten oder doch vor dem Neuen Jahre ihren Rocken abgesponnen haben. Den faulen Spinnerinnen, die dieß nicht gethan haben, pflegt sie in der Neujahrsnacht den Rocken zu verunreinigen; findet sie aber den Rocken abgesponnen, so spendet sie eine Belohnung und steckt ein Geschenk (Geld oder andere Sachen) hinter den sog. Rockenbrief (wockenbreif). Vor 80 Jahren soll dieser Glaube im Amte

Scharzfeld noch ganz allgemein gewesen sein und bei den fleißigen Spinnerinnen das Geschenk jedesmal hinter dem Rockenbriefe gesteckt haben.

2. An jedem Neujahrsabend zwischen 9 und 10 Uhr fährt die Frau Holle mit einem Wagen voll Neujahrsgeschenke durch die Ortschaften, deren Bewohner sie früher verehrt haben, und klatscht mit der Peitsche. Es hören dieses Klatschen jedoch nur die Frommen. Diese kommen dann heraus und empfangen von ihr Geschenke.

Frau Holle bringt auch den Kindern am Neujahrsabend sechs neue, weiße Hemden.

3. Fliegen Flaumfedern (pûsen) in der Luft, so sagt man, Frau Holle mache ihr Bette.

104.

Das Kornweib.

1. Das Kornweib (Kôrenmoimeke oder Kôrenmoimke, bisweilen auch Kôrenwîf und Rockenwîf genannt) wird als eine grauköpfige Alte gedacht, die in zerrissenen Kleidern einhergeht und die Kinder erhascht, die sich in die Kornfelder begeben, um die blauen Kornblumen oder rothen Klatschrosen zu pflücken. Diese führt sie mit sich und raubt sie so den Eltern.

2. Das Kornweib hat rothe Augen und eine schwarze Nase; sie trägt eine weiße Haube und hat ein weißes Laken umgethan.

105.

Das Fräulein von Bönnekehausen.

Bei Großen-Schneen ist der sog. Drisch. Auf diesem soll vor langen Jahren ein Schloß Namens Bönnekehûsen gestanden haben und dort untergegangen (oder zerstört) sein, wobei ein Fräulein, die Tochter des Schloßherrn, lebendig verschüttet wurde. Seitdem geht sie ohne Ruhe und Rast in jeder Nacht zwischen 11 und 12 Uhr umher. Sie trägt ein Bund feuriger Schlüssel an einem feurigen Ringe (rinke). Wer diese Schlüssel mit bloßen Händen anfassen kann, ohne sich zu verbrennen, dem thut sich

das Schloß von selbst wieder auf, und er erhält dieses als Eigenthum und die Jungfrau dazu.

106.

Die weiße Jungfrau auf der Vogelsburg.

1. Auf der Vogelsburg erscheint zu gewissen Zeiten eine weiße Jungfrau; aber nur einem Sonntagskinde ist sie sichtbar. Nur ein Mensch, welcher rein von Sünde ist, vermag sie zu erlösen. Sie bietet dem Menschen auch wohl die Hand; ist dieser aber nicht rein von Sünde und faßt sie dennoch an, so brennt ihm seine Hand sogleich durch und fällt ab. — Bisweilen hört man die Jungfrau schreien. Sie läßt dann zuerst ein leises Wimmern hören, wie das eines kleinen Kindes; allmählich wird es immer stärker, bis es in ein lautes Schreien übergeht. Dann wird es wieder schwächer, bis es zuletzt ganz aufhört.

2. Vor ungefähr 70 bis 80 Jahren lebte zu Vogelbeck ein Kuhhirt Namens Wessel. Dieser weidete einst seine Heerde in der Vogelsburg und hatte sich im Schatten einer grünen Eiche zum Schlafen niedergelegt. Da bemerkt plötzlich sein kleiner Sohn, der sich unterdessen in der Nähe mit Spielen die Zeit vertreibt, bei der Burg eine weiße Gestalt. Aengstlich läuft das Kind zu seinem Vater und weckt ihn mit den Worten: „Vater, was ist das doch“? Der Kuhhirt richtet sich auf und sieht auf einmal die weiße Jungfrau vor sich stehen. Diese bittet ihn darauf, er möge ihr den Kopf abschlagen; er sei der einzige, der sie erlösen könne. Der bestürzte Hirt weigert sich trotz ihres inständigen Bittens und fügt hinzu, er habe ja auch kein Beil. Schnell eilt nun die Jungfrau hin zur Burg, holt ein Beil mit silbernem Gefäß und will ihm das bringen. Als das der Hirte sieht, entflieht er mit seinem Kinde; die Jungfrau aber stößt furchtbare Schmerzensrufe aus. Noch bis auf den heutigen Tag lassen sich in den Nächten zwischen Himmelfahrt und Pfingsten solche Schmerzensrufe an dieser Stelle hören; ja vor drei Jahren sind diese Klagetöne so furchtbar gewesen, daß die Schäfer bei der Vogelsburg nicht haben weiden mögen.

Nach einiger Zeit hat sich der Hirte wieder an derselben Stelle gelagert. Wie er so da liegt, kommt ein Wiesel und

läuft ihm mehrere Male über den Schoß. Er schlägt darauf dasselbe todt und siehe! die zwei goldenen Ringe der Jungfrau liegen auf seinem Schoße, welche er in Einbeck für 7½ Thlr. verkauft hat.

Der alte Wessel hat diese Begebenheit seinem Nachfolger erzählt. Dieser war entschlossen, wenn ihm die weiße Jungfrau erschiene, ihre Bitte zu erfüllen; allein er ist als hochbetagter Greis gestorben, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Andere erzählen so:

Die weiße Jungfrau, welche dem Hirten erschien, trug in ihren Händen drei Stücke, einen Klotz, eine Barte und ein Bund Schlüssel. Sie sagte zu ihm, sie sei verwünscht und bat ihn dann, ihr auf dem Klotze mit der dargebotenen Barte den Kopf abzuhauen, auf diese Weise werde er sie erlösen, jedoch müsse er das noch vor zwölf Uhr thun. Nachdem er dieß gethan hätte, solle er das Bund Schlüssel nehmen und damit den Berg aufschließen, er werde in dem Berge viele Kammern und Keller finden, alle mit Gold, Silber und Edelsteinen angefüllt; davon möchte er sich nehmen, so viel er nur tragen könne. Der Hirt aber konnte sich nicht entschließen ihre Bitte zu erfüllen, und so schlug es zwölf Uhr. Da fing die Jungfrau an zu schreien und zu jammern, und sprach, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne. Darauf verschwand sie.

107.

Die weiße Jungfrau auf der Heldenburg.

1. Auf der Heldenburg bei Salzderhelden läßt sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau sehen. Sie hat ein weißes Kleid an und ein Schlüsselbund an der Seite. Ihr Haar ist blond, und in der Hand trägt sie einen Blumenstrauß. Sie winkt dem Menschen, der sie erblickt. Fragt dieser: was muß ich thun, um dich zu erlösen? so gibt sie auf, eine gewisse Blume zu pflücken, deren Standort sie bezeichnet. Ein Mensch ging hin zu der bezeichneten Stelle; als er aber hinkam, hatte er alles vergessen, was er thun sollte. Da rief sie jammernd aus: o weh meiner armen Seele, nun muß erst wieder der Baum zu der Wiege wachsen, worin das Kind groß gewiegt wird, welches mich erlösen kann!

Zuletzt ist sie dem Pastor Thiele erschienen, als dieser nach der Confirmation mit den Kindern nach dem Heldenberge ging, und zwar an der Stelle, wo früher das kleine Holz war. Sie winkte, aber der Pastor sagte: „Kinder kommt, laßt uns nach Hause gehn“, und ging fort.

2. Einst bat die weiße Jungfrau auf der Heldenburg einen Ritter sie doch zu erlösen; zu dem Ende müsse er sie zwölf Mal um einen gewissen Busch herumtragen. Der Ritter ging darauf ein und versuchte es. Zehn Mal hatte er sie schon glücklich herumgetragen; da aber ward sie so furchtbar schwer, daß er nur noch ein halbes Mal mit ihr herumkam und dann gänzlich erschöpft zu Boden sank. Darauf entwich die Jungfrau vor seinen Augen durch die Luft; der Ritter aber ward krank und starb bald nachher.

3. Auf der Heldenburg erscheint alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau mit einem Schlüsselbunde in der Hand. Geht ein Mensch vorbei, so winkt sie ihm drei Mal. Nun kam ein Bauer daher und sah sie; als sie ihm winkte, fragte er sie, was sie wolle. Sie heißt ihn mitgehn und führt ihn zu einem Hügel, wo sie eine Thür aufschließt, die man vorher nicht sehen konnte. Der Bauer geht mit ihr in den Hügel und sieht da eine Menge Schätze aufgehäuft. Sie gibt ihm davon so viel er nur tragen kann, und spricht: „wenn du nicht thust, was ich dir sage, so werden deine Schätze wieder verschwinden und du wirst wieder so arm werden, wie du gewesen bist; wenn du aber meine Wünsche erfüllst, so werden dir alle Schätze gehören, die ich dir eben gezeigt habe.“ Von da nimmt sie ihn mit auf den Burghof und bittet er möge ihr den Kopf abhauen, er müsse aber eilen, damit er noch vor zwölf Uhr damit fertig werde. Er will dieß Anfangs nicht thun, weil sie seine Wohlthäterin ist, auch hat er keine Barte bei sich; sie sagt ihm aber, er möge es nur thun, sie würde dadurch erlöst und er würde reich sein auf Lebenszeit. Nun geht er fort und holt eine Barte aus seinem Hause; als er damit auf den Burghof zurückkommt, ist auch die Jungfrau noch da. Jetzt will er ihr eben den Kopf abhauen, da schlägt es aber zwölf und mit einem Male ist die Jungfrau verschwunden und er steht wieder auf demselben Platze, von wo aus er sie zuerst gesehen hatte. Neben sich hörte er eine Stimme, die sprach zu ihm: „nun muß ich wieder sieben Jahre warten, bis ein an-

derer kommt, der mich erlösen kann; denn du hast dich zu lange aufgehalten.« Die Schätze des Bauern waren wieder verschwunden.

4. Alle Jahre kommt einmal eine Nonne (weiße Jungfrau) zwischen 11. und 12 Uhr zu dem sogenannten Nonnengange im Amtsgarten auf der Heldenburg und sieht nach den Schätzen, welche sie dort vergraben hat. Geht man über den Nonnengang hin, so klingt der Boden. Jetzt ist der Gang zugemauert.

108.

Die weiße Jungfrau auf dem Grubenhagen.

1. Bei dem Thurme des Schlosses Grubenhagen geht eine schneeweiße alte Jungfrau herum. Wenn sie gefragt wird, weshalb sie da umgehe, so sagt sie, sie wäre in den Thurm gebannt und giebt zugleich an, wie sie erlöst werden könne. Die Kinder, welche im Walde Heidelbeeren pflücken, werden gewarnt sich dem Thurme allzusehr zu nähern, weil die weiße Jungfrau hinein gebannt sei.

Nach einer andern Ueberlieferung ist eine Frau in dem Thurm gebannt, welcher der Name de Koltkempsche beigelegt wird.

2. Ein Mann aus Rotenkirchen ging einst im Mittage zwischen 11 und 12 in der Schlucht zwischen dem Grubenhagen und dem Wolfsberge, als er plötzlich die weiße Jungfrau vor sich sah, die ihn anrief und aufforderte mit ihr zu gehn. Der Mann weigerte sich aber und sagte, er wolle erst seine Frau deshalb fragen. Damit ging er weiter; die weiße Jungfrau aber schrie laut auf und jammerte, nun werde sie wieder nicht erlöst.

3. Ein Kuhhirt aus Rotenkirchen kam eines Tags im Mittage zwischen 11 und 12 Uhr auf den Grubenhagen und sah auf der Treppe vor dem Thurme die weiße Jungfrau sitzen, die eine Geige in der Hand hielt, auf der sie spielte. Er wagte es nicht sie anzureden, und wollte deshalb wieder fortgehn; da hörte er hinter sich einen lauten Schrei, und als er sich umsah, war die Jungfrau verschwunden.

4. Auf dem Grubenhagen erblickte einst ein Mann aus Dassensen Mittages zwischen 11 und 12 Uhr zwei weiße Jungfrauen, welche gerade auf dem Rondel standen und dann auf ihn

zu kamen. An der Seite trug jede ein Schlüsselbund, und in der Ferne erschienen sie glänzend und von wunderbarer Schönheit. Da er ein beherzter Mann war, so blieb er stehn und ließ sie an sich vorübergehn; als sie aber an ihm vorübergingen, sah er, daß sie beide „aschenfahl“ waren.

109.

Die weiße Jungfrau auf der Burg Hunnesrück.

1. In dem Rothen Berge, auf welchem die Ruinen des alten Schlosses Hunnesrück liegen, wohnt eine weiße Jungfrau. Sie hat darin zwölf Zimmer, die zwölf Schlüssel dazu trägt sie in einem Schlüsselbunde an ihrer Seite. Sie läßt sich oft sehen, am häufigsten um Himmelfahrt und Pfingsten; jedesmal kommt sie aus einem tiefen Brunnen des Schlosses hervor. Sie ist den armen Holzsammlern und Laubträgern gewogen und warnt diese, wenn ein Förster in der Nähe ist.

2. Nach andern trägt die weiße Jungfrau, welche in den Ruinen der Burg wohnt und aus einem tiefen Loche, das sich da befindet, empor steigt, ein Tragholz (schanne), woran zu beiden Seiten ein silberner, reich vergoldeter Eimer hängt. In dem einen dieser Eimer ist rother Wein, in dem andern weißer. Begegnet ihr nun ein Mensch und grüßt sie nicht, so gibt sie ihm von dem weißen Wein zu trinken; davon fällt er sogleich hin und ist auf der Stelle todt. Grüßt der Mensch sie aber und ist freundlich gegen sie, so gibt sie ihm von dem rothen Wein zu trinken und macht ihm noch Geschenke dazu. Wer von dem rothen Weine getrunken hat, der wird davon gesund, stark, munter und fröhlich. Bei Tage verweilt sie stets auf oder unter dem Berge, Nachts dagegen weilt sie in Mackensen in einem Keller. Es ist nemlich unten in dem Loche eine eiserne Thür, diese öffnet sie Nachts und gelangt so durch einen unterirdischen Gang nach Mackensen. Aus diesem Gange tritt sie in einen dunkeln Keller, der sich unter einem hohen Hause des Dorfes befindet, und guckt aus dem Kellerloche heraus. Geht ein Mensch vor diesem vorüber und grüßt sie nicht, so kommt sie hervor und zerreißt ihn in Stücke.

3. Die weiße Jungfrau holt bisweilen zwischen 11 und 12

Uhr Wasser aus dem unten am Fuße des Berges befindlichen Brunnen; verschiedene Leute haben dieß gesehen, unter andern auch ein Schäfer. Einst kam ein Mann des Weges und ward von ihr angerufen. Erst wuste er nicht, woher die Stimme kam, endlich erblickte er die Jungfrau, welche ihn bat mitzugehn und sie zu erlösen; er folgte ihr auch, fürchtete sich aber mit in das Loch hineinzugehn. Sie sagte ihm indes, er brauche sich nicht zu fürchten und möge nur dreist hineingehn. Als er nun unten angekommen war, sah er da eine lange eiserne Tafel stehn und legte seine Mütze darauf. Hier, sagte die Jungfrau, möge er stehn bleiben, und verließ ihn dann. An seine Mütze hatte er einige Blumen gesteckt, die unterdes auf die Erde gefallen waren. Als die Jungfrau zurückkam, brachte sie drei Stücke mit, welche sie ihm gab; zugleich sagte sie ihm, er möge ja nichts vergessen, sonst könne er sie nicht erlösen. Der Mann nahm nun die drei Stücke, welche ihm die Jungfrau gegeben hatte, vergaß aber die auf die Erde gefallenen Blumen mitzunehmen. Als das die Jungfrau sah, fing sie an zu schreien und schlug hinter dem Manne die Thür so fest zu, daß sie ihm fast die Hacken abgeschlagen hätte. „Nun“, rief sie, „wird erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der mich erlösen kann.“

4. Ein Mädchen, welches am Johannistage in der Dämmerung in die Ruine der Burg kam, sah die weiße Jungfrau da sitzen; — sie hatte ein Schlüsselbund in der Hand und schluchzte laut. Das Mädchen fürchtete sich und lief schnell fort.

Einst kam ein Hirt dahin und erblickte auch die Jungfrau. Sie winkte ihm ihr zu folgen und er that dieß auch. Darauf führte sie ihn zu einer eisernen „Klappe“, welche sie öffnete. Der Hirt erblickte eine wunderschöne Blume, brach sie ab und steckte sie an seinen Hut. Er ging in den geöffneten Raum [„in die eiserne Klappe“] hinein. Hier standen „lauter“ eiserne Kisten, ganz mit Gold gefüllt; weil aber der Raum zu niedrig war, so nahm er die Blume vom Hute und legte sie auf einen der Kasten. Nachdem er sich dann die Taschen und den Hut mit Gold gefüllt hatte, ging er wieder fort, vergaß aber die Blume mitzunehmen. Als er hinaus war, ward die Klappe zugeschlagen und er hörte die Jungfrau laut weinen und schluchzen. Sie sprach dann zu ihm: „hätte er die Blume mitgenommen, so wäre sie erlöst gewesen; nun aber müsse sie noch verzaubert bleiben. Jetzt

müsse erst wieder ein großer Baum wachsen, aus dessen Holz aber eine Wiege gemacht werden, und das darin (groß) gewiegte Knäblein könne sie erst wieder erlösen.“ Der Hirt stand ganz betroffen da, als er aber wieder hinsah, war die Klappe und die Jungfrau verschwunden. Das Geld behielt er und brachte es seiner Braut.

110.

Die weiße Jungfrau in Karlsruhe.

In Karlsruhe bei Lüthorst hat früher ein Schloß gestanden. Hier geht bisweilen Nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine weiße Jungfrau mit einem Schlüsselbunde an der Seite. Einst erscheint sie einem Manne an dieser Stelle und bittet diesen, er möchte doch das Schlüsselbund hinnehmen: mit dem siebenten Schlüssel könne er alle Thüren im Schlosse öffnen, und sie dann erlösen, wenn er all das Geld nähme, welches er da fände; denn vor dem Gelde habe sie keine Ruhe. Sie fügte noch hinzu: er dürfe aber nicht sprechen und solle sich nur nicht fürchten; was bei dem Gelde läge, habe keine Macht an ihm. Als der Mann sich weigert ihre Bitte zu erfüllen, ruft sie, nun könne sie in hundert Jahren keiner erlösen. In der nächsten Nacht erscheint sie dem Manne noch einmal und bittet ihn, er möge doch kommen und das Geld nehmen; noch könne er sie erlösen. Nun geht er auch hin. Da liegt bei dem Gelde ein großer Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wollte. Wie der Mann das sieht, geräth er in Angst und ruft: o nein, der große Hund will mich beißen! Sogleich ist das Geld verschwunden mit dem Hunde, welcher der Teufel gewesen ist. Da ruft die Jungfrau: „o weh, o weh, nun ist in hundert Jahren niemand, der mich erlösen kann!“

111.

Die weiße Jungfrau auf der Homburg.

Ein Knecht, welcher am Fuße der Homburg die Kühe hütete, sah einst, es war bald nach Mittag, eine weiß gekleidete Jungfrau von der Burg herabkommen. Sie kam gerades Wegs

zu ihm und sprach, er könne sie erlösen, nur dürfe er sich nicht fürchten; er müsse nemlich dreimal Wasser auf die Burg heraufholen, das erste Mal würden unterwegs viele Rehe auf ihn zukommen und nach ihm stoßen, doch thäten sie ihm nichts zu Leide; das zweite Mal würden viele wilde Gänse mit langen Hälsen kommen und ihn beißen wollen, doch auch diese würden ihm nichts thun; das dritte Mal endlich würde eine Heerde Ochsen mit großen Hörnern und großen glühenden Augen auf ihn losstürzen, aber auch diese würden ihm kein Leid zufügen. Auf ihre Frage, ob er sie erlösen wolle, erklärte er sich dazu bereit und folgte ihr hinauf auf die Burg. Hier gab sie ihm ein goldenes Tragholz, woran zwei goldene Eimer hingen; in diesen sollte er dreimal Wasser aus dem Thale heraufholen. Er ging damit hinunter und brachte auch die zwei Eimer voll Wasser auf die Burg; unterwegs waren zwar die Rehe gekommen und hatten nach ihm gestoßen, aber ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Als er wieder hinuntergegangen war und zum zweiten Male Wasser heraufholen wollte, begegnete ihm eine ganze Heerde wilder Gänse, die ihre langen Hälse nach ihm ausstreckten, als wenn sie ihn beißen wollten, aber auch diese thaten ihm nichts, und er kam glücklich wieder oben an. So ging er denn auch zum dritten Male hinunter. Als er aber mit dem Wasser hinaufging, stürzte auf der Mitte des Weges eine ganze Heerde Ochsen mit großen Hörnern und großen glühenden Augen wüthend auf ihn los. Bei diesem Anblick ward er bange, warf die Eimer weg und lief davon. Die Jungfrau aber stieß, als sie dieß sah, einen gewaltigen Schrei aus und sprach: nun müsse sie erst wieder eine Eichel pflanzen, und wenn aus dieser ein Baum geworden, und der Baum abgehauen und geschnitten, und aus den Brettern eine Wiege gemacht wäre, dann könne der Knabe, der zuerst darin gewiegt sei, sie erst wieder erlösen.

112.

Die weiße Jungfrau auf der Burg Eberstein.

Auf der Burg Eberstein bei dem Dorfe Negenborn läßt sich eine weiße Jungfrau sehen. Sie trägt eine goldene Schanne mit goldenen Ketten, woran zwei goldene Eimer hängen, die ganz

mit Gold gefüllt sind. Diese Last muß sie tragen, bis sie erlöst wird. Einst war zur Zeit der Heuernte ein Mann aus Regenborn, Namens Karl, Nachts auf der Wiese geblieben, um das Heu zu bewachen; er hatte sich in einen Heuhaufen gelegt und war eingeschlafen. Zwischen 11 und 12 Uhr rief eine Stimme: Karl, Karl! er wachte auf und die weiße Jungfrau stand vor ihm. Sie sprach zu ihm, auf ihre Last hinweisend, das alles solle er haben und glücklich sein, wenn er sie erlöse; nur dürfe er sich nicht fürchten, und wenn auch Himmel und Hölle gegen ihn wären, es würde ihm doch nichts zu Leide geschehn. Zugleich forderte sie ihn auf mit ihr zu gehn. Er war auch dazu bereit und so führte sie ihn auf den Eberstein. Hier sah er ein großes Feuer angezündet, um welches zwölf große und starke Kerle standen, die einen Ochsen brieten. Als diese ihn erblickten, sprach einer zu den andern: „wen sollen wir dann braten, wenn wir mit dem Ochsen fertig sind?“ „Dann wollen wir,“ erwiederten diese, „den rothen da nehmen,“ indem sie auf Karl hinwiesen, der eine rothe (oder roth gefütterte) Jacke anhatte. Als dieser das hörte, warf er sogleich seine Jacke und alles fort und lief davon. Die weiße Jungfrau aber schrie laut auf und sprach, nun müsse sie wieder noch hundert Jahre ihre Last tragen, ehe sie einer erlösen könne, und auch dann sei es noch zweifelhaft, ob sie erlöst werde, da dieser es wieder eben so machen könne, wie er. In Hohlenberg (dem Dorfe, wohin Regenborn eingepfarrt ist) stehe auf der Mauer des Kirchhofes eine kleine Linde, diese müsse erst zu einem Baume herangewachsen sein und daraus eine Wiege gemacht werden; wer in dieser Wiege gewiegt sei, der könne sie erst wieder erlösen.

113.

Die weiße Jungfrau bei Lauenberg.

1. Auf der Platte, einem Gehölze bei Lauenberg, kommt eine weiße Jungfrau Mittags zwischen 11 und 12 Uhr und ebenso Nachts zwischen 11 und 12 unter einer alten, dicken Buche zum Vorschein. Auf ihrem Rücken hat sie ein weißes Tuch (låken), worin sich Schnee befindet. Von hier geht sie durch ein Stangenholz bis zu einem Buchenwalde, Plattenlok genannt. Auf die-

sem Wege läßt sie aus ihrem Tuche fortwährend etwas Schnee fallen, so daß derselbe da, wo sie gegangen ist, einen handbreiten Streifen bildet. Auf demselben Wege geht sie dann unmittelbar zurück und jetzt verschwindet der Schnee wieder. Sie erscheint jedoch nicht alle Tage, und wenn jemand sie sieht und anredet, so antwortet sie nicht.

2. Auf den Trümmern der Burg Lauenberg hütete einst ein Schäfer die Schafe; außer ihm war kein Mensch da. Mittags zwischen 11 und 12 Uhr kam plötzlich die weiße Jungfrau aus einer Oeffnung im Gemäuer hervor und winkte ihm näher zu kommen; in der andern Hand hielt sie ein Bund Schlüssel. Der Schäfer näherte sich ihr ein wenig, getraute sich aber nicht ganz nahe zu ihr zu gehn, obgleich sie ihm noch zu wiederholten Malen rief. Da schlug es in Lauenberg zwölf, und nun fing die Jungfrau an zu weinen und laut zu schreien, worauf sie wieder in derselben Oeffnung verschwand. Als sie weggegangen war, warf der Schäfer einen Stein in die Höhlung: es dauerte gar lange, ehe der Stein unten ankam; dann aber gab es einen starken hellen Klang, als wäre er auf edele Metalle gefallen.

114.

Die weiße Jungfrau auf der Lisekenburg.

Zwei Mädchen gehn mit einander auf die eine Viertelstunde von der Winzenburg entlegene Lisekenborg, um daselbst Erdbeeren zu pflücken. Hier trennen sie sich und jede pflückt an einer andern Stelle. Da kommt das eine Mädchen vor eine Thür; sie öffnet dieselbe und tritt in einen weiten Keller ein. Alles ist darin schön und sauber, und große Reichthümer liegen überall umher. In der Mitte aber steht ein Tisch mit Gläsern, und daran sitzt in einem Lehnstuhle (spanstaule) eine Jungfrau. „Darf ich mir wohl etwas nehmen?“ fragt das Mädchen. „Ja, nimm dir nur, was du willst, mein Kind,“ antwortet jene freundlich. Das Mädchen ist bescheiden und nimmt sich nur ein Spitzglas mit blauem Rande. Dann spricht sie: „da ist noch ein Mädchen, das will ich rufen, damit es auch hierher kommt.“ Sie geht fort und ruft das andere Mädchen; als sie aber mit diesem wieder zu der Stelle kommt, ist alles der gewöhnliche Boden und durch-

aus nichts mehr zu sehen. Das Glas, welches das Mädchen sich genommen hatte, soll noch in der Kirche zu Lamspringe aufbewahrt werden.

115.

Die Erdbeeren.

Einst hütete der Kuhhirt aus Delligsen seine Kühe in der Nähe einer sumpfigen Stelle. Er hatte seine damals noch nicht erwachsene Tochter mitgenommen, die noch jetzt lebt. Das Mädchen hatte sich von ihm entfernt, um Erdbeeren zu pflücken. Sie fand an einer Stelle, wo sonst niemals Erdbeeren standen, unvermuthet die allerschönsten Erdbeeren und pflückte davon einen Strauß. Während sie mit dem Pflücken der Erdbeeren beschäftigt war, hatte sich ihr — es war gerade im Mittage — eine weiße Jungfrau unbemerkt genähert und faßte sie hinten am Rocke. Als darauf das Mädchen sich umdrehte, bat die Jungfrau flehentlich, sie möchte sie erlösen. Sie hatte auf den Schultern ein (goldenes?) Tragholz, woran auf jeder Seite ein großer goldener Eimer hing. Das Mädchen aber war vor Schrecken völlig sprachlos geworden, so daß sie die Jungfrau nicht einmal fragte, wie sie erlöst werden könne, und lief spornstreichs hin zu ihrem Vater, dem sie alles erzählte. Dieser versicherte, daß sonst niemals an dieser Stelle eine Erdbeere gestanden habe. Man meint, daß das Mädchen der Jungfrau den Erdbeerenstrauß hätte anbieten müssen. Als das Mädchen so fortlief, jammerte die Jungfrau sehr und rief, daß sie nun erst wieder in vielen Jahren erlöst werden könne.

116.

Die Wunderblume.

1. Ein Schäfer, der an den Gleichen hütete, fand einst einen Büschel weißer Blumen von großer Schönheit und steckte sie an seinen Hut. Alsbald erblickte er eine Oeffnung, die in den Berg hinein führte. In der Höhle aber war eine weiße Jungfrau, die ihm winkte hereinzukommen. Er folgte ihrem Winke

und ging hinein. Drinnen standen große Fäßer voll Geld, und dabei lag ein großer Hund. Die Jungfrau winkte ihm wieder, er möchte sich von dem Gelde nehmen. Er that das auch und legte dabei seinen Hut auf eins der Fässer. Als er hinausgehn wollte, rief ihm die Jungfrau zu, er möge das Beste nicht vergessen; doch er verstand dieß nicht, dachte dabei an das Geld und ließ die Blume liegen. So wie er aus der Höhle heraus war, verschloß sich der Berg und er konnte die Oeffnung niemals wieder finden.

2. An der Wahlsburg, einem Berge bei Vernewahlshausen, auf dessen Gipfel sich noch geringe Reste einer alten Burg befinden, geht eine weiße Jungfrau umher. Einst geht ein Mann aus dem Dorfe vorbei, da hört er eine Stimme, die ihn ruft. Er folgt der Stimme nach und findet bald eine wunderschöne Blume, die er abpflückt. Mit dieser geht er weiter und kommt vor eine Thür im Berge, die sich vor ihm aufthut; er tritt ein und sieht hier viel Geld und Kostbarkeiten aller Art in unermeßlicher Fülle liegen. Hastig legt er die Blume aus der Hand und steckt sich alle Taschen voll; da hört er wieder eine Stimme rufen: vergiß das Beste nicht! Nun steckt er noch mehr Kostbarkeiten ein. Abermals ertönt die Stimme: vergiß das Beste nicht! Da er nun nach seiner Meinung das Beste genommen hatte, so geht er hinaus, läßt aber die Blume liegen. Indem er eben hinaustritt, schlägt die Thür hinter ihm zu und ihm beide Hacken ab.

3. Ein Vater geht mit seinem Sohne von Uslar nach dem Ziegenbusche „über das Holz.“ Da ist am Wege eine weiße Jungfrau mit einem Bunde Schlüssel, die winkt. Der Sohn sieht sie zuerst und macht seinen Vater darauf aufmerksam. Die Jungfrau winkt mit beiden Händen, dann schließt sie einen nahen Felsen auf und winkt noch immer fort. Nun folgen die beiden ihr in den Felsen und gehn darin eine Strecke fort, bis sie zu einer Stelle kommen, wo zwei Tische voll Geld standen, ein Tisch voll Silbergeld, der andere voll Gold. Der alte Mann hat das Silbergeld nehmen müssen, der junge aber hat das Gold bekommen. Dann gehn sie wieder hinaus, die Jungfrau geht voran, die beiden Männer gehn hinter ihr her. Wie sie wieder vor die Felswand kommen, steht da eine wunderschöne Blume in einem Topfe. Der alte Mann will die Blume nicht mitnehmen, da fängt aber die

Jungfrau an zu sprechen und ruft: „vergeßt doch das Beste nicht, nehmt doch die Blume mit!“ Die Leute im Dorfe wusten erst gar nicht, woher die beiden so reich geworden waren; als diese es erzählt hatten, da gingen mehrere hin zu der Stelle um die Jungfrau zu sehen, aber keiner hat etwas erblickt.

4. Der Förster aus Wenzen hatte sich im Hils ein Borkenhaus gemacht, worin er oft des Nachts schlief. Einst ist er wieder darin, da erscheint ihm im Frühjahr Nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine weiße Jungfrau und fordert ihn auf nach drei Wochen wieder hierher zu kommen, dann wolle sie ihn glücklich machen. Doch dürfe er das Beste nicht vergessen, er müsse nemlich drei „Kreuzblätter“ (Blätter der eppeltêre, des Maßholders, Ahorns) in den Schuh legen. Nach drei Wochen ging der Förster auch wieder dahin, hatte aber die drei Blätter vergessen, und so fand er nichts.

117.

Die weiße Jungfrau bei und in Einbeck.

1. In dem Heiligengeist-Busche bei Einbeck hat vor Zeiten eine heilige Jungfrau gewohnt, der dieses Gehölz gehörte. Bei ihrem Tode soll sie dasselbe dem Heiligengeist-Hospitale zu Einbeck geschenkt haben. Alle sieben Jahre läßt sie sich zu drei verschiedenen Malen und zwar Abends, wenn die Sonne untergeht, daselbst sehen. Sie hat ein schneeweißes Kleid an und trägt an der Seite ein Schlüsselbund. Zu gleicher Zeit sonnt sie dort Geld, welches ihr gehört. Sobald sie einen Menschen erblickt, hebt sie das Schlüsselbund hoch empor, winkt damit und ruft ihn herbei. Dieser muß sie alsdann dreimal um das Gehölz tragen. Das erste Mal ist sie ganz leicht und ohne alle Mühe zu tragen; das zweite Mal ist sie schon schwerer, doch kann man sie noch tragen; das dritte Mal aber ist sie so schwer, daß dem Tragenden bald der Athem stockt und er mit ihr nicht weiter kann. Wer sie nicht herumtragen kann, der muß sterben; wenn aber einer sie dreimal herumtrüge, so würde dieser sie damit erlösen und von ihr reich beschenkt werden. Da nun niemand sie dreimal herumzutragen vermag, so kann sie auch nicht erlöst werden. Deshalb erhebt sie auch jedesmal, wenn die Zeit

abgelaufen ist, wo sie erlöst werden kann, ein furchtbares Jammergeschrei.

2. Alle sieben Jahre läßt sich am Johannistage Mittags zwischen 11 und 12 Uhr in dem Heiligengeist-Busche die weiße Jungfrau sehen. Sie geht bei brennender Sonnenhitze über das Feld hin nach der Kapelle bei dem Armenhause, wo sie verschwindet. Wer Mittags zwischen 11 und 12 Uhr dahin kommt, dem winkt sie; in der Hand hat sie drei Blumen: eine Lilie, eine Rose, ein Vergißmeinnicht, an der Seite ein Bund Schlüssel. Leistet man dem Wink Folge und geht hin zu ihr, so muß man sich eine Blume wählen. Die eine heißt Blume des Todes, die andere Blume des Schatzes, die dritte Blume der himmlischen Güter. Wer die Blume des Todes wählt, muß gleich sterben; wer die Blume des Schatzes wählt, erhält viele Güter; wer die Blume der himmlischen Güter wählt, erhält die ewige Seligkeit. Wer sie erlösen will, muß sie dann dreimal um den Heiligengeist-Busch herumtragen. Hat er dieses glücklich vollbracht, so entsteht ein lauter Knall und ein großes, schönes Schloß steht urplötzlich da. Vor der Schloßthür aber steht ein großer Topf und darin liegt eine große Schlange; diese muß er dreimal auf den Schwanz schlagen, dann wird aus der Schlange lauter Geld.

Einst ging ein Mann von der Wolperstraße Namens Bense im Mittage dahin und erblickte sie. Sie winkte ihm und da er ein furchtloser und starker Mann war, so ging er auch hin zu ihr und wollte sie erlösen. Nun trug er sie um den Busch herum, aber beim dritten Male ging ihm die Kraft aus und er ließ sie fallen. Da fing sie an zu weinen und zu schreien: nun müsse sie wieder tausend Jahre „wallen", ehe wieder einer geboren werde, der sie erlösen könne, und verschwand.

3. Nach einer andern Ueberlieferung ließen sich früher drei weiße Jungfrauen in dem Busche sehen. Die eine trug ein Bund Schlüssel, die zweite einen Korb, die dritte einen Fächer (fechtle). Zwei von ihnen sollen erlöst sein (eine durch einen Schäfer); nun ist noch die dritte übrig, die nicht erlöst werden kann.

4. Vor der Gitterthür der Neustädter Kirche in Einbeck geht eine weiße Jungfrau, welche zwölf Schlüssel in der Hand hält. Einst sah ein Korporal, welcher Abends nach Hause gehn wollte, wie sie in der Gitterthür der Neustädter Kirche verschwand.

5. Auf dem Häger Thurm in Einbeck geht Nachts eine weiße Frau herum, die um den Tod ihres Mannes klagt, der als Officier hier gefallen ist. — Auch auf den Wällen von Einbeck ist sonst eine weiße Frau gegangen.

6. Eine alte Frau sitzt Abends mit ihrem Manne bei sehr großer Dunkelheit vor der Hausthür. Auf einmal wird es an einer Stelle sehr hell und etwa zehn Schritt von sich sehen die beiden eine schneeweiße Jungfrau stehen. Diese fängt an zu klagen, daß sie schon hundert Jahre verzaubert säße und niemand sie erlösen wolle. Die alte Frau wird bange und sagt zu ihrem Manne, er möchte doch hineingehen und die Thür verschließen, doch er meint, „es habe nichts zu sagen.“ Die Frau flüchtet schnell ins Haus hinein, fällt aber, als sie in die Stubenthür tritt, todt nieder. Der Mann, von Natur jähzornig und ein arger Säufer, geht jetzt auf die weiße Jungfrau zu, um den Tod seiner Frau an ihr zu rächen. Da fängt es plötzlich an furchtbar zu donnern und zu blitzen, zugleich ist alles, der helle Schein und die Jungfrau, verschwunden. Ein Birnbaum aber, der da stand, ist in tausend Stücke zersplittert. Dieß ist in Einbeck auf dem Münster „an der kleinen bèke“ geschehen. An der Stelle aber, wo es geschehen ist, sind drei Birnbäume in einander gewachsen. Der Mann hat, so lange er noch lebte, Abends vor dem Schlafengehen stets ein lautes Klagen gehört und ist bald darauf ebenfalls gestorben.

118.

Die weiße Jungfrau von Mark-Oldendorf.

1. In Mark-Oldendorf war ein armer Tagelöhner, dessen Kinder die Gänse hüteten. Eins derselben, ein Mädchen, ging nach dem Mittagsessen zu einem Brunnen unter einer Eiche, um zu trinken. Als das Mädchen sich satt getrunken und wieder aufgerichtet hatte, stand eine weiße Jungfrau neben ihm, die fragte, ob es thun wolle, was sie ihm sage. Das Mädchen antwortete „ja.“ Da sprach die Jungfrau zu dem Mädchen, es könne sie erlösen. Wenn es das nächste Jahr confirmirt wäre, so sollte es in seiner Abendmahlskleidung wieder zu dem Brunnen kommen; es dürfte aber vorher mit Niemand gesprochen haben, sonst

könnte es sie nicht erlösen. Gelänge aber die Erlösung, so würde ihm eine große Summe Geldes zu Theil werden. Das Mädchen versprach sich einzufinden, und die Jungfrau verschwand. Als es am Abend nach Hause kam, erzählte es alles seinem Vater. Der aber ging zum Pastor, und dieser sagte, wenn das Kind nächstes Jahr confirmirt wäre, so möchte es nur an den Brunnen gehn; sie beide wollten aber schweigend folgen und sich hinter eine Hecke stellen. So thaten sie auch und sahen zu, wie das Mädchen zu dem Brunnen ging. Als es eine Weile da gestanden hatte, erhob sich ein Windbrausen, und die Jungfrau stand vor ihm. Sie hatte statt eines menschlichen Kopfes drei Schweinsköpfe und trug eine Mulde voll Gold in den Händen. Als das Mädchen die Jungfrau in dieser Gestalt sah, fing es laut an zu schreien. Da that auch die Jungfrau einen lauten Schrei. Sogleich eilte der Vater des Kindes mit dem Pastor herbei um nachzusehn, ob ihm nichts Böses geschähe. Der Pfarrer fragte die Jungfrau, warum sie selbst so schreie. Diese antwortete mit kläglicher Stimme: „Dieses Kind hätte mich erlösen können, wenn es mir den mittelsten Schweinskopf geküßt hätte. Da es aber das nicht gethan hat, so muß ich wieder so lange wallen gehn, bis auf dem Baume Eicheln wachsen und aus den Eicheln Bäume werden. Wenn dann aus den Bäumen die erste Wiege gemacht wird, so kann das erste Kind, welches darin gewiegt ist, mich an dem Tage seiner Confirmation erlösen. Bis dahin aber kann mir nicht geholfen werden.“ Damit verschwand die Jungfrau vor ihren Augen und sie gingen betrübt nach Hause.

2. Im Steinberge bei Mark-Oldendorf befindet sich eine Höhle, das Kleslok genannt. In dieser Höhle soll sich ein Schatz befinden, und von Zeit zu Zeit läßt sich eine weiße Jungfrau davor sehn. Als einst ein noch jetzt lebender Mann, der damals noch ein Junge war, gerade im Mittage in der Ilme fischte, erblickte er plötzlich die weiße Jungfrau, die ihm wiederholt winkte. Er folgte aber ihrem Winke nicht. Da fing die Jungfrau an laut zu schreien und rief, nun müsse erst wieder eine Eiche aus dem Samen wachsen und aus dieser eine Wiege gemacht werden und wer als Kind darin gewiegt sei, der könne sie erst wieder erlösen. Darauf verschwand sie.

119.

Das Geldloch bei Hilwartshausen.

1. Auf dem Scharfenberge ist der Eingang zu dem sog. Geldloche, welches seinen Namen davon hat, weil Leute darin nach Schätzen gegraben und solche auch gefunden haben sollen. Es ist das eine Höhle, die angeblich von dem Scharfenberge bis in das Dorf Hilwartshausen am Sollinge reicht, wo in dem Keller eines Hauses der Ausgang ist. Mehrmals haben Menschen versucht hindurchzugehn, aber der Gang wurde bald so schmal, daß sie nicht weiter kommen konnten. Einst hatte man vor den Eingang einen Pudel und eine Ente gesetzt; der Pudel lief weg, die Ente aber ist nach drei Wochen in Hilwartshausen in jenem Keller wieder zum Vorschein gekommen, doch war sie ganz erschöpft und hatte fast keine Federn mehr an der Seite. — In diesem Geldloche sitzt eine weiße Jungfrau hinter einer eisernen Thür. Alle Jahre öffnet sie dieselbe einmal, kommt heraus und spendet den Hirten und guten Menschen Gaben.

2. Bei dem Dorfe Hilwartshausen haben vor Zeiten auf zwei benachbarten Bergen zwei Burgen gestanden, die Schnackenburg und Sternburg (Stèrenborg), von denen die Ritter von der Schnackenburg und von der Sternburg den Namen gehabt haben. An der Ecke eines andern Berges, des Scharfenberges, befindet sich das sogenannte Geldloch, eine in den Berg hineingehende niedrige Höhle. Aus diesem Geldloche kommt die weiße Jungfrau hervor und geht von da hin nach der Schnackenburg. Vor etwa 70 Jahren begegnete ihr auf dem Wege dahin der Schweinhirt des Dorfes, der seinen Sohn bei sich hatte. Sie winkte diesem mehrmals und rief ihm dreimal zu, er möge zu ihr kommen, aber ja alles mitbringen, was er bei sich habe; allein er hörte nicht auf ihr Rufen. Da schrie sie laut auf und jammerte: nun werde erst wieder in hundert Jahren einer geboren, der sie erlösen könne, und verschwand. Seit der Zeit ist sie Niemand wieder erschienen.

120.

Die Neunkammer.

Etwa eine halbe Stunde von Kalefeld liegt im Walde über

Dögerode die sog. Nègenkâmer, eine aus neun, durch schmale Gänge unter sich verbundenen Kammern bestehende Höhle. Bis in die dritte ist wohl ein Mensch vorgedrungen; dann aber gehn die Lichter aus. In der fünften oder sechsten liegt ein großer schwarzer Hund, der eine schöne Prinzessin bewacht, die verwünscht in der achten Kammer schläft. Wenn nun ein unverheiratheter junger Mann dahin käme, mit dem Hunde kämpfte und ihn erlegte, so würde der Zauber aufhören, die Prinzessin ins Leben zurückkehren, und ihm auch alle die Schätze gehören, welche in der neunten Kammer liegen. Von dieser Neunkammer geht alle Abend ein Licht nach Dögerode und kehrt dann in gerader Linie dahin zurück.

121.

Der Frauenstein.

1. Etwa hundert Schritte von Scharzfeld liegt eine Klippe, der Frauenstein genannt. Hier sieht man Spuren von unterirdischen Gängen, die zu dem Schlosse hingeführt haben sollen. In diesen soll ein Schatz vergraben liegen. Eines Tages gehn Kinder aus Scharzfeld an dieser Klippe vorbei, um Erdbeeren zu pflücken. Plötzlich kommt eine weiß gekleidete Jungfrau aus dem Felsen hervor. Sie hält ein Schlüsselbund in der Hand und winkt den Kindern; diese laufen aber davon. Alsbald war auch die Jungfrau wieder verschwunden.

2. Eines Tages kehrt ein Holzhauer aus Barbis nach Hause zurück. Als er an dem Frauenstein vorbeikommt, bemerkt er die weiße Jungfrau. Sie winkt ihm, er aber geht fort. Da fängt sie an zu jammern und spricht: nun müsse sie wieder warten, bis einer mit einem Glasauge komme, der könne sie erlösen und zugleich einen großen Schatz heben.

122.

Die weiße Jungfrau bei Vardeilsen.

Bei Vardeilsen hütete eines Tages ein Mann die Pferde. Gerade im Mittage, zwischen 11 und 12 Uhr, kommt eine weiße

Jungfrau auf ihn zu. Erst ließ er sie näher kommen; als er aber bemerkte, wie blaß sie war und daß sie dem Tode ähnlicher sah, als dem Leben, erfaßte ihn, wiewohl sie ihn mit freundlichem Gesichte anblickte, eine große Furcht, und er lief weg. Indem er fortlief, that die Jungfrau einen so entsetzlichen „weinenden Schrei“, daß er unwillkürlich stehen blieb und sich umschaute; ja er faßte sich nun ein Herz und ging auf sie zu. Da sprach die Jungfrau weinend zu ihm, „durch seinen ersten Zurückgang habe er sie noch hundert Jahre im Zauber gehalten“; wäre er stehn geblieben, so hätte er sie retten und erlösen können. Doch könne er sie noch erlösen und sie hätte an ihn eine Bitte: er solle eine Eichel (en eckerspîr) pflanzen und, wenn diese aufginge, das Bäumchen sorgfältig warten; wenn er alt geworden wäre und dieß nicht mehr könne, es seinen Nachkommen zur heiligen Pflicht machen. Wenn dann die Eiche so groß geworden wäre, daß eine Wiege davon gemacht werden könne, so könne das Kind, welches in der Wiege groß gewiegt wäre, sie erlösen. Diese Eiche steht in Peckmanns Garten in Vardeilsen.

123.

Die weiße Jungfrau auf der Schützenwiese.

Auf der Schützenwiese zwischen Dassel und Sievershausen hat ehemals eine Kirche gestanden, die später zerstört wurde. Vor wenigen Jahren war noch die Treppe davon zu sehn, jetzt ist nur noch ein unkenntlicher Steinhaufen davon vorhanden. An dieser Stelle hat sich mehrmals eine weiße Jungfrau sehn lassen. Einst kehrte gerade im Mittage ein junges Mädchen von Dassel nach Sievershausen zurück; die weiße Jungfrau rief ihr nach, aber das Mädchen hörte nicht darauf, sondern ging weiter.

Einige erzählen, die Jungfrau halte Mittags um zwölf und dann wieder Nachts um zwölf Uhr die Vorübergehenden an und reiche ihnen ihre Hand hin. Wer ihr dann die Hand giebt, dem greift sie sie ab; wird ihr aber ein Stock hingehalten, so faßt sie diesen nicht an.

124.

Das Schlüsselmädchen.

In der Feldmark von Edesheim hört man bisweilen ein „klimpern", wie wenn einer ein Bund Schlüssel schüttelt. Bald hört der Mensch dieses Klingen vor sich, bald hinter sich, bald zu seiner Seite. Gewöhnlich sieht man nicht, von wem dieses Klirren der Schlüssel herrührt, doch weiß man, daß es von dem Schlüsselmädchen kommt, die auch schon mehrmals, weiß angezogen und ein Schlüsselbund führend auf dem Wege nach Holtensen gesehn ist.

125.

Die weiße Jungfrau bei Echte.

Bei der Landwehr zwischen Imbshausen und Echte ließ sich mehrmals in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr, wenn die Post vorüber fuhr, eine weiße Jungfrau sehn. Sie hatte ein weißes Kissen in der Hand, worauf ein silberner Schlüssel lag; so trat sie vor die Pferde, und diese blieben jedesmal scheu stehn. Dann reichte sie den Schlüssel dem Postillon und winkte nach dem nahen Walde (de Kôlige genannt) hinüber, als wollte sie andeuten, daß dort etwas für ihn zu suchen sei. Hatte sie dem Postillon dreimal gewinkt und ihm auf diese Weise ihren Wunsch zu erkennen gegeben, ohne daß dieser ihr folgte, so verschwand sie wieder.

126.

Die weiße Jungfrau an der Quelle.

1. Zwischen Bartshausen und Eimen befindet sich eine Quelle, der Klâsborre genannt. Hier soll eine Kirche, die Klâskerke, gestanden haben, der Ort selbst wird auch noch bî der Klâskerke genannt. An dieser Quelle hat nach dem Volksglauben eine weiße Jungfrau ihren Aufenthalt. Sie läßt sich Abends in der Dämmerung sehn. Wüßte Jemand das rechte Wort zu ihr zu sprechen, so könnte er sie erlösen. Einst hatte ein Mann aus Eimen Namens Henniges im dieser Gegend im Felde gearbeitet

und sich dann — es mochte nach Mittag sein — in der Nähe der Quelle niedergesetzt, um zu ruhen und zu essen. Dabei hatte er den Schoß seiner Jacke seitwärts auf den Boden gebreitet und sein Stück Brot darauf gelegt. Indem er nun aß, kam von der Quelle her eine große Maus mit einem Groschen im Maule und legte denselben auf seinen Schoß; dann kam sie mit einem zweiten und mit einem dritten, und so fort, bis 36 Groschen auf dem Schoße lagen. Der Mann saß ganz still und ließ dieß ruhig geschehen. Da kam aber die Maus wieder, nahm einen Groschen von dem Schoße und lief damit weg. Als der Mann das sah, sprach er vor sich hin: „warte, du sollst mir das Geld nicht wieder wegholen“! und steckte die noch übrigen fünf und dreißig Groschen schnell in seine Tasche. Die Maus ist, wie man vermuthet, die weiße Jungfrau gewesen.

2. In der Mitte zwischen Bodensee und Bilshausen ist ein Dorf Namens Öæshûsen untergegangen. Noch jetzt ist an dieser Stelle eine unergründliche Quelle; so viel Steine und Erde man auch hineingefahren hat, so hat man sie doch nicht zuwerfen können. Eines Tages kommt im Mittage zwischen 11 und 12 Uhr ein Mann daher, der von Bodensee nach Bilshausen will. Da ihn der Durst gewaltig quälte, so ging er zu der Quelle, um daraus zu trinken. Als er nicht mehr weit davon entfernt war, sah er eine Frau aus der Quelle aufsteigen, die ein weißes Tuch über dem Kopfe und ein weißes Laken um hatte. Sie setzte sich über die Quelle, blieb da eine Weile sitzen und stieg dann wieder in dieselbe hinunter. Der Mann aber ging fort.

3. Auf der Klages-Wiese am Weetenborn ist eine starke Quelle. An dieser läßt sich Mittags um 12 Uhr eine weiße Jungfrau sehn.

4. Im Börle, einem kleinen Thale bei Hetjershausen, befindet sich eine Quelle. Daran sitzt zu Zeiten Mittags zwischen 11 und 12 Uhr das Börlwîf oder waschewîf. Sie hat dort ihre Wäsche ausgebreitet und trocknet dieselbe. Die kleinen Kinder werden mit ihr geschreckt.

127.

Das Holzfräulein.

Das „Holzfräulein“ ist ein weißes Fräulein, welches sich

im Schleppkleide, ein Schlüsselbund an der Seite, am Altendorfer Berge bei Einbeck unter dem Tannenwalde zeigt. Sie geht um den ganzen Einbecker Wald und die damit zusammenhängenden Holzungen herum und führt die Leute hin zum Greener Schlosse. Sie hat einen wehmüthigen Blick, spricht kein Wort, sondern winkt nur.

128.

Die drei Puppen.

1. Als einst in Hohnstedt Schützenhof war, sollte ein Knabe mit seiner jüngeren Schwester Kraut holen. Der Knabe sagte zu dem Mädchen: „wir wollen schnell zum Rickenbü gehn und daher das Kraut holen, weil wir es dort leichter finden können.“ Sie gingen dahin und nachdem sie eine Weile gekrautet hatten, erblickte zuerst der Knabe, dann auch das Mädchen drei weiße weibliche Gestalten von sehr mäßiger Größe („puppen“) sich zwischen den Weiden auf der Erde auf und ab bewegen („wippen“). Die Kinder erschraken sehr und liefen voll Angst barfuß, wie sie waren, durch die Wiese nach der Stelle, wo der Schweinehirt des Dorfes hütete. Als sie bei diesem angekommen waren, vermochten sie Anfangs nicht zu sprechen, als sie sich aber etwas von dem Schrecken erholt hatten, erzählten sie ihm, was sie gesehen hatten. Dieser ging nun mit den beiden Kindern noch einmal zu der bezeichneten Stelle hin, und wirklich waren die drei weißen Puppen noch da, so daß er sie mit seinen eigenen Augen sah. Nun erzählte der Schweinehirt, daß er schon früher davon gehört habe und daß man glaube, die drei weißen Jungfrauen wären die drei Töchter eines Superintendenten in Hohnstedt, welchen im dreißigjährigen Kriege feindliche Officiere hätten Gewalt anthun wollen und die sich, um sich zu retten, entleibt hätten.

2. Ein Mann aus Fredelsloh war Nachts nach dem Grubenhagen gegangen, um daselbst Buchecken zu fegen. Es war gerade Mitternacht und er hatte seine Laterne vor sich auf den Boden gestellt, als er mit einem Male einen furchtbaren Lärm und ein entsetzliches Geschrei hörte. Zu gleicher Zeit sah er aus der Gegend, woher das Geschrei kam, weiße Gestalten, wie kleine

Jungfrauen oder Puppen, mit großer Schnelligkeit daher kommen. In Todesangst lief er fort. — Ein anderes Mal war derselbe Mann mit seinem Vater wieder dahin gegangen, um Bucheckern zu fegen, und es wiederholte sich genau dasselbe, was das erste Mal vorgekommen war.

129.

Die zwölf weißen Jungfrauen auf dem Lichtenstein.

Zur Zeit des Königreichs Westphalen war einmal ein Knochenhauer aus Alfeld nach dem Eichsfelde gegangen, um dort einige fette Schweine zu kaufen. Nach Beendigung seines Geschäftes trat er in Gesellschaft einiger Leute den Rückweg an. Dieser führte ihn in die Gegend von Osterode. An dem Lichtenstein, einem Buchenwalde bei Föhrste, wurden sie auf der sog. Burgwiese von der Nacht überrascht und entschlossen sich hier zu übernachten. Es war eine wunderschöne Sommernacht, die Sterne leuchteten freundlich und der Mond stand hoch am Himmel. Die Gefährten waren eingeschlafen; nur der Knochenhauer konnte nicht schlafen, und wenn er daran dachte, daß er sich in der Nähe einer Burg befände, wo früher Raubritter gehaust hatten, so ward ihm ganz unheimlich zu Muthe. Mitten in seinen Träumereien wurde er mit einem Male durch ein Gesicht erschreckt. Es war nämlich gerade die Johannisnacht, und in dieser pflegten alljährlich zwölf weiße Jungfrauen, die einst diese Burg bewohnt hatten, auf dieser Wiese ihren Reihentanz aufzuführen. Diese Jungfrauen erschienen nun auf der Wiese in einer alterthümlichen Tracht und fingen an zu tanzen. Kaum wagte er die Augen zu öffnen und nach den Jungfrauen zu sehen. Indessen war er diesen nicht unbemerkt geblieben. Sie hatten ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet und wollten ihn zum glücklichsten Menschen auf Erden machen. In dieser Absicht kam eine der zwölf Jungfrauen, welche die älteste zu sein schien, als es eben 12 Uhr geschlagen hatte, zu ihm und trat mit ihrem Fuße auf sein rechtes Knie. Der Schlächter fürchtete, daß dieß seine letzte Nacht sein werde, und sann über sein Schicksal nach. Bald kam die Jungfrau zum zweiten Male zu ihm, und dann zum dritten Male; jedes Mal trat sie auf sein rechtes Knie, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Unterdessen war es 1 Uhr geworden und die Geisterstunde damit zu Ende gegangen. Die weißen Jungfrauen begannen den Schlußtanz und waren dann mit einem Male an einer bestimmten Stelle verschwunden. Der Schlächter konnte die ganze Nacht nicht schlafen und setzte am anderen Morgen voll Betrübnis seine Reise fort. Er erzählte den seltsamen Vorfall mehreren Leuten, die ihm riethen sich in der Johannisnacht des nächsten Jahres wieder auf denselben Platz zu setzen; die Jungfrauen würden jeden Falls wieder erscheinen. Dann möge er sich ein Herz fassen und sie fragen, weshalb sie erschienen; vielleicht wollten sie verborgene Schätze anzeigen. Das Jahr verfloß und der Schlächter fand sich am Tage vor der Johannisnacht wieder auf der Burgwiese ein, wo er mit Sehnsucht die Geisterstunde erwartete. Kaum hatte die Glocke in dem benachbarten Dorfe Nienstedt die Mitternacht verkündigt, so erschienen auch wieder die zwölf Jungfrauen in dem früheren Anzuge und tanzten, wie im Jahre zuvor. Bald hatten sie auch den Schlächter wahrgenommen, und dieselbe, welche im vorigen Jahre zu ihm gekommen war, trat ihm wieder auf sein Knie. Obwohl dem Schlächter auch dieses Mal Furcht ergriff, so wurde sie doch durch die Hoffnung auf das große Glück, welches ihm bevorstand, zurückgedrängt, und er fing an zu sprechen. Kaum hatte er ein Wort gesprochen, so sagte die Jungfrau zu ihm, er möge ihr auf die Höhe des Berges folgen, dort wolle sie ihm sein Glück offenbaren. Als sie bei der Mauer, der einzigen, welche von der Burg Lichtenstein noch steht, angelangt waren, erzählte sie ihm, daß mitten unter dieser Mauer ein großer Schatz vergraben sei, den sie einst bei einem Raubkriege dorthin geschafft hätten, um ihn nach Beendigung desselben von dort wieder zu holen. Aber diese Hoffnung sei vereitelt; denn in der Johannisnacht wären sie ermordet und müsten nun alle Jahre in der Johannisnacht erscheinen und tanzen, bis sie einen Menschen gefunden hätten, der sie von dem Tanzen erlösen könnte. Diesen hätten sie nun in ihm gefunden, und er solle den Schatz dafür zur Belohnung haben; fortan würden sie nicht wieder erscheinen, weil sie nun zur ewigen Ruhe gelangen könnten. Er aber könne auch nur in der Johannisnacht den Schatz heben, und dürfe, um das auszuführen, noch sechs Personen mitbringen, nemlich drei unschuldige Jungfrauen, zwei keusche Junggesellen und einen Knaben zum Leuchten; jedoch dürfe wäh-

rend der Arbeit niemand ein Wort sprechen, sonst würde der Schatz wieder verschwinden und für ihn auf ewig verloren sein. Als die Jungfrau dieß gesagt hatte, schlug sie an ihr Schlüsselbund, und alle zwölf waren sogleich in einer Oeffnung des Berges verschwunden. Froh kehrte der Schlächter nach Hause zurück, um im nächsten Jahre sein Werk zu beginnen. Bald hatte er auch die erforderlichen sechs Personen aufgefunden, und so erschien er mit diesen und mit den nöthigen Geräthschaften versehen in der Johannisnacht des nächsten Jahres bei der bezeichneten Mauer der Burg Lichtenstein. Mit dem Schlage Elf begannen sie ihre Arbeit; als es aber Eins schlug, hatten sie noch nichts gefunden, denn der Schatz stand sehr tief. Nach Verlauf eines Jahres kamen sie wieder, um ihr Werk zn vollenden; aber kaum hatten sie angefangen zu arbeiten, so erschienen auch allerlei Geister, die sie hindern und ihnen Schaden zufügen wollten. Auch dieses Mal schlug es zu früh Eins und der Schatz war noch nicht gefunden. Sie kehrten deshalb im folgenden Jahre zum dritten Male zu dieser Stelle zurück, um endlich den Schatz zu gewinnen. Sobald sie ihre Arbeit begannen, erschienen auch wieder die bösen Geister, um ihr Vorhaben zu vereiteln. Sie bauten an der Mauer einen Galgen auf und deuteten darauf hin, daß sie einen aus der Zahl der Schatzgräber daran aufhängen wollten. Plötzlich erblickten diese beim Schein ihrer Leuchte den Rand einer Tonne, und in demselben Augenblicke waren auch die Geister verschwunden. Sie brachten nun die Tonne höher und höher. Aber mit einem Male erschien eine Kutsche, mit vier feurigen Rossen ohne Köpfe bespannt, und fuhr an ihnen vorüber. Hinter dieser her kam ein Junge ohne Kopf, auf einer Mulde sitzend und schreiend: „ist die Kutsche fort, so will ich auch fort.“ Dabei schien er jeden Augenblick in die Grube stürzen zu wollen und erweckte so in dem die Leuchte haltenden Jungen die gröste Besorgnis für sein Leben, so daß er vor Schreck ausrief: „Herr, hilf mir!“ In demselben Augenblick war der Junge auf der Mulde verschwunden, aber zugleich auch die Tonne mit dem Schatze; denn es war gesprochen und nun konnte der Schatz nicht mehr gehoben werden. So musten die Schatzgräber traurig in ihre Heimat zurückkehren. Die Jungfrauen sind seit dieser Zeit nicht wieder erschienen; nach dem verborgenen Schatze zu graben hat aber niemand noch einmal

gewagt, aus Furcht, daß der Teufel dann wieder erscheinen möchte.

130.

Die Jungfrau von Radolphshausen.

Der böse Graf Isang von Seeburg wollte die Tochter des Besitzers von Radolphshausen heirathen, die ihm aber wegen seiner Gottlosigkeit ihre Hand verweigerte. Um nun ihren Sohn zu rächen, verwünschte die Mutter des Grafen, Namens Hildegard, das Fräulein in das Ebergötzer Holz; dort sollte sie dreihundert und fünfundzwanzig Jahre wandern und nur dann erlöst werden können, wenn einer zu ihr die Worte spräche: es helfe dir Gott. Von dem Augenblicke an, wo die Verwünschung ausgesprochen war, befand sich das Fräulein in dem Ebergötzer Holze und ging daselbst um. Zu ihrer Nahrung hatte sie ein Körbchen mit Brot und ein Flasche Wein mitbekommen, die sich an jedem Tage von selbst erneuerten. Bei Tage lag sie auf einer Bank und hatte eine Nebelkappe auf dem Kopfe, so daß keiner sie sehen konnte. In jeder Nacht aber wanderte sie zwischen 11 und 1 Uhr als weiße Jungfrau durch den Wald und rief: hilf mir! Schon oft hatte man ihren Ruf dort gehört, aber niemand hatte je das Wort gesprochen, wodurch sie allein erlöst werden konnte. Zuletzt scheuten sich die Menschen bei Nacht durch diesen Wald zu gehn. Da begab es sich, daß ein Husar noch in der Nacht von Ebergötzen nach Holzerode reiten muste; man hatte ihn zwar gewarnt dieß zu thun, weil die weiße Jungfrau dort umginge, doch er erklärte, er fürchte sich nicht und ritt fort. Als er in den Wald gekommen war, — es war gerade zwischen 11 und 1 Uhr — erschien ihm wirklich die weiße Jungfrau und rief: „hilf mir, hilf mir!“ Der Husar wandte sich darauf zu ihr und sprach: „wer kann dir denn helfen?“ Sie antwortete: „niemand!“ „So helfe dir Gott“, erwiederte jener. Kaum hatte er dieß Wort gesprochen, so saß auch schon die weiße Jungfrau hinter ihm auf dem Pferde. Sie sagte ihm, das sei das rechte Wort gewesen, wodurch sie hätte erlöst werden können, doch sei ihre Erlösung noch nicht vollständig; dreihundert Jahre habe sie schon gewandert, aber fünfundzwanzig Jahre müsse sie noch wandern. Dann fuhr sie

fort, in Waake auf dem Sike wohne im äußersten Hause ein schon ziemlich bejahrtes Ehepaar, welches noch keine Kinder habe; dieses werde wider alles Vermuthen noch einen Sohn bekommen. Wenn dieser fünfundzwanzig Jahr alt geworden sei und in der Kirche zu Waake seine erste Predigt gehalten habe, dann werde sie erst vollständig erlöst sein. Nachdem die weiße Jungfrau dieß gesprochen hatte, verschwand sie wieder. Der Huser aber dachte später bei sich, er wolle doch einmal nach Waake in das bezeichnete Haus gehn. Er ging also nach Waake in den Sik und in das letzte Haus hinein. Er traf daselbst auch wirklich ein gar nicht mehr junges und kinderloses Ehepaar. Als er bei diesem in der Stube saß, bemerkte er, wie die Thür sich öffnete und der Tod hereintrat, welcher dem Manne mit einem Rohrstocke, den er in der Hand hielt, auf den Rücken klopfte. Der Mann schauderte bei dieser Berührung, sah aber eben so wenig etwas wie seine Frau, da der Tod nur dem Husaren sichtbar war. Noch in demselben Jahre ward dem Ehepaare ein Sohn geboren; der Mann aber, dem der Tod auf den Rücken geklopft hatte, starb nach anderthalb Jahren. Der Sohn wuchs heran und studirte Theologie; als er nun fünfundzwanzig Jahr alt geworden war, hielt er in Waake seine erste Predigt, und damit war die Jungfrau völlig erlöst. Diese sah aber alt, gelb und ganz zusammengeschrumpft aus, und kein Mensch kannte sie. Sie ging nach Radolphshausen, und erzählte hier den Leuten ihr ganzes Schicksal; trotzdem, daß keiner sie kannte, nahm man sie doch freundlich auf und behielt sie bis zu ihrem Tode. So lebte sie in Radolpshausen noch volle drei Jahre, dann starb sie. Der Leichenschmaus bei ihrer Beerdigung war wahrhaft großartig, und drei Tage und drei Nächte ward ununterbrochen gegessen und getrunken.

131.

Die weiße Jungfrau in Rengershausen.

Vor zwei Jahren ließ sich gerade am Johannistage Mittags zwischen 11 und 12 Uhr die weiße Jungfrau in Rengershausen „auf Thielens Hofe“ sehen. Sie hatte eine goldene schanne (Tragholz) auf den Schultern, woran auf jeder Seite ein golde-

ner Eimer hing, und hielt einen goldenen Schlüssel in der Hand. Zu einem jungen Schäfer, dem sie erschien, sprach sie, er könne sie erlösen, und bot ihm dreimal den goldenen Schlüssel an; doch alle drei Mal wies ihn dieser zurück. Da schrie die Jungfrau mit furchtbarer Stimme auf, und sagte, nun werde erst wieder in 25 Jahren einer geboren, der sie erlösen könne. Darnach verschwand sie. Der Schäfer lebt noch jetzt.

132.

Die in eine Schlange verwandelte Jungfrau.

Zu einem Dienstmädchen, welches in Wulften diente, kam eines Abends, als sie in der Küche das Geschirr reinigte, durch das Gossenloch eine Schlange, fing an zu sprechen und bat dieselbe auf das inständigste, ihr doch einen Kuß zu geben, indem sie ihr zugleich viel Geld versprach, wenn sie es thäte. Das Mädchen wollte sich aber erst mit ihrer Hausfrau berathen und versprach ihr am andern Abend Antwort zu geben. Die Hausfrau rieth sehr dazu. Die Schlange kam auch am Abend wieder, aber das Mädchen that es dennoch nicht. Die Schlange kam auch am dritten Abend wieder; als aber auch jetzt das Mädchen sich weigerte ihr einen Kuß zu geben, da that sie einen furchtbaren Schrei und es stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihr, welche sagte: erst in hundert Jahren würde wieder einer geboren, der sie erlösen könne. Dann wurde sie wieder zur Schlange und verschwand.

133.

Die Jungfrau und der Schatz.

1. Einem Manne träumt zwei Nächte hinter einander, er werde viel Geld bekommen; in der dritten Nacht träumt es ihm wieder, und zugleich erscheint ihm eine weiße Jungfrau, welche ihn bittet mitzugehen und sie zu erlösen; er solle auch viel Geld haben, nur dürfe er sich nicht fürchten. Als er sich dazu bereit findet, führt sie ihn in einen Garten, worin ein großer schwarzer Mann mit einem Gebetbuche in der Hand steht und betet.

Eben will er nach dem Golde, welches neben dem schwarzen Manne liegt, greifen, da verwandelt sich dieser in einen großen schwarzen Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wollte. Darüber geräth er in Angst und läuft weg; erhält aber von der weißen Jungfrau zuvor noch eine Ohrfeige. In der folgenden Nacht erscheint ihm die weiße Jungfrau abermals und bittet ihn mitzugehen, sie wolle ihn auch hin tragen, noch könne er sie erlösen, aber er dürfe sich nicht fürchten. Sie trägt ihn auch hin nach dem Garten, und darin steht wieder neben dem Golde der schwarze Mann mit dem Gebetbuche und betet. Er will nach dem Golde greifen, aber aus dem schwarzen Manne wird wieder ein großer Hund, der thut, als wenn er ihn beißen wolle. Da schreit er laut auf: „o nein, der große Hund will mich beißen!“ Sogleich ist der Hund verschwunden, aber auch das Geld ist fort. Da ruft die Jungfrau laut: „o weh, o weh, nun kann mich erst in hundert Jahren wieder einer erlösen!“ und ist damit ebenfalls verschwunden.

2. Auf dem Rehbache bei Delliehausen fährt Nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche, worin sich große Schätze befinden. Die Kutsche ist von Gold; andere sagen, sie sei von Silber. Drei Nächte hinter einander kam eine weiße Jungfrau zum alten Hintze auf Hintzens Hofe in Delliehausen und forderte ihn auf in der dritten Nacht zwischen 11 und 12 Uhr dahin zu gehen und, wenn die Kutsche im vollen Trabe daher käme, ohne alle Furcht dazwischen zu springen und aus der Deichsel den Wagennagel herauszuziehen; dann würden die Pferde weglaufen, die Kutsche aber stehn bleiben: auf diese Weise würde sie erlöst, er aber solle alles, was darin sei, zum Lohne haben. Der Bauer fürchtete sich dennoch und ging nicht hin.

3. Im Kolgenhagen hat sich Geld gesonnt. Einige Leute aus Lauenberg sehen dieß, gehen hin und wollen dasselbe ausgraben. Sie fangen damit an und haben auch schon den oberen Theil des Kessels, worin das Geld ist, losgegraben. Da kommt mit einem Male der Teufel in Riesengestalt, hat eine dicke Eiche im Arme und will dieselbe den Leuten über den Kopf werfen. Als die Schatzgräber das sehen, werden sie sehr bange und laufen weg. Der Teufel ist alsbald wieder verschwunden. Als jene auf den Henneckenberg gekommen sind, schauen sie zurück, da sehen

sie eine Jungfrau an dem Loche stehen, die schreit und weint; aus Furcht vor dem Teufel wagen sie sich aber nicht hin. Darauf verschwindet die Jungfrau. Später gehen sie in Begleitung mehrerer anderer hin zu der Stelle; von dem Loche, welches sie gegraben haben, ist aber keine Spur mehr zu sehen, sondern alles ist wieder so, wie es vorher gewesen war.

134.

Die weiße Taube.

Oberhalb Dörrigsen liegt das sog. Enge Thal. Eines Abends kommen zwei Holzhauer aus dem Walde zurück, wo sie Holz gehauen haben. Als sie unter dem Engen Thale herauskommen, hören sie eine Stimme rufen: „Hülfe! Hülfe!“ Sie gehen zu der Stelle, woher die Stimme kommt, und sehen da auf einem Baume eine weiße Taube sitzen. Nun fliegt diese zu einem einsamen Orte fort. Doch da ihr die Männer nicht dahin folgen, so kommt sie zurück, ruft wieder: Hülfe! Hülfe! und fliegt dann wieder nach dem einsamen Orte. Jetzt folgen ihr die beiden Männer und kommen zu einer Höhle. Hier liegt ein Schlüssel; zu diesem fliegt die Taube hin und nickt ihnen zu, sie möchten ihn nehmen. Sie thun dieß auch und schließen damit eine eiserne Thür in der Höhle auf. Vorher hatte ihnen die Taube noch gesagt, sie möchten, wenn sie zurückkämen, ja den Schlüssel nicht vergessen, sonst käme ein großer schwarzer Hund und zerrisse sie. Nachdem sie die Thür aufgeschlossen haben, kommen sie in ein Gewölbe (grûbe): darin steht eine Tonne mit Geld. Sie stecken davon ein, so viel sie nur tragen können, und gehn dann zurück. Als sie wieder vor die Thür kommen, haben sie den Schlüssel verloren und können nicht heraus. Da kommt auch der große schwarze Hund an und will den einen „fassen“. Dieser nimmt seine Axt und schlägt damit auf ihn los, so daß er zurückweicht. Während der Zeit hatte der andere den Schlüssel gesucht und auch glücklich gefunden. So kamen sie mit dem Gelde heraus. Einige Tage darauf kommen wieder Leute desselben Weges, und jene beiden sind auch dabei. Da hören sie wieder die Stimme der weißen Taube, die um Hülfe ruft. Die beiden gehn abermals zu der Stelle hin und finden

wieder die weiße Taube auf einem Baume sitzend. Dieß Mal aber hat sie ein Schwert; damit schlägt sie auf die beiden zu und hätte bald dem einen ein Bein abgehauen. Da liefen sie weg und gingen nachher auch nicht wieder dahin, wenn die Stimme rief.

135.

Hund zeigt einen Schatz.

In Windhausen am Fuße des Harzes ging zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Bursche spät am Abend über die Straße, um sein Mädchen nach Hause zu begleiten. Als sie an der dortigen Burg vorüber gehen wollten, trat ihnen plötzlich ein schwarzer Hund mit einer feurigen Zunge in den Weg und nöthigte sie so stehen zu bleiben. Nachdem sie sich von dem ersten Schrecken wieder erholt hatten, versuchten sie weiter zu gehn, allein der Hund hielt sie wieder auf und nöthigte sie, indem er um sie herumlief, einige Schritte mit ihm zurückzugehen. So führte er sie zu einer Stelle, wo ein Haufen Pferdemist lag; hier blieb er stehen und blickte bedeutungsvoll auf den Haufen. Aus Furcht oder aus Neugierde bückte sich der Bursche, nahm einige Roßäpfel auf und steckte sie in seine Tasche. Als er nun weitergehen wollte und sich nach dem Hunde umsah, war dieser verschwunden. Voll Unruhe ging er nach Haus und legte sich ins Bett. Am andern Morgen ging er an seine Rocktasche, um sie auszuleeren und zu reinigen; doch wie staunte er, als er mehrere schwere Goldstücke in derselben fand. Er erzählte von seinem Funde im Hause, und sogleich suchte man den Haufen auf, aber vergebens. Am folgenden Tage wartete man wieder auf den Hund, allein derselbe erschien nicht wieder. Der Burgherr ließ darauf in dem Berge nach Schätzen graben, aber alle Bemühungen waren umsonst. Es wurde nun angenommen, man habe die rechte Stunde unbenutzt vorübergehen lassen.

136.

Schatz gehoben.

Einem Bauern in Holtershausen, Namens Brinckmann, träumte

drei Nächte hinter einander, auf der Hameler Brücke würde er reich werden. Er ging also hin nach Hameln und stellte sich auf die Brücke, aber es begegnete ihm nichts; nur ging ein vornehmer Herr auf der Brücke spazieren. Am zweiten Tage stellte er sich wieder auf die Brücke, und auch der vornehme Herr fand sich wieder ein. Als dieser den Bauern wieder da stehen sah, fragte er ihn, weshalb er da stände, er habe ja auch schon gestern da gestanden. Jener antwortete, das wäre lächerlich zu sagen, und erzählte dann seinen Traum. Darauf sagte der vornehme Herr, auf Träume sei nichts zu geben, so habe ihm selbst geträumt auf der Mönchebreite am Litberge ständen mehrere hohle Bäume, und unter einem derselben, einer Eiche, läge ein Schatz. Der Bauer sagte kein Wort, — denn ihm gehörte die Mönchebreite am Litberge, — kehrte nach Holtershausen zurück, grub an der bezeichneten Stelle nach und fand wirklich daselbst einen Schatz. In Folge dessen ward er sehr reich, — ganze Platten von Silber haben die Leute bei ihm gesehen, — allein der Reichthum ist nicht in der Familie geblieben. Eine Anverwandte jenes Mannes lebt noch, aber in Armuth.

137.

Schätze zu heben.

1. Im Bornthale bei Einbeck liegt nicht weit von der Stelle, wo das Gebüsch anfängt, ein Schatz. Dieser kann gehoben werden, wenn einer um Mitternacht zu der Stelle geht, wo er liegt, und einen schneeweißen Hahn schlachtet, an dem aber kein schwarzes Pünktchen sein darf. Mit dem Blute des geschlachteten Hahns muß er einen Kreis beschreiben und dann, ohne ein Wörtchen zu sprechen, anfangen zu graben. Der Schatz wird dann alsbald sich von selbst emporheben.

2. Bei dem Dorfe Brunsen ist der sog. Filderborn Bei diesem Brunnen soll sich ein Schatz befinden, zu dessen Hebung es der Opfer bedarf.

3. Auf der großen Burgbreite bei Brunstein, unter dem Burggarten, brennt alle sieben Jahre Nachts ein Feuer, wohl zwei Fuß hoch. Da, wo das Feuer brennt, liegt ein Schatz vergraben.

4. Im Sike bei Kleinen-Lengden befinden sich mehrere grüne Ringe, wo das Gras viel üppiger wächst als an andern Stellen. Wo diese sich zeigen, ist Geld in der Erde verborgen, und es ist schon oft darnach gegraben.

138.

Schätze bleiben unbeachtet.

1. An dem Wege von Einbeck nach Dassensen steht eine alte Eiche. In der Nähe dieser Eiche soll ein Schatz vergraben liegen. Eines Abends geht ein Mann aus Einbeck nach Dassensen; als er nach dem Pinkler kommt, geht ihm die Pfeife aus. Bei dieser Eiche will er sie sich wieder anstecken, da sieht er im Grase Kohlen liegen. Er denkt es wären wirkliche glühende Kohlen, nimmt also nach einander vierzehn solcher Kohlen in die Hand und legt sie auf die Pfeife; aber jedes Mal wenn er sie in die Pfeife legt, gehen sie aus, und er wirft sie deshalb wieder fort. So kommt er nach Dassensen und erzählt den Leuten, was ihm begegnet ist. Diese lachen ihn aus und sagen, er hätte die Kohlen mitnehmen sollen. Er geht daher am andern Morgen wieder zu der Stelle hin, um zu sehen, was es gewesen sei, und findet da vierzehn neue blanke Thaler.

2. Ein Topfhändler aus Hohnstedt war an einem Sommertage nach dem braunschweigischen Dorfe Sieversshausen gegangen. Als er Abends zurückkam, sah er auf dem Wege zwischen Ahlshausen und Sieversshausen, da wo derselbe eine Biegung macht, von Ahlshausen her auf dem Kirchwege eine Leuchte rasch daher kommen. Er dachte bei sich, die Leuchte soll doch nicht eher zu der Biegung kommen als ich, und verdoppelte deshalb seine Schritte. Dennoch war die Leuchte auf einmal unmittelbar vor ihm. Nun sah er, daß es ein großer Kessel war, inwendig ringsum mit Ringen versehen, worin hell brennende Lampen waren. Er erschrak sehr, als er dieß sah, und fing an zu beten; als aber der Kessel trotz dem nicht verschwand, fing er an zu fluchen. Da erhob sich der Kessel mit einem Male in die Luft und flog nach der Hohnstedter Feldmark hin, nach einem Orte, der Warnecken Rot genannt wird. Am andern Tage ging der Topfhändler wieder nach Sieversshausen und erzählte dem dortigen Krüger sein Aben-

teuer. Dieser sagte ihm, er sei dumm gewesen, er hätte nur etwas darüber werfen sollen, so wäre der Kessel lauter Gold und Silber gewesen und ihm zu Theil geworden.

3. Ein Mann ging von Bodensee nach Bilshausen. Auf der Mitte des Weges, ungefähr da, wo das Dorf Öæshûsen gestanden hat, sah er am Ufer des Baches einen schwarzen Kasten stehen; er wollte ihn mitnehmen, doch dieser war so schwer, daß er ihn nicht von der Stelle bewegen konnte. Nach einigen vergeblichen Versuchen ging er nach Bilshausen, um von dort Leute zu holen, die ihm helfen sollten den Kasten fort zu schaffen. Als er dorthin gekommen war, sagten ihm die Leute: in dem Kasten sei ein Schatz gewesen; wenn er aber jetzt wieder hinkomme, so werde derselbe sicher schon verschwunden sein, er hätte nicht eher weggehn dürfen, als bis er ihn von der Stelle gerückt hätte. Dennoch ging er wieder zu der Stelle, wo er den Kasten gefunden hatte, aber er war fort.

139.

Schätze nicht gehoben.

1. In Edemissen schaut eine Frau Mittags aus dem Fenster in ihren Garten, da sieht sie im Garten etwas hell glänzen. Sie geht darauf zu und sieht, daß es ein Topf voll Gold ist, welches sich sonnt. Ein messingener Zapfen liegt oben auf dem Topfe, den nimmt sie zuerst davon und faßt dann den Henkel an, der über dem Topfe ist. Der Topf ist aber zu schwer und sie kann ihn nicht heben. Da nun gerade ihr Mann im Fenster liegt, so ruft sie diesem zu: „Hans, komm und hilf.“ Wie sie das Wort ausgesprochen hat, behält sie was sie in der Hand hat, das andere aber versinkt. Sie entdeckt jetzt ihrem Manne, daß der Schatz da steht, und beide suchen nun einen Teufelsbanner auf. Dieser untersucht die Sache und erklärt endlich, der Schatz wäre schwer zu bekommen; wem er bescheert gewesen wäre, der sollte ihn gewahrt haben. Jetzt müsten sie ein gelbes Pferd mit einem schwarzen Streifen über dem Rücken anschaffen und dasselbe an der Stelle opfern, eben so auch einen schwarzen Ziegenbock; dann könnten sie den Schatz noch heben. Sie schaffen die bezeichneten Thiere an und die Hebung des Schatzes soll vor sich gehen; auch

der Teufelsbanner ist wieder da. Aber noch ehe sie die Sache vornehmen und die Opfer darbringen können, erscheint der Teufel in Gestalt eines großen Hundes mit feurigen Augen, dem die Zunge Armes lang aus dem Halse hängt. Der Teufelsbanner erschrickt bei diesem Anblicke gewaltig und muß sich erbrechen, so daß er fast zu Boden fällt. Der Hund aber hat zu verstehn gegeben der Schatz käme in menschliche Hände nicht wieder hinein.

2. Ein Kapuziner aus Hildesheim kam nach der Eisenhütte bei Dassel und bat den dortigen Bergmeister, er möchte ihm doch von seinen Leuten zwölf starke Männer mitgeben, jeder von diesen solle zwei Louisdor dafür von ihm haben. Der Bergmeister war dazu bereit, wenn jener das Geld vorher hinterlegen wolle. Das Geld wurde nun dem Bergmeister übergeben, und der Kapuziner bekam die zwölf Leute. Mit diesen ging er in der Nacht nach der Abbeke, einem Dorfe im Amte Erichsburg, wo er sie erst bewirthen ließ und dann sich mit ihnen nach der Grasbornschen Kirche begab. Hier angekommen, stellte er die zwölf Männer um sich herum in einen Kreis und sagte ihnen, sie sollten sich nur nicht fürchten, möchte auch kommen was da wolle. Dann citirte er den Geist (Teufel), der den Schatz bewachte. Alsbald kam dieser auch in Gestalt eines wilden Ebers und tobte fürchterlich, so daß die Männer alle sehr erschraken. Der Pater aber schlug mit einer Drahtpeitsche auf den Eber und sprach zu ihm, ob er ihm befohlen habe so zu kommen, er solle in menschlicher Gestalt erscheinen. Darauf verschwand der Eber und statt seiner erschien ein Mann in einem grünen Jägerkleide. Diesen fragte nun der Pater, ob er da einen Schatz habe. Der grüne antwortete „ja“. Dann fragte der Pater weiter, was für ein Opfer er für den Schatz verlange; jener antwortete: „einen achtjährigen Knaben und einen schwarzen Ziegenbock ohne ein einziges weißes Haar“. Da fing der Pater an gewaltig zu schelten und sprach: „wer wird dir einen unschuldigen Knaben opfern?“ muste aber zuletzt mit seinen Leuten wieder abziehen, ohne den Schatz gehoben zu haben. Die vierundzwanzig Louisdor wurden aber den Leuten richtig ausgezahlt.

3. Einer Frau in Hohenstedt träumte in einer Nacht, an der „swarten recke“ würde sie Gold finden. Da sie in der folgenden Nacht denselben Traum hatte, so erzählte sie denselben einer Nachbarin. Diese sagte ihr, sie möchte, wenn ihr in der

nächsten Nacht dasselbe wieder träume, sogleich aufstehen und zu der im Traume erschienenen Stelle hingehn. Als sie wieder denselben Traum hat, steht sie auf und geht nur nothdürftig bekleidet zu der bezeichneten Stelle. Statt des Geldes, welches sie erwartet hatte, sieht sie aber dort einen großen Ochsen mit glühender Zunge und glühenden Augen liegen. Ueber diesen Anblick erschreckt, kehrte sie, statt etwas auf den Ochsen zu werfen, sogleich nach Hause zurück und starb bald darauf.

4. An der Kêtelhecke auf dem Drâkenberge bei Roringen hatten einst Roringer Bauern Nachts einen Schatz „schimmern“ sehen. Sie machten sich nun daran den Schatz zu heben und gruben schweigend ein tiefes Loch. Als sie eine Zeitlang gegraben hatten, stießen sie auf einen verschlossenen Kessel mit zwei Griffen. Um denselben besser emporheben zu können, steckten sie einen dicken Stock durch die Griffe und fingen so an zu heben; als sie den Kessel fast bis zur Oberfläche herausgehoben hatten, sagte einer der Bauern: „nû wil we noch enmâl recht wisse bören.“ Aber in demselben Augenblicke sank der Kessel auch wieder in die Tiefe und nur die beiden Griffe blieben an dem Stocke zurück.

5. Ein Bauer aus Diemarden nimmt nach Tisch die Hacke, um auf seinem Acker ein wenig zu hacken. Wie er damit beschäftigt ist, sieht er den Stiel einer Pfanne aus dem Boden herausstehen. Er hackt das Ding ganz los und es kommt eine Pfanne zum Vorschein, worunter ein Kupferstück liegt. Dann hackt er weiter und findet auch ein Stück Silbergeld; zuletzt stößt er auf einen Topf voll Geld, auf dem oben ein Deckel ist. Schon hat er den Topf fast herausgehoben, da kommt seine Frau und sagt etwas zu ihm. Er will ihr darauf antworten und fängt also an zu sprechen. Sogleich ist der Schatz wieder verschwunden.

6. Bei Höckelheim sonnt sich ein Kessel voll Gold. Ein Schäfer sieht dieß und geht hin, um den Schatz zu heben. Er hätte auch den Schatz bekommen, wenn er sich nicht umgesehen hätte. Da er dieß aber that, so versank der Schatz wieder und als er nun wieder zu seinen Schafen zurückkam, war sein bestes Schaf todt.

7. In Lüthorst ist noch ein Wall zu sehen; da hat früher Heinrich von Hommerde gewohnt, ein vornehmer Mann, der immer in der Kutsche zur Kirche fuhr. Von diesem Walle sagen die

Leute, daß viel Geld nebst einem goldenen Haspel und einem goldenen Tische darin verborgen sei. Einst gingen Leute dahin und gruben nach, — man kann noch jetzt auf dem Brinke die ausgegrabene Erde erkennen. — Während sie daselbst gruben, wobei sie aber kein Wort sprachen und ein weißes Pferd ihnen fortwährend zur Seite stand, fanden sie sehr viel Geld. Als sie nun eine große Menge beisammen hatten, holten sie einen Wagen mit zwei Pferden, um dasselbe wegzufahren; sie wollten auch das weiße Pferd mit vorspannen, aber dabei musten sie sprechen. So wie sie die ersten Worte sagten, verschwand mit einem Male das weiße Pferd, welches der Teufel selbst war, und auch das Geld war fort.

8. Einst träumte einem Manne, in einem Berge bei Hardegsen liege ein großer Schatz verborgen, den er heben könne, wenn er auf dem Wege zu dem Schatze und bei dem Ausgraben desselben nicht lachen und nicht sprechen würde. Am andern Morgen machte er sich mit einem Spaten auf den Weg um den Schatz zu heben. Plötzlich sah er einen großen Wagen mit Heu beladen daher kommen, der von zwei Enten gezogen wurde und unaufhörlich von einer Seite zur andern schwankte. Auf den Köpfen der Enten saßen ganz kleine Männer, die allerlei wunderliche Possen trieben, und hinter dem Wagen kam ein langer Zug eben so kleiner Leute, die sich auf jede Weise bemühten ihn zum Sprechen oder zum Lachen zu bringen. Er ließ sich aber durch diesen und jeden andern Spuk, der ihm begegnete, nicht irre machen und kam glücklich an der Stelle an, wo der Schatz liegen sollte. Er hatte dort noch nicht lange gegraben, als er vor einer eisernen Kiste mit Gold stand. Weil sie ihm zu schwer war, schüttete er das Loch wieder zu, ging nach Hause und überredete einige seiner Freunde mit ihm zu gehn. Als alle am Tage darauf ungeachtet des wiederholten Spukes glücklich an der Stelle angekommen waren und die Kiste eben herausheben wollten, erschien in dem Loche plötzlich ein riesiger Kopf, der eine außerordentlich lange Nase hatte. Da nahm einer der Männer seinen Spaten und warf ihn mit einem kräftigen Fluche gegen den Kopf. Kaum war dieß geschehen, so war die Erscheinung verschwunden, aber auch von dem Schatze war nicht die geringste Spur mehr zu sehen.

140.

Zwerge.

1 Auf dem Wege von Benniehausen nach Niedeck kommt man durch die Helle, ein kleines, aber tiefes Thal. Hier haben vor Zeiten Zwerge gewohnt. Oft sind sie von da nach Benniehausen gekommen und haben mit den Menschen Umgang gehabt. Einst haben sie auch aus Benniehausen ein Kind gestohlen und einen Wechselbalg dafür zurückgelassen.

2. Am Westerberge bei Kleinen-Lengden giebt es Löcher, welche das Volk twarglöcker nennt. In diesen hausten früher „kleine schwarze Menschen“. Sie wurden dort mehrmals an Feuern sitzend und kochend angetroffen. Jetzt sind sie ausgestorben und die meisten Löcher verschüttet. Aber man hörte noch oft ein gewaltiges „Ramenten“ im Berge.

3. Ein Loch in einem Berge bei dem Dorfe Waake wird Meineckes kâmer genannt; in diesem soll ein Zwerg mit Namen Meinecke gewohnt haben.

4. Unter dem Hohen-Hagen hatten die Zwerge sonst einen „Haushalt.“ Weil sie aber zu viel Unfug machten, wurden sie zuletzt von dort vertrieben.

5. An der Hünschen borg, einem Berge bei Hardegsen haben früher Zwerge gewohnt. Eine noch lebende Frau sah oft von dem Boden ihres Hauses, wie die Zwerge aus dem Berge hervor kamen. Seit langer Zeit ist er aber „verschlossen“, und die Frau hat nichts mehr von ihnen gesehen. Die Zwerge müssen weggezogen sein. — Einst wurde an diesem Berge ein goldener Haspel gefunden.

6. Bei Fredelsloh ist der sog. Stapelberg. In denselben führt ein mehrere Fuß breiter und mannshoher natürlicher Erdgang hinein, der sich unter einer ganzen Strecke Landes hinzieht. In diesem Gange sollen ehedem Zwerge gewohnt haben.

7. In der Nègenkâmer haben früher auch Zwerge gewohnt, und ein großer Schatz liegt darin. Ungefähr eine Viertelstunde davon bei dem Weißen-Wasser liegt die Zwergmulde (twargmolle). Das ist ein etwa zwanzig Fuß hoher Felsen, der oben eine drei Fuß breite muldenartige Vertiefung bildet. In dieser Mulde sollen die Zwerge ihre Kinder gewiegt haben. — Rings

um den Felsen zieht sich eine Erhöhung des Bodens, die Niemand berühren darf, sonst wird ihm der Hals umgedreht.

8. In dem Berge über der Gipshütte bei Dassel halten sich Zwerge auf; so oft sie kochen, steigt aus dem Loche im Berge der Dampf empor.

9. Im Kelberge bei Stadtoldendorf ist ein tiefes Loch, aus welchem sonst die Zwerge immer ausguckten. Einst spielten an dieser Stelle fünf Jungen aus einem benachbarten Dorfe und belustigten sich damit über das Loch wiederholt hinüber und herüber zu springen. Da sprang aber einmal einer von ihnen fehl und fiel so in den Berg hinein. Unten aber war es gar schön und „glatt wie in einer Stube“. Der Junge hatte keinen Schaden genommen und suchte nun wieder aus dem Berge herauszukommen. Dieß gelang ihm auch, indem er dem Laufe des Baches folgte, welcher aus dem Berge hervorfließt. Es war dieß derselbe Weg, auf welchem die Zwerge ein und ausgingen. Für diese war er auch hoch genug und ganz bequem, weil sie so klein waren; der Junge aber muste sich ganz krumm machen, kam jedoch glücklich wieder aus dem Berge heraus und ins Freie.

Die Zwerge im Kelberge konnten sich auf die Dauer vor den Menschen nicht behaupten und beschlossen deshalb sich gegenseitig zu tödten. Da erhob sich in dem Berge eine gewaltige Schlacht, und das Blutbad ward so groß, daß drei Tage lang statt des Baches, welcher aus dem Berge herausfließt, ein starker Blutstrom hervorkam.

10. In der Nähe von Mark-Oldendorf, am Wege nach der Neuen Mühle, befindet sich in dem sog. Steinberge eine Höhle, in welche sonst die Zwerge die von ihnen gestohlenen Kinder brachten. Weil jetzt hier Steine gebrochen werden, so ist die Höhle nur noch ein kleines Loch.

11. In dem Kloster Amelunxborn sind ebenfalls Zwerge gewesen, die durch einen unterirdischen Gang nach dem Mönchehofe in Einbeck gingen.

12. In der Nähe von Hattorf liegt, rings vom Walde umschlossen, ein Vorwerk Namens Düne. Der Pächter desselben trieb bedeutende Schweinezucht. Sein Schweinehirt hütete die Schweine stets im Walde; da bemerkte er einst, daß eine der Säue Tage lang fortblieb und nach einiger Zeit ganz fett wurde. Eines Tages ging er der Sau, die wieder fortlief, nach und bemerkte, wie

sie in einen nahen Berg ging, worin er früher keine Oeffnung gesehen hatte. Er folgte der Sau in den Berg und sah hier vielen Hafer liegen, um den eine Menge Schweine herumstanden und fraßen; auf der andern Seite saßen viele Zwerge. Als diese den Hirten bemerkten, sagte der eine: „Hiân, hest du de swîne all bîedân?“ Die Antwort war: „ja, bet up de einöægige sû nâe.“ Da wurden die Schweine in den Stall gesperrt, und bei dieser Gelegenheit lief die Sau des Hirten wieder aus dem Berge heraus. Der Hirt ging ebenfalls hinaus und nahm im Weggehn einen Stein mit. Dann trieb er seine Schweine nach Hause. Am andern Morgen fand er zu seinem großen Erstaunen, daß der Stein gediegenes Gold war, und sprach: „nun will ich wieder hingehn und noch mehr holen.“ Als er aber wieder hinkam, war keine Oeffnung mehr zu sehen.

13. Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man etwa auf der Hälfte des Weges eine Höhle, das sog. Zwergloch. Dort wohnte vor vielen Jahren ein Volk von Zwergen unter einem eigenen Könige. Ein Schäfer erzählte darüber folgendes: Lange vor unserer Zeit hatten die Zwerge in dem Loche ihre Schmiede, wovon es noch heutiges Tages schwarz ist. Die Zwerge schmiedeten aber nichts als Gold und Silber, und wenn sie fleißig arbeiteten, so wuchs von der Hitze unten das Korn oben so, daß es eine Pracht zu sehen war. Auch sagen die Leute, daß bisweilen lauter silberne und goldene Körner in den Aehren gewesen wären. Das glaube ich aber nicht. Nur so viel ist gewis, daß das Korn an dem Hügel nicht mehr so gut wächst wie ehemals, als die Zwerge noch ihre Schmiede unten in dem Loche hatten. Der Magistrat von Hildesheim hat sie vertrieben, weil die Kinder der Zwerge immer in die Erbsenfelder gingen und die grünen Schoten stahlen. Es weiß aber niemand, ob die Zwerge über die Innerste in die neue Welt gegangen sind, oder ob sie sich tiefer in die Erde verkrochen haben. Meiner Mutter Vater ließ es sich nicht nehmen, daß das Loch weit unter der Erde fortgehe, und daß sich die Zwerge noch darin aufhalten. Auch hat er einmal, als er die Schafe hütete, nicht weit von dem Loche ein ganz kleines Weib an der Innerste sitzen sehen, das lauste zwei kleine Kinder, die waren nicht größer als die Wurzelpflanzen da.

141.

Die Zwerge ziehen aus.

1. Im Hommerich, einem bewaldeten Berge hinter Stadt-Oldendorf, auf dem die Homburg gestanden hat, haben früher Zwerge gewohnt. Diese sind aber schon vor längerer Zeit von da fortgezogen, weil sie sich, wie sie sagten, vor den Menschen nicht mehr halten konnten. Bei Holzminden ließen sie sich über die Weser fahren. Der Schiffer, welcher sie überschiffte, fuhr mehrere Male hinüber, ohne irgend etwas zu sehen; nur merkte er jedes Mal, daß das Schiff schwer beladen sei. Als er das letzte Mal hinüberfuhr, war der König der Zwerge mit im Schiffe. Dieser nahm seinen Hut ab, wodurch er sichtbar wurde, und setzte ihn dem Schiffer auf; zugleich sprach er zu ihm, er solle nun auch sehen, wen er übergefahren habe. Der Schiffer aber, der jetzt alles sehen konnte, sah das ganze Feld vor sich von dem Volke der Zwerge dicht bedeckt. Schließlich wurde er noch von dem Zwergkönige reich belohnt.

2. Der Fischer in Beulshausen bei Greene, der die Fischerei in der Leine gepachtet hatte und zu dem Ende auch ein Schiff hielt, ward spät am Abend von einem kleinen Männchen aufgefordert mit ihm zu gehen und über die Leine überzuschiffen. Der Mann folgte der Aufforderung und fuhr die ganze Nacht hindurch über die Leine hinüber, ohne zu sehen, was er überschiffte. Als es nun heller Morgen wurde und er mit dem Ueberfahren fertig war, fragte ihn dasselbe Männchen, ob er nun auch einmal sehen wolle, was er übergeschifft habe, und rief dann, als dieser Ja gesagt hatte, mit lauter Stimme: „nehmt die Hüte ab!“ Da erblickte der Fischer die Wiese nach Erzhausen hin ganz mit Zwergen bedeckt. Das Ueberschiffen wurde ihm von dem Zwerge sehr gut bezahlt.

3. Die Hollemännchen konnten sich vor den Menschen nicht mehr retten und bergen und beschlossen deshalb aus der Gegend ganz fortzuziehen. Da kam eines Tages ein Hollemännchen zu dem Schiffer in Spiekershausen und versprach ihm eine gute Belohnung, wenn er ihn mit den Seinigen über die Fulda fahren wolle. Der Schiffer war dazu bereit und fuhr sie am Enkeberge(?) bei Spiekershausen über die Fulda. Sehr viele stiegen in das Schiff; aber nur der eine, welcher zu dem Schiffer ge-

kommen war, war sichtbar. Das Schiff war so schwer beladen, daß es gar nicht hinüber kommen konnte, und viele feine Stimmen schrieen darin vor Angst, weil es immer zu sinken drohte, doch kam es endlich glücklich hinüber. Als sie drüben waren, fragte das sichtbare Hollemännchen den Schiffer, ob er nun auch einmal sehen wolle, was er übergefahren habe. Der Schiffer sagte Ja, und nun hieß ihn das Hollemännchen über seine linke Schulter schauen: da sah er denn eine große Menge von Hollemännchen vor sich. Dann schenkte ihm das Hollemännchen einen Knäuel Garn und sagte, davon möge er nur immerfort haspeln, es werde niemals zu Ende gehn; nur dürfe er dabei nicht fluchen, sonst sei es mit dem Garne vorbei. Schon hatte der Schiffer lange Zeit von dem Knäuel gehaspelt, ohne daß des Garnes jemals weniger wurde; einst aber haspelte seine Frau und wurde dabei ungeduldig, so daß sie die Worte ausstieß: „der Teufel hin, das bricht auch immer durch“! Sogleich war der Knäuel fort.

142.

Zwerge in ihrer Wohnung gestört.

1. In einem Dorfe wurde von der Gemeinde eine Brücke gebaut. Während nun die Arbeiter mit dem Bau beschäftigt waren, kam ein kleines Männchen zu ihnen und sagte, was sie denn da gemacht hätten? er sei ein Schneider und da hätten sie einen Pfahl mitten durch seinen Arbeitstisch geschlagen, der ihn bei seiner Arbeit sehr hindere; sie möchten doch einen mitschicken, der den Pfahl weiter rücke. Lange Zeit wollte keiner mitgehn, bis sich endlich der Feldhüter durch das Versprechen einer ansehnlichen Summe dazu bewegen ließ. Der Zwerg führte nun den Feldhüter in einen nahe liegenden Berg. Hier kamen sie in eine reine, schöne Stube, und siehe, der Pfahl stand richtig mitten in dem Tische des Zwerges. Der Feldhüter faßte jetzt mit einer Hand zu und rückte den Pfahl in eine Ecke. Darauf führte ihn der Zwerg wieder hinaus; die Oeffnung des Berges schloß sich wieder und nirgend war eine Spur von einem Eingange zu sehen.

2. In Lauenberg wohnte ein Bauer Namens Koch. Dieser hatte mehrere Pferde, die stets krank waren und zuletzt starben.

Der Bauer wuste lange nicht, woher dieß komme; endlich aber erfuhr er, daß es von den Zwergen herrühre, die ihm bitter grollten. Der Pferdestall stand nemlich gerade über der Wohnung der Zwerge, so daß der Urin der Pferde denselben auf ihren Tisch floß. Der Mann verlegte nun den Stall an eine andere Stelle, und erhielt dafür von den Zwergen einen Kloben (dîsze) Flachs, woran immer gesponnen werden konnte, ohne daß des Flachses jemals weniger wurde.

143.

Zwerge backen.

1. Am Tage vor Pfingsten pflügte einst ein Bauer aus Esebeck auf seinem Acker, der dicht am Walde lag. Wie er nun eifrig damit beschäftigt war, stieg ihm plötzlich der Duft von frisch gebackenen „weißen“ Kuchen recht süß in die Nase, so daß er das gröste Verlangen bekam, ein Stück davon zu essen und in die Worte ausbrach: „ach, hätte ich doch von diesem Kuchen nur ein Stück!“ Als er darauf am Ende des Ackers den Pflug gewendet hatte und wieder zurück zu der Stelle kam, wo er diese Worte gesprochen hatte, siehe, da stand eine zinnerne Schüssel, mit einem weißen Tuche gedeckt, vor ihm, worauf ein frisch gebackener schöner Kuchen lag. Von diesem brach er sich ein Stück ab und aß es; das übrige ließ er auf der Schüssel liegen, in der Absicht, wenn er wieder zu dieser Stelle zurück käme, weiter davon zu essen. Doch wie erstaunte er, als er zurück kam, und Schüssel und Kuchen verschwunden waren.

2. Auf der Viehtrift bei Hammenstedt war ehemals ein Erdfall. Als einst Leute auf dem Felde daneben Kartoffeln behackten, hörten sie in der Erde ein dumpfes Geräusch, als ob ein Backtrog ausgekratzt würde. Da rief eine der Arbeiterinnen: „wenn ihr Kuchen backt, so legt mir auch ein Stück hin“. Am Abend fand sie in der Nähe des Erdfalls ein schönes Stück Kuchen. Als diese Begebenheit im Dorfe bekannt geworden war, machten sich am folgenden Tage mehrere Bauern auf und gruben in dem Erdfall nach. Nach einiger Zeit fanden sie ein kleines, sehr reinlich gehaltenes Zimmer mit Tischen und Bänken von Stein. Aber am Tage darauf war der Erdfall zugeworfen.

3. Von dem Westerberge bei Kleinen-Lengden kamen die Zwerge, durch ihre Nebelkappen unsichtbar gemacht, gar oft in ein am äußersten Ende des Dorfes gelegenes Haus und buken daselbst Brot, ohne daß die Bewohner sie jemals sahen. Aber jedes Mal legten sie ein Brot „als Zins“ für die Benutzung des Backofens hin.

4. Bei dem sog. Hüpperpaul (Froschpfuhl) in der Nähe von Lüthorst — der Ort wird auch die Backôwenstêe genannt — sollen früher Zwerge ihre Wohnungen gehabt haben. Sie hatten dort in der Erde, besonders aber in dem Felsen, ordentliche Höhlen angelegt. Noch jetzt sieht man im Felsen Löcher, die Spuren derselben. Auch ein Backhaus hatten sie hier, worin sie ihr Brot buken. Dennoch kam, wenn die Menschen Brot buken, oftmals ein Zwerg, der sich unsichtbar gemacht hatte, in das Haus, worin gerade gebacken wurde, und nahm von den Broten der Menschen eins oder zwei mit. An die Stelle derselben legte er eben so viele von den Broten der Zwerge hin. War dieß geschehen, so hatten „die Leute im Hause keine Ruhe und keine Rast mehr“.

144.

Die gestohlenen Laken.

Ein Schlächter aus Bodensee ging im Mittage nach Bilshausen, um dort Vieh zu kaufen. Als er den Weg mehr als zur Hälfte zurückgelegt hatte, kam er an eine Hecke. Auf dieser sah er drei feine weiße Laken zum Trocknen ausgebreitet. Er konnte nicht begreifen, wie diese dahin gekommen wären oder wem sie gehören möchten, und dachte bei sich, er wolle eins davon nehmen. Er nahm also eins, dann auch das zweite, endlich sogar das dritte; dann setzte er seinen Weg weiter fort. Als er nach Bilshausen gekommen war, ging er in das erste Haus hinein, und legte daselbst seine drei Laken nieder, um erst seine Geschäfte im Dorfe abzumachen. Der Hauseigenthümer, dem er erzählt hatte, wie er in den Besitz der Laken gekommen war, sagte zu ihm, er habe daran nicht gut gethan; man könne nicht wissen, wem dieselben gehörten, und es könne dieß für ihn recht schlimme Folgen haben. Doch der Schlächter nahm, als er nach Hause zurückkehrte, die drei Laken mit. Als er nun in der nächsten

Nacht ruhig in seinem Bette lag, hörte er zwischen 11 und 12 Uhr, wie an sein Fenster geklopft wurde. Er dachte, junge Burschen thäten dieß und ließ sich nicht stören; es klopfte zum zweiten Male, doch auch jetzt blieb er ruhig liegen. Als aber zum dritten Male lauter und stärker geklopft wurde, stand er auf und ging ans Fenster, um zu sehen, wer da wäre. Vor dem Fenster standen drei Zwerge. Diese sprachen zu ihm, er habe ihre Laken gestohlen; in der nächsten Nacht, oder in der zweiten, spätestens aber in der dritten solle er sie wieder zu der Hecke bringen; wenn er das nicht thäte, so würde es ihm das Leben kosten. Damit gingen sie fort. Am andern Tage ging der Schlächter zum Pfarrer und erzählte ihm alles. Dieser sagte, er hätte die Laken allerdings nicht nehmen dürfen; nun bleibe nichts weiter übrig, als daß er sie wieder dahin trage, woher er sie genommrn habe; jedoch solle er geweihte Sachen mitnehmen und es so einrichten, daß er kurz vor zwölf dahin käme, so daß er, wenn es zwölf schlüge, mit dem Aufhängen der Laken gerade fertig wäre. So oft er eins derselben auf der Hecke aufgehängt habe, solle er gleich mit Kreide einen Kreis um sich ziehen, damit ihm die Zwerge nicht schaden könnten; sobald er aber das dritte aufgehängt habe, solle er sogleich wieder einen Kreis um sich ziehen, und darin stehn bleiben, bis es Eins geschlagen habe, sonst hätten die Zwerge noch Macht über ihn. Der Schlächter ging in der dritten Nacht hin und that genau so, wie ihm der Pfarrer gerathen hatte. Kaum hatte er das dritte aufgehängt, als die Glocke zwölf schlug. Jetzt erblickte er auch die drei Zwerge hinter der Hecke; er selbst aber blieb ruhig in seinem Kreise noch eine volle Stunde stehn, bis die Glocke eins geschlagen hatte. Da sprachen die Zwerge, es sei sein Glück, daß er bis Eins in dem Kreise stehen geblieben wäre, sonst hätten sie doch noch Macht über ihn gehabt und es würde ihm das Leben gekostet haben.

145.

Zwerge begaben.

1. Eine arme Frau aus Lauenberg war einst nach dem sog. Burghalse gegangen, um daselbst Holz zu lesen. Da kurz vorher ihr Mann gestorben war, so weinte und jammerte sie laut. Wie

sie so jammerte, kam aus einer Spalte des Berges ein Zwerg heraus und fragte sie, was ihr fehle. Sie erzählte nun dem Zwerge alles; dieser hatte Mitleid mit ihr und schenkte ihr einen Kloben (ene dîsze) Flachs; davon solle sie nur, sagte er ihr, alle Tage spinnen. Die Frau ging mit dem Geschenke nach Hause, bezeichnete sich aber, ehe sie wegging, noch die Stelle, wo der Zwerg aus dem Berge herausgekommen war, mit einem Stocke, den sie in den Boden steckte, um so den Eingang in den Berg leichter wiederfinden zu können. Eine Zeit lang spann sie fleißig und es ging ihr gut, dann aber ward sie übermüthig und verlor durch eigene Schuld das Geschenk wieder, welches ihr der Zwerg gemacht hatte. Bald kam sie von neuem in Noth und beschloß deshalb wieder nach dem Burghalse zu gehen und den Zwerg zu bitten, daß er ihr noch einmal etwas schenke. Als sie aber zu der bezeichneten Stelle kam, standen da viele Stöcke umher, so daß sie den von ihr eingesteckten nicht wieder erkennen und den Eingang in den Berg nicht finden konnte. Unverrichteter Sache muste sie nach Hause zurückkehren.

2. In Lauenberg lebte im Kochschen Hause eine alte Frau. Zu dieser kam einst ein Zwerg und forderte sie auf unter zwei Gaben eine zu wählen, entweder eine Rolle Garn, von der sie immer abhaspeln könne, ohne daß jemals das Ende käme, oder einen Kloben Flachs, von dem sie immer abspinnen könne, ohne daß er jemals ausginge. Jedoch dürfe sie keinem Menschen sagen, woher sie das Geschenk habe; sonst werde die Rolle Garn gleich einer gewöhnlichen abgehaspelt oder der Flachs gleich gewöhnlichem Flachs alsbald abgesponnen werden. Da sagte die Alte, sie wolle sich nur den Kloben Flachs wählen; denn wenn sie die Rolle Garn nähme, so würden die andern im Hause bald merken, wie es damit stehe. So schenkte ihr denn der Zwerg den Flachs, und sie spann immerfort auf das fleißigste, ohne daß er jemals zu Ende ging. Die Leute im Hause wunderten sich darüber und fragten, wie es zuginge, daß der Flachs gar kein Ende nähme; sie aber antwortete immer ausweichend und sagte, wenn sie nicht da oder schon schlafen gegangen wären, dann bände sie neuen Flachs ein. Als sie auf dem Todtenbette lag, sagte sie zu den Hausgenossen, jetzt wolle sie ihnen offenbaren, was für eine Bewandtnis es mit dem Flachse habe,

und erzählte ihnen alles. Als sie todt war, wurde der Flachs auch gleich abgesponnen.

3. Ein Zwerg hatte eine menschliche Frau geheirathet und lebte mit ihr in einer ordentlichen Ehe. Einst wurde er mit seiner Frau zu einer Hochzeit eingeladen. Die Frau des Zwerges sprach zu ihrem Manne: „was wollen wir denn zur Hochzeit schenken?“ Der Zwerg erwiederte: „wir haben ja schönen Flachs, davon kannst du eine dîsze schenken.“ Die Frau schenkte auch der Braut bei der Hochzeit die dîsze Flachs; „sie hatte viel umgethan.“ Der Zwerg aber verbot der Braut, sie solle ja niemals denken: „ob wohl die dîsze nicht kleiner wird.“ Lange Zeit kam diese auch dem Verbote des Zwerges nach und spann fleißig, ohne daß des Flachses weniger wurde, wodurch sie sich großen Reichthum erwarb. Da aber dachte sie doch einmal, ob wohl die dîsze gar nicht einmal kleiner wird! Da ist dann der Flachs alsbald zu Ende gegangen.

4. Ein Zwerg kam einst zu einem Schmiede und bat diesen ihm ein Hufeisen unter den einen Absatz zu legen. Der Schmied war bereit dazu, führte aber aus argem Herzen mit dem Hammer einen so gewaltigen Schlag gegen den Fuß des Zwerges, daß dieser weit wegflög und sich bei dem Falle die Hose am Knie zerriß. Den Schmied traf dafür die Strafe, daß ihm später jedes Hufeisen, welches er unterschlagen wolle, immer zersprang. Der Zwerg begab sich darauf, um den Schaden bessern zu lassen, zu einem Schneider. Dieser war auch gleich bereit das Loch zuzunähen, aber bei seiner Armuth hatte er nicht den erforderlichen farbigen Zwirn; er bat daher den Kleinen um Entschuldigung, wenn er mit weißem Zwirne nähe. Doch dieser entgegnete, das solle nichts thun; in Zukunft wolle er schon für farbigen Zwirn sorgen. Und richtig fand der Schneider am andern Tage auf seinem Arbeitstische ein großes Gebind farbigen Zwirn liegen, und so fortan alle Tage. Nun kam es aber bald dahin, daß der Schneider die Gabe des Zwerges gering achtete. Als er nun eines Morgens den Zwirn, wie immer, auf seinem Tische liegen fand, da ergrimmte er und sprach: „des Dreckes habe ich genug,“ und warf ihn vor die Thür. Von diesem Tage an blieb des Zwerges Gabe aus, und zugleich ging des Schneiders Gewerbe unverkennbar zurück. Da trat er, schon ganz übel gelaunt, eines Tages aus der Stube und fand vor der Thür eine Katze sitzen,

die eine Maus im Maule hatte. An dieser wollte er nun seinen Unmuth auslassen und trat sie mit dem Fuße. Da hub die Katze an zu sprechen und sagte, er solle sich fortan vor Mäusen nicht zu retten und zu bergen wissen, bis er von ihnen gefressen würde. Und so geschah es: den Schneider verfolgten die Mäuse überall hin, so daß sie auf seinen Arbeitstisch kamen und ihm das Zeug vom Leibe herunter nagten, bis er ihnen zuletzt zur Beute wurde.

5. In Ballenhausen lebte vor Zeiten ein Schuster. Diesen sprach einst ein Zwerg um ein Stück Brot an. Der Schuster sprach zum Zwerge: „Hast du kleiner Teufel (lütje düwel) denn so großen Hunger?“ — „Ja, den habe ich,“ entgegnete dieser, worauf ihm der Schuster bereitwillig Brot und noch andere Speise dazu gab. Beim Weggehen sagte der Zwerg: „das soll dir dein Leben lang gut thun,“ und von diesem Tage an fand der Schuster an jedem Morgen ein Paar Schuhe fertig auf seinem Arbeitstische stehn, ohne daß er selbst einen Stich daran gethan hatte.

146.

Die diebischen Zwerge.

1. Wenn früher in Kohnsen eine Hochzeit war, so kamen die Zwerge, durch ihre Hüte unsichtbar gemacht, in das Hochzeitshaus und aßen den Bauern den Reisbrei auf.

2. Als einst in Lauenberg auf einer Tenne gedroschen wurde, kam auf einmal ein Zwerg zum Vorschein. Einer der Drescher, welcher ihn erblickte, schlug mit einer Wurfschaufel nach ihm und traf ihn auch. Da sagte der Zwerg: „eins slaugst du mek un twei gafft du mek.“ Mit diesen Worten verschwand er unter der Pferdekrippe. Unter dieser war nemlich der Eingang zu der Wohnung der Zwerge.

3. Im Steinberge bei Seeburg ist ein Zwergloch, worin früher Zwerge hausten. Diese fügten den Bauern des Dorfes manchen Schaden zu, indem sie, besonders wenn gedroschen wurde, aus den Häusern Getreide wegholten. Als einst ein Bauer mit einem Gänsefittich auf der Tenne die ausgedroschenen Körner zusammen fegte, geschah es zufällig, daß er einem Zwerge, der ihm unsichtbar eben wieder Korn stehlen wollte, den Hut vom Kopfe

schlug, so daß dieser nun sichtbar war und gefangen wurde. Der gefangene Zwerg sagte zu dem Bauern: er habe ihm allerdings bisweilen Korn weggeholt, doch wolle er ihm alles bezahlen; er möge nur am Sonntagmorgen vor Sonnenaufgang beim Zwergloche erscheinen, da solle er das Geld dafür erhalten. Der Zwerg wurde darauf entlassen und der Bauer ritt zur bestimmten Zeit zu dem Zwergloche am Steinberge. Als er dorthin kam, stand der Zwerg schon da mit einem Beutel voll Geld. Der Bauer nahm den Beutel, gab aber dann seinem Pferde die Sporen und eilte davon, weil er fürchtete, daß der Zwerg ihm noch etwas anthun möchte.

147.

Die Zwerge in den Erbsenfeldern.

1. Vor langer Zeit wohnte im Hütteberge (nahe bei dem Dorfe Dorste), in dem man noch die Zwerghöhlen sehen kann, ein Zwergkönig mit seinem Volke. Diese Zwerge waren aber nicht von der Art, daß sie sich bestrebten den Menschen nützlich zu sein, wie manche andere; sondern sie machten sich ein Vergnügen daraus sie zu ängstigen oder ihnen zu schaden: sie raubten junge Mädchen oder kleine Kinder, besonders aber richteten sie in den Feldern großen Schaden an. Nun hatte ein Bauer in der Nähe des Hütteberges ein schönes Erbsenfeld, das er oft mit Freude betrachtete. Bald sah er aber, daß die Schoten ausgeschält und die Halme zertreten wurden, und er konnte bei aller Aufmerksamkeit den Thäter nicht entdecken. Er klagte nun einem alten Bauer sein Leid und dieser gab ihm denn auch einen guten Rath. Derselbe hatte es nemlich bald heraus gebracht, daß hier Zwerge im Spiele wären und rieth deshalb, daß er mit seinen Knechten nach dem Erbsenacker gehn und dann mit langen Ruthen über das Feld hin und her schlagen möchte. Die Zwerge hätten nemlich Wünschelhüte, vermittelst deren sie sich unsichtbar machten; mit den Ruthen würde er aber sicher einem von ihnen den Hut abschlagen und ihn dann fangen können. Der Bauer kam nun, wie ihm gerathen war, mit seinen Leuten bei dem Acker leise angeschlichen. Da hörte er es zwischen den Erbsenstauden rauschen, als wenn ein Thier darin wirthschaftete,

ohne daß er etwas sah. Sogleich fing er mit seinen Knechten an mit den Ruthen über das Erbsenfeld hin und her zu schlagen, und bald stand ein Zwerg sichtbar da. Dieser flehte, er möchte ihn wieder los lassen; er wolle ihm auch einen ganzen Wagen voll Gold geben, nur müsse er vor Sonnenaufgang zu seiner Höhle kommen. Der Bauer ließ sich erbitten und gab ihn frei, nachdem ihm der Zwerg noch gesagt hatte, wo seine Höhle wäre. Um jedoch vor Betrug ganz sicher zu sein, erkundigte er sich, wann die Sonne bei den Zwergen aufgehe, und erfuhr, daß sie mit dem Glockenschlage zwölf aufgehe. Da spannte er seinen Wagen an und fuhr vor Mitternacht zu der bezeichneten Stelle. Als er vor der Höhle angekommen war, hörte er, wie sie drinnen jauchzten:

Dat is gaut, dat is gaut,
Dat de bûerken dat nich weit,
Dat de sunne ümm twölf upgeit.

Der Bauer aber meldete sich, und nun zeigten ihm die Zwerge ein abgehäutetes Pferd; das möchte er nur mitnehmen, weiter könnten sie ihm nichts geben. Darüber ward jener höchst ärgerlich, wollte jedoch für seine Hunde etwas Fleisch mitnehmen, er hieb deshalb von dem Pferde ein großes Stück ab und band es auf den Wagen. Als er damit nach Hause gekommen war, da war alles gediegenes Gold. Gleich fuhr er noch einmal hin, um den Rest nachzuholen, aber Pferd und Höhle waren verschwunden.

2. Fast in der Mitte der Heerstraße, die von Osterode nach Herzberg führt, liegt ein Wirthshaus. Wendet man sich von da südlich, so erreicht man nach einigen Minuten das Gut Düne und wieder nach einigen Minuten die Jettenhöhle. Die zunächst liegenden Dörfer sind östlich Hörden und südlich Schwiegershausen. Ihren Namen soll die Höhle davon haben, daß einst in Kriegszeiten ein Frauenzimmer Namens Jette darin niederkam. Der Sohn dieser Jette soll Klaproth geheißen haben und der Stammvater der Familie Klaproth geworden sein, die nachher in dem später zerstörten Dorfe Rode (auch Röderdorf genannt) gewohnt hat.

Vor langer Zeit war die Jettenhöhle ein Aufentshaltsort der Zwerge. Diese fügten den Feldfrüchten in der ganzen Umgegend vielen Schaden zu. Nun war in Hörden ein Mann,

der bei der Jettenhöhle ein Feld Erbsen hatte; dieses wurde ihm ganz zertreten und die Früchte abgepflückt. Da wurde er ärgerlich und drohte den Thäter, wenn er ihn ertappte, hart zu bestrafen. Ein anderer Mann aber sagte ihm, es thäten dieß die Zwerge, welche in der Jettenhöhle wohnten, und da könne ihm all sein Drohen und Schelten nichts helfen; denn sie setzten ihre Nebelkappen auf und könnten dann nicht gesehen werden: er möge lieber eine lange Stange nehmen und damit über das Feld hin und her schlagen. Als er dieß denn auch that, ward auf einmal ein Zwerg sichtbar, dem er die Nebelkappe vom Kopfe geschlagen hatte. Nun sah der Bauer, wie der Zwerg auf den Knien saß und einen Beutel umgehängt hatte, der schon wieder voll Erbsschoten war. Zornig eilte er zu ihm hin, schalt ihn heftig und wollte ihn schlagen. Der Zwerg aber fing an zu bitten und sagte, er möge sich nur zufrieden geben, er wolle den Schaden schon wieder gut machen; morgen möge er nur wieder an diese Stelle kommen, dann solle ein Sack für ihn bereit stehen. Der Bauer that, wie ihm der Zwerg gesagt hatte. Als er am anderen Tage wieder zu der Stelle kam, stand richtig ein Sack da, der aber mit alten Eisenstücken angefüllt war. Schon hatte er gemeint, er sei betrogen und zu sich sebst gesagt: „was soll ich doch mit den alten Eisenstücken anfangen?“ als er aber damit nach Hause gekommen war, waren sie in lauter Gold verwandelt.

3. Ein Bauer in Lüthorst hatte ein Erbsenfeld, welches in der Nacht immer bestohlen wurde, ohne daß er wußte, wie es zuging. Auf den Rath eines andern Bauern, welcher merkte, daß die Zwerge die Thäter wären, ging er Nachts zwischen elf und und zwölf Uhr auf den Acker und schlug mit einer Stange um sich. Bald hatte er einem Zwerge die Nebelkappe abgeschlagen und nahm dieselbe zu sich. Der Zwerg, der nun sichtbar wurde, bat ihn sehr, er möchte ihm doch die Kappe wiedergeben; wenn er in der nächsten Nacht vor Sonnenaufgang wieder hierher kommen wolle, so solle er haben, was er verlange. Darauf gab der Bauer dem Zerge die Nebelkappe zurück, ging aber dann zum Pastor, erzählt diesem alles und fragte ihn, wann wir Sonnenaufgang hätten. Dieser sagte ihm: die Sonne ginge um 12 Uhr auf, er müsse also eher hingehen und schon vor zwölf

da sein. Der Bauer that dieß auch. Als er hinkam, hörte er die Zwerge singen:

Des nachts, wenn de sunne upgeit,
Dat de dumme bûere nich weit.

Als der Bauer dieß gehört hatte, zog er den Zwergen mit einer Linie, die er bei sich hatte, die Nebelkappen ab. Die Zwerge fragten ihn nun, was er wolle, ob er das Geld wolle, welches im Himpten wäre, oder das darauf. Er antwortete: „das darauf“, und bekam nun beinahe einen Himpten voll Geld. Die Zwerge sagten aber, das wäre sein Glück gewesen, daß er das gewählt hätte, was auf dem Himpten gewesen wäre; sonst hätten sie ihm den Kopf abgeschlagen. — Seit der Zeit kamen die Zwerge nicht wieder.

4. Nördlich von Sudershausen erhebt sich ein Berg — der Hamkenstein —, und darauf wieder zwei Hügel. In dem einen dieser Hügel befindet sich eine ziemlich geräumige Höhle, das Zwergloch genannt. An den Wänden derselben befindet sich eine Art von Bank, in der Mitte eine Art von Tisch. Zwischen den beiden Hügeln, die mit Holz bewachsen sind, erstreckt sich ein schmales Thal, welches einige Acker Landes bildet. Hier hatte einst ein gewisser Beckmann Erbsen gesäet und fand, als dieselben ausgewachsen waren, daß sie ihm allnächtlich abgepflückt wurden. Er entschloß sich Nachts dabei zu wachen, um so den Dieb zu ertappen. Da sah er nun aus dem einen der Hügel, worin das Zwergloch ist, eine Menge kleiner Leute hervorkommen, die sich sogleich in sein Erbsenfeld begaben und mit allem Eifer pflückten. Er ließ sie erst ruhig pflücken, schlich sich aber unterdessen nach der Seite, woher sie gekommen waren und wohin sie auch, wie er vermuthete, fliehen würden, und rief ihnen dann mit lauter Stimme ein Halt zu. Zugleich drohte er sie entweder mit seinem dicken Stocke todt zu schlagen, oder sie an einander zu binden und so der Obrigkeit zu überliefern. Jetzt fielen die Zwerge flehend vor ihm auf die Kniee und baten um Gnade. Dabei versprachen sie ihm, wenn er sie entließe, den Schaden reichlich zu ersetzen, und ihm eben so viele Goldgulden zu geben, wie sie Schoten gepflückt hätten. Als er sich damit zufrieden erklärt hatte, zählten sie die Schoten, und nachdem sich die Zahl ergeben hatte, ward einer von ihnen fortgeschickt, so viele Goldgulden zu holen. Der abgeschickte Zwerg kehrte auch bald zurück

und zahlte dem Bauern die Goldstücke aus, worauf dieser die Zwerge, nachdem sie vorher noch versprochen hatten, daß sie ihm die Erbsen nicht wieder beschädigen wollten, abziehen ließ, und vergnügt nach Hause zurückkehrte. Unterwegs mochte er sich die Freude nicht versagen die schönen, blanken Goldstücke noch einmal anzusehen, aber als er den Beutel öffnete, glänzte ihm nicht das blanke Gold entgegen, sondern sein Blick fiel auf einen Haufen Roßäpfel. Ganz erbost über den Betrug der Zwerge warf er den Inhalt aus dem Beutel, diesen selbst aber nahm er mit nach Haus. Hier angekommen erzählte er seiner Frau, wie es ihm gegangen wäre, und zeigte den Beutel vor. Wie er ihr aber zeigen will, wie er alles ausgeschüttet habe, und dabei den Beutel tüchtig schüttelt, fallen aus diesem noch einige blanke Goldgulden heraus. Schnell lief er nun zurück, um das Weggeworfene zu holen, doch er fand nichts; nur ein unsichtbares höhnisches Gelächter hörte er von fern.

5. Vor noch nicht gar langer Zeit gab es bei Jühnde noch Zwerge. Sie waren ein diebisches Geschlecht und pflegten den Bauern die Erbsen von den Feldern zu stehlen. Das konnten sie um so leichter, da sie unsichtbar machende Kappen auf dem Kopfe trugen. So waren nun einst die Zwerge einem Bauern, der ein großes Erbsenfeld hatte, zu wiederholten Malen auf dasselbe gegangen und hatten großen Schaden darauf angerichtet. Dieser Unfug dauerte so lange, bis der Bauer auf ein Mittel kam die Zwerge zu fangen. Er zog zu diesem Zwecke am hellen Mittage ein Seil rings um das Feld. Als nun die Zwerge unter dem Seile durchkriechen wollten, da fielen ihnen die Kappen ab; sie saßen nun alle mit bloßen Köpfen da und waren sichtbar. Auf diese Weise gefangen gaben sie dem Bauern viele gute Worte, daß er das Seil wegnehmen möchte. Dafür versprachen sie ihm eine Metze Gold zu geben, er solle nur vor Sonnenaufgang wieder an diese Stelle kommen. Der Bauer ging darauf ein und ließ sie los. Aber ein anderer Bauer, welcher merkte, daß die Zwerge betrügen wollten, rieth ihm nicht gegen Sonnenaufgang, sondern schon um zwölf Uhr hin zu gehn; denn da sei der Tag auch schon angegangen. Dieß that er auch, und richtig waren die Zwerge da mit einer Metze Gold. Davon heißen die Nachkommen des Mannes, welcher das Gold bekommen hat, Mettens.

6. Ein Bauer in Elliehausen bei Göttingen hatte am Sum-

berge ein Stück Erbsen, auf dem ihm stets die Schoten abgepflückt wurden, ohne daß er wuste, wer dieß that. So ging er denn eines Tages hin um aufzuachten und, wo möglich, die Diebe zu ertappen. Als er hinkam, hörte er auch deutlich, wie die Erbsen gegessen wurden, sah aber durchaus niemand. Auf einmal rief eine Stimme: „setzt die Kappen ab!“ und nun sah er, wie auf seinem Acker eine große Menge von Zwergen mit dem Pflücken der Erbsen beschäftigt war. Zugleich fragte ihn einer der Zwerge, wie viel sie ihm geben sollten, wenn sie ferner die Erbsen pflücken dürften. Der Bauer wollte Anfangs nichts davon hören und sagte, die Erbsen wären ihm nicht feil; endlich ließ er sich aber doch bewegen eine Summe Geldes anzunehmen, die viel größer war, als alle Erbsen auf dem Acker werth waren. Nachdem dieser Handel abgeschlossen war, ließ sich wieder eine Stimme vernehmen „setzt die Kappen auf!“ und sogleich waren alle Zwerge wieder unsichtbar geworden. Als aber der Bauer seine Erbsen eingeerntet hatte und sie ausdreschen ließ, da drosch er viel mehr heraus, als er bekommen haben würde, wenn ihm die Zwerge gar keine abgepflückt hätten. So sehr hatten ihn die Zwerge gesegnet.

148.

Zwerge rauben Kinder.

1. In Hilwartshausen liegt eine Frau im Kindbette. Zufällig ist ihr das Licht ausgegangen. Da hört sie mit einem Male, wie die Hausthür geöffnet wird; schnell springt sie also aus dem Bette und steckt wieder Licht an. Kaum hat sie dieß gethan, so sieht sie auch einen Zwerg mit dickem Kopfe, der schon ihr Kind genommen und dafür einen Zwerg in die Wiege gelegt hat. Die Frau macht nun Lärm, und das Kind wird dem Zwerge wieder abgenommen. Doch dieser ist plötzlich verschwunden, hat aber das Zwergkind zurückgelassen. Aus Mitleid wollte nun die Frau, welche reichlich Nahrung hatte, auch den Zwerg anlegen; doch dieser nahm die Brust nicht an und starb bald.

2. Eine Frau hatte ein Kind geboren; zu derselben Zeit war aber auch das Weib eines Hollemännchens ins Kindbett gekommen. Dieses wollte nun der Frau das Kind rauben und ihr

dafür sein Kind hinlegen. Er ging also unsichtbar an das Bett der Frau um ihr das Kind wegzureißen; doch die Frau merkte es und rief „Andrès, Andrès!" — so hieß nemlich ihr Mann. Darauf antwortete das Hollemännchen, als wäre es ihr Mann: „ach Andrès, Andrès!" Indem kam aber ein kleines Hollemännchen und sprach: „Papa, Mama ist krank geworden." Da ging das Hollemännchen weg, und die Frau behielt ihr Kind.

3. Ein Gänsehirt hütete einst die Gänse zwischen Wulften und Hattorf. Plötzlich war sein Kind, welches er mitgenommen und an eine hohle Weide gesetzt hatte, fort, und an seiner Stelle saß ein anderes da, das einen sehr dicken Kopf hatte. Er merkte wohl, daß die Zwerge die Kinder vertauscht hatten, behielt aber doch das unrechte Kind bei sich und erzog es. Seit der Zeit brauchte er sich um die Gänse nicht so zu bekümmern wie früher; er konnte sich Stunden lang von ihnen entfernen, und nie fehlte ihm ein Stück, weil die Zwerge unterdes die Aufsicht über sie führten. So ging es einige Jahre fort. Eines Tages aber lief das unechte Kind von der Weide weg und durch ein Loch, welches der Hirt früher noch nicht gesehen hatte, in einen Berg hinein. Er ging ihm nach und fand in dem Berge viele Zwerge, zwischen denen auch sein eigenes Kind saß, daß unterdes viel größer geworden war. Schnell nahm er es an die Hand und ging mit ihm aus dem Berge. Seit der Zeit muste er aber auch die Gänse wieder allein hüten, wie früher.

4. In Elliehausen kam es einst vor, daß eine Frau, die eben im Kindbette lag, zugleich mit ihrem Kinde plötzlich verschwand. Gleich vermuthete man im Dorfe, daß sie von den Zwergen entführt sei, aber niemand wuste wohin. Zufällig bekam man später von ihr eine Kunde. Als nemlich eines Morgens der Schäfer des Dorfes am Walde in der Nähe einer dort befindlichen Quelle hütete, erblickte er mit einem Male jene aus dem Dorfe verschwundene Frau, wie sie an der Quelle stand und mit Abspülen von Wäsche beschäftigt war. Der Schäfer ging hin zu ihr und fragte sie, ob sie nicht wieder mit ins Dorf zu ihrem Manne gehn wolle; sie aber sagte gerade zu nein, sie habe es bei den Zwergen viel besser und verlange nicht zu ihrem Manne zurückzukehren. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da schlug die Thurmuhr im nahen Dorfe zwölf, und mit dem Glockenschlage war die Frau verschwunden.

149.

Wechselbalg entdeckt.

1. Auf der obern Straße in Wulften wohnte ein Leinweber, Namens Mönch. Einst ging dessen Frau nach Osterode und nahm ihren drittehalbjährigen Sohn mit, den sie auf dem Rücken trug. Als sie in die Nähe von Schwiegershausen gekommen war, erblickte sie in einiger Entfernung etwas, was wie ein Nebel (as en qualm) aussah. Als sie näher gekommen war, stand mit einem Male ein kleines Männchen vor ihr, welches kein Wort sprach, ihr aber, ohne daß sie etwas gemerkt hätte, ihren Sohn vom Rücken nahm und dafür einen Zwerg darauf setzte. Mit diesem ging sie weiter, merkte jedoch bald, daß die Last auf ihrem Rücken viel schwerer geworden war. Unterwegs redete sie das vermeintliche Kind auf ihrem Rücken mehrmals an, bekam aber keine Antwort; da nun ihr Sohn bereits sprechen konnte, so erkannte sie daraus, daß ihr Kind mit einem Wechselbalge vertauscht sei, und als sie sich umsah und den ungewöhnlichen dicken Kopf des Zwerges erblickte, da ward ihre Vermuthung zur Gewisheit. Voll Betrübnis ging sie ihres Weges weiter nach Osterode, wo ein Arzt, den sie befragte, es ihr bestätigte, daß dieß ein Zwerg, ihr rechtes Kind somit vertauscht sei. So ging sie denn mit dem fremden Kinde nach Wulften zurück und weinte bitterlich. Schon hatte sie den Zwerg mehrere Jahre bei sich gehabt, ohne jemals Freude davon zu haben (denn dieser zeigte zwar recht guten Appetit, wurde aber trotzdem um nichts größer und sprach auch nie ein Wort), als sie sich endlich Hülfe suchend an ihren Nachbar Hesse wandte, der in dem Rufe stand ein kluger Mann zu sein. Dieser ertheilte ihr den Rath, den Wechselbalg auf den Heerd zu setzen und dann in zwei Eierschalen das Wasser zum Brauen zusammenzutragen: dann werde der Wechselbalg schon den Mund aufthun, und die Zwerge würden ihn wieder holen und das rechte Kind zurückbringen. Die Frau that, wie der Nachbar ihr gerathen hatte. Der Wechselbalg auf dem Heerde sah ihrem Beginnen anfangs in stummer Verwunderung zu, endlich aber brach er sein langes Schweigen und sprach die Worte: „so bin ich doch so alt, wie der Thüringer Wald und habe noch nie gesehen, daß in Eierschalen das Wasser zum Brau getragen ist.“ Da hatte die Frau ihren Zweck erreicht, hob den Zwerg

vom Heerde und brachte ihn in die Stube zurück. Als nun der Jahrstag wieder kam, an welchem die Zwerge ihr das Kind vertauscht hatten, nahm sie den Wechselbalg auf den Rücken und ging mit ihm denselben Weg nach Osterode, den sie damals gegangen war. Mit einem Male sah sie auf derselben Stelle den Zwerg wieder vor sich stehn, der ihr früher hier begegnet war. Dieser redete das Kind auf ihrem Rücken sogleich mit den Worten an: „hast du denn geschwatzt?“ — „Ja, das habe ich gethan; sie machten so närrisches Zeug, daß ich wohl schwatzen muste.“ Nun wurde der Frau der Wechselbalg von dem Rücken gehoben, und ihr das rechte Kind darauf gesetzt, jedoch so, daß sie nichts davon merkte. Sie aber ging, wie ihr der Nachbar gleichfalls geboten hatte, ohne sich umzusehen und ohne ein Wort zu sprechen, erst wieder ganz hin nach Osterode und kehrte dann von dort aus nach Wulften zurück, wo sie dann auch wirklich ihr rechtes Kind vom Rücken hob. Nun erst fragte die glückliche Mutter ihren Sohn, wie es ihm bei den Zwergen ergangen wäre, und der Knabe erzählte: ein kleines Männchen habe ihn auf den Rücken genommen und sei so mit ihm davon gelaufen; endlich wären sie vor einen Berg gekommen, da habe der Zwerg eine Blume gepflückt, worauf der Berg sich alsbald aufgethan habe und sie hineingegangen wären. In dem Berge wären noch viele andere Zwerge gewesen; so oft einer derselben hineingekommen sei, habe er die Blume in der Hand gehabt; sei aber einer herausgegangen, so habe er die Blume weggeworfen und der Berg habe sich wieder geschlossen; er selbst sei nicht wieder aus dem Berge herausgekommen. Wäre einer der Zwerge nach Hause gekommen, so habe er auch immer Geld mitgebracht. In dem Berge selbst sei alles niedlich und sauber gewesen, und ihn hätten die Zwerge recht gut behandelt. Eines Mittages aber wären sie alle recht verdrießlich geworden und als er nach der Ursache gefragt habe, hätten sie geantwortet, er käme nun wieder in seine Heimath zurück. Darüber habe er sich gefreut und geäußert, das sei ja recht gut; die Zwerge aber hätten gesagt, für sie sei es ein großes Unglück. Als nun der Jahrstag der Vertauschung wiedergekehrt sei, den er noch ganz genau gewust habe, da habe ihn der Zwerg wieder auf den Rücken genommen und sei mit ihm zu derselben Stelle gegangen, wo ihn die Mutter wieder bekommen hatte.

2. Einst hatten Eltern, als sie an ihre Arbeit gehn woll-

ten, ihr Kind vor die Thür gesetzt und waren dann fortgegangen. Als sie am Abend zurückkehrten, war ihr Kind verschwunden und an seiner Stelle saß ein misgestalteter Zwerg mit dickem Kopfe. Die Eltern fragten den Zwerg, woher er gekommen sei, aber er antwortete nicht — und auch nachher sprach er niemals ein Wort. Da sprach der alte Mann zu der Frau, sie solle einmal ein Kinderspiel machen und sehen, ob sie den Zwerg dadurch zum Sprechen bringen könne. Die Frau ging darauf in die Küche und braute Bier; der Zwerg aber ward hinausgeschickt, um dem Manne die Pfeife anzuzünden. Als er in die Küche kam, füllte die Frau gerade Bier in Eierschalen. Bei diesem Anblick fing der Zwerg an zu sprechen und sagte: „Bin ich doch so alt, wie der Thüringerwald, und habe doch in meinem Leben noch nicht eine Frau in Eierschalen brauen sehen!“ Darauf rief die Frau ihren Mann herbei und der Zwerg sollte die Worte noch einmal sagen, doch er that es nicht. Der Zwerg bekam von jetzt an viele Schläge, doch er blieb stumm; endlich ward er vor die Thür gesetzt. Da holten die Zwerge ihn wieder und brachten das rechte Kind zurück. Dieses erzählte klagend, daß es von den Zwergen so viele Schläge bekommen habe. Hatte der Zwerg Schläge bekommen, so wurde auch das Kind von den Zwergen geschlagen.

150.

Die kreißende Zwergin.

1. In Wulften lebte vor Zeiten ein wohlhabender Bauer, der aber allmählich mehr und mehr zurück kam, ohne daß er irgend wie daran schuld gewesen wäre. Denn er arbeitete mit seiner Frau nach wie vor fleißig fort, aber es half ihm nichts, weil ein Unsegen auf ihm zu ruhen schien, und ihm namentlich immer seine Pferde verloren gingen, so daß er stets neue anschaffen muste. Kaum hatte er wieder Pferde gekauft, so fingen sie auch schon an abzumagern, mochte er ihnen auch noch so reichliches und noch so gutes Futter geben, so daß eins nach dem andern dem Abdecker übergeben werden muste. Auf diese Weise geschah es, daß der Bauer ein Stück nach dem andern aus dem Hause verkaufen muste, so daß zuletzt alle Kammern ausgeleert waren; nur die

Schlüssel zu den leeren Kammern waren noch übrig. Dabei zeigten die Pferde stets, so mager sie auch waren, einen unersättlichen Hunger, so daß der Bauer kaum noch wuste, womit er sie füttern sollte. Als einst die Zeit der Heuernte herangekommen war, hörte der treue Knecht, der im Stalle schlief, daß die Pferde in der Nacht vor Hunger scharrten und stampften. Er sprach zu ihnen: „ich wollte euch wohl gern etwas zu fressen geben, wenn ich nur etwas hätte.“ Da erwiederte eins der Pferde, das älteste von allen im Stalle: „wie geht das zu?“ — „Ja ich weiß es nicht,“ sprach der Knecht, — „der Herr holt alle Tage so viel herunter, aber bei euch hilft ja alles nichts, ihr werdet ja doch von Tage zu Tage magerer.“ Da sprach dasselbe Pferd: „so will ich Dir etwas sagen, thue aber genau, wie ich Dir sage. Wenn Du heute beim Heuen Durst bekommst, so bitte den Herrn um ein Glas Bier; er wird Dir zwar erwiedern, er habe kein Geld; dann aber sage ihm nur, er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern zusammenbinden, damit zum Wirthe gehen und eine Flasche Bier dafür kaufen.“ Als nun der Knecht an diesem Tage mit seinem Herrn beim Heuen war und vom Sonnenbrande gequält argen Durst litt, sagte er zu seinem Herrn, er möge doch die Schlüssel zu den leeren Kammern in ein Bund binden, damit zum Dorfwirthe gehen und eine Flasche Bier dafür kaufen; diese wollten sie dann mit einander austrinken. Der Herr that so, wie es ihm der Knecht angegeben hatte. In der nächsten Nacht hörte die Frau des Bauern, welche zugleich die Hebamme im Dorfe war und oben schlief, an der Hausthür klopfen. Sie vermuthete sogleich, daß eine kreißende Frau ihrer begehre, ging also schleunig hinunter und öffnete die Thür. Da stand ein kleines Männchen vor ihr und forderte sie auf, ihm zu seinem Hause zu folgen, wo seine Frau in Kindesnöthen liege. Die Frau war auch gleich bereit und folgte dem Zwerge, der sie in ihren Pferdestall führte. Hier öffnete er eine Fallthür unter der Krippe, die vorher noch nie ein Mensch gesehen hatte, und vor den Augen der Frau zeigte sich eine Treppe von einigen Stufen, auf der sie mit dem Zwerge hinabstieg. Am Ende der Stufen angelangt, stand sie vor einem hohen Gewölbe, in welches sie eintrat, und worin alles höchst sauber und reinlich gehalten war. Auf einem Ruhebette an der Wand lag die Kreißende, die ihres Beistandes bedurfte; der Zwerg hatte sich auf der entgegengesetzten Seite nie-

dergesetzt und schaute mit keinem Blicke zu seiner Frau hinüber. Als die Hebamme das Kind glücklich zur Welt gebracht hatte, wollte sie sich wieder entfernen; der Zwerg aber erhob sich von seinem Sitze und hieß sie noch bleiben, erst müsse sie ihren Lohn empfangen. Zugleich zeigte er ihr in den Ecken des Gemachs vier Haufen, jeden etwa einen Scheffel groß, von denen sie vorher noch nichts gesehen hatte, und forderte sie auf, sich einen davon zu nehmen. Der Haufen in der einen Ecke bestand aus reinem Golde, der in der andern aus Silber, der in der dritten aus Kupfer, der in der vierten endlich aus Kehricht. Die Frau dachte in ihrer Angst, sie sei doch verloren, und wählte deshalb den Kehrichthaufen. Der Zwerg ermahnte sie, diesen ja ganz zu nehmen und nichts davon liegen zu lassen. Das that sie auch und nahm alles in ihre Schürze. Darauf begleitete sie der Zwerg zurück bis zu der Fallthür: hier blieb er stehen und sagte ihr, sie hätte eine glückliche Wahl getroffen, denn wenn sie das Gold genommen hätte, so würde sie jetzt das Gegentheil davon, werthlosen Kehricht haben, so aber da sie den Kehricht genommen, werde sie gediegenes Gold haben; nur dürfe sie nicht eher die Schürze öffnen und hineinsehen, als bis sie wieder in ihrem Hause angelangt sei. „Wir haben“ — setzte er noch hinzu — „aus euern Früchten den Kern herausgesogen und sind dadurch reich geworden; euere Pferde aber haben nur die Hülsen bekommen, davon sind sie so mager und dürr, und ihr seid arm geworden. Jetzt habt ihr euern ganzen Reichthum wieder und ihr werdet wieder glücklich sein; wir aber ziehen fort von hier in eine andere Gegend.“ Nach diesen Worten schloß er die Thür hinter sich zu. Die Frau ging nun hin zu ihrem Manne, der unten im Hause schlief, weckte diesen und sagte ihm, nun würden sie wohl wieder glücklich werden. Dann erzählte sie ihm alles, was ihr begegnet war; zugleich öffnete sie ihre Schürze und zeigte ihm den in gediegenes Gold verwandelten Kehricht. Von der Zeit an gediehen auch dem Bauern die Pferde wieder.

2. Die Frauen der Zwerge in dem Kelberge bedurften, wenn sie gebären wollten, gar oft der menschlichen Hülfe. So kamen einst Zwerge zu der Hebamme in Stadt-Oldendorf und forderten dieselbe auf mit ihnen zu gehn und einer kreißenden Zwergin Beistand zu leisten. Als die Hebamme sich dazu bereit erklärt hatte, verbanden ihr die Zwerge die Augen und führten sie in den Berg.

Die Frau leistete ihren Beistand und wollte dann wieder gehn; doch die Zwerge litten es nicht, und so muste sie bleiben, bis das Kind getauft war. Auf diese Weise blieb sie volle acht Tage im Berge und hatte es recht gut. Als die acht Tage herum waren und das Kind getauft war, fragten sie die Zwerge, wie viel sie verdient hätte. Die Frau erwiederte aber, sie wäre mit allem zufrieden, was sie ihr gäben. Da gaben ihr nun die Zwerge eine „Dieße" Flachs und sagten dabei, davon möge sie alle Tage spinnen; der Flachs werde niemals ausgehn, wenn sie nur das Letzte von dem Rocken nicht abspinne. Dann verbanden ihr die Zwerge abermals die Augen und führten sie wieder aus dem Berge heraus. Die Frau that, wie ihr die Zwerge geboten hatten; den Tag über spann sie fleißig, war sie aber zu dem letzten top gekommen, so hörte sie auf, und am andern Morgen fand sie die „Dieße" jedesmal wieder „aufgemacht." So spann die Frau lange Zeit und wurde, da sich der Flachs immer von selbst wieder erneuerte, zuletzt recht wohlhabend. Endlich aber dachte sie, da sie nun schon so viel zusammengesponnen habe, so könne sie es wohl einmal wagen auch den letzten top abzuspinnen. Sie that dieß, da war am anderen Morgen auch die Dieße weg und blieb weg.

151.

Zwerge bitten zu Gevatter.

Zu einem Bauern in Elliehausen kam von Zeit zu Zeit eine Zwergin und borgte von ihm einem Siedekessel, den sie auch jedes Mal pünktlich zurück brachte. Einst kam sie wieder um den Siedekessel zu borgen, und der Bauer bemerkte, daß sie hoch schwanger sei. Da sagte er zu ihr, er möchte wohl, wenn sie niedergekommen sei, bei ihrem Kinde Gevatter stehn. Die Zwergin erwiederte, das könne wohl geschehen, und ging fort. Nach einiger Zeit kam zu dem Bauern der Mann der Zwergin, zeigte ihm an, seine Frau sei niedergekommen, und bat ihn schließlich zu Gevatter. Jetzt wurde der Bauer doch ängstlich, lief also erst hin zum Herrn Pastor und nahm diesen in Rath. Der Herr Pastor aber sagte, er habe sich einmal dazu erboten, nun müsse er es auch thun; er möge nur hin gehn und genau alles befolgen, was ihm die Zwerge sagen würden. So nahm denn der Bauer

die Einladung an, und der Zwerg bestimmte ihm genau den Tag des Festes und den Ort, von wo er ihn abholen wollte. Der Bauer begab sich zur festgesetzten Zeit an die ihm bezeichnete Stelle, wo der Zwerg bereits wartete. Sie gingen nun mit einander in einen Berg hinein. Darauf stand der Bauer Gevatter und die Kindtaufe ging fröhlich zu Ende. Nach Beendigung der ganzen Festlichkeit schickte er sich an nach Hause zu gehn; die Zwerge aber forderten ihn auf, das was hinter der Thür läge und was er für zusammengefegten Kehricht hielt, mitzunehmen. Hierüber war er zwar etwas verdrießlich, doch that er, wie die Zwerge geheißen hatten. Wie erstaunte er aber, als er nach Hause kam, und das, was er für Kehricht gehalten hatte, nun reines Gold geworden war.

152.

Zwerge dienen.

1. Ein Bauer hatte ein Hollemännchen bei sich, welches sich immer viel zu schaffen machte. Das Haus war stets voll Frucht, ohne daß der Bauer wuste, woher diese kam. Einst aber sah die Frau, als sie eben aus der Küche kam, wie das Hollemännchen mit einem Strohhalme auf dem Rücken die Treppe hinaufging, wobei er gewaltig ächzte. Da sprach sie zu ihm: „ächze du und der Teufel, was mag dir wol dein Strohhalm so sauer werden!“ Als sie dieß gesagt hatte, ließ jener den Strohhalm fallen, und siehe, es war ein halbes Malter Weizen. Das Hollemännchen aber ist fortgegangen und nie wiedergekommen.

2. Einst kam zu einem Leineweber ein Geselle und bat ihn in Arbeit zu nehmen. Der Meister sagte, wenn er in einer Woche ein Stück (6 stîgen) weben könne, dann wolle er ihn annehmen. Der Geselle ging auf die Bedingung ein und blieb bei dem Meister. Als nun der Montag kam, fing er nicht an zu arbeiten, sondern aß und trank und ging dann spazieren. Der Meister fragte ihn, ob er denn nicht arbeiten wolle; doch er erwiederte, er müsse erst alles Garn bei einander haben, Aufzug und Einschlag (schèrige und inslag), erst dann werde er anfangen zu weben, er wolle schon zur rechten Zeit das Stück fertig haben. Der Meister hatte aber nur das Garn zum Aufzuge. So ver-

ging ein Tag der Woche nach dem andern bis zum Freitage; alle Tage aß und trank der Geselle im Hause und ging dann fort. Freitag Abends sagte er zum Meister, wenn jetzt alles Garn da wäre, so möge er nur zu Bette gehen. Der Meister antwortete, es wäre alles beisammen, und ging zu Bette. Nun fing es an in der Stube lebendig zu werden, als wenn viele Menschen auf einmal darin arbeiteten. Der eine peipet, der andere schìrt, ein dritter macht spûlen, ein vierter webt (wirkel); genug der eine that dieß, der andere that das, und viele Hände waren geschäftig. Der Meister, der den gewaltigen Lärm hörte, stand auf und schaute durch das Schlüsselloch, um zu sehen, was es in der Stube gebe. Einer von den Leuten, die in der Stube arbeiteten, bemerkte ihn und sprach zu dem Gesellen, es gucke einer durch das Schlüsselloch. Darauf ging dieser hin und sagte, er solle sich wegpacken. Als es bald Tag war, kam der Geselle zum Meister und forderte noch Garn, er habe nicht genug; dieser aber sagte zu ihm: „ach nân düwel, slât strâ in!" und so thaten sie auch. Am anderen Morgen war das Stück fertig und lag hinter dem Webestuhl. Der Meister wollte aber den Gesellen nicht länger behalten und schickte ihn fort. Es mag wohl der Teufel selbst gewesen sein.

3. Ein Zwerg kam zu einem Schuster und bot sich ihm als Geselle an. Der Schuster hatte gerade viel Arbeit, er war deshalb bereit ihn als solchen anzunehmen und fragte ihn, wie viel Lohn er haben wolle. Da forderte der Zwerg wöchentlich 24 Thaler. Der Schuster sagte, das wäre viel Geld und er wäre doch so klein; was er denn arbeiten könne? Ja, sagte der Zwerg, der Lohn sei allerdings hoch, aber seine Arbeit sei dessen würdig; er wolle ihm in jeder Woche 24 Paar große Reiterstiefel machen. So nahm ihn denn der Schuster an. Am andern Morgen aber fing der Zwerg nicht etwa an zu arbeiten, sondern machte es sich bequem und ging im Hause herum. Der Schuster erinnerte ihn nun an sein Versprechen; jener antworte, das werde er schon halten, that aber dennoch nichts. So wurde es Sonnabend; und auch dieser Tag ging hin, ohne daß der Zwerg arbeitete. Nachts 11 Uhr regte sich etwas im Hause und mit einem Male war das ganze Haus voll Zwerge. Der Schuster, der mit seiner Frau schon zu Bette gegangen war, hörte das Geräusch und wurde neugierig. Er sah also durch das Schlüsselloch.

Da fand er Hausflur und Stube ganz mit Zwergen angefüllt. Die einen schnitten zu, die anderen nähten, der Geselle aber saß müßig mitten darunter und rauchte. Plötzlich sagte einer der Zwerge: „Meister, er guckt!“ „Laß ihn gucken!“ war die Antwort. Dieß wiederholte sich dreimal; das vierte Mal aber sagte der Meister: „stoß ihm das Auge aus!“ Da stieß jener dem Schuster mit dem Pfriemen das Auge aus. Nun ging dieser zu seiner Frau zurück und erzählte ihr, was er gesehen habe und wie es ihm ergangen sei. Die Frau rieth ihm, nicht wieder hinzugehn. Das Arbeiten der Zwerge im Hause dauerte bis ein Uhr fort, dann ward alles wieder still. Als am anderen Morgen die Frau aufgestanden war, gab sie dem Zwerge die 24 Thaler und sagte ihm, er könne nun gehn. Doch dieser fragte, wo der Meister wäre, er wolle ihn gern sprechen. Die Frau erwiederte, es könne nicht geschehen, denn ihr Mann sei krank. Der Zwerg fragte weiter: was ihm denn fehle? das wisse sie nicht, war ihre Antwort. Der Zwerg drang aber in sie, sie möchte ihren Mann einmal rufen, und fügte hinzu, vielleicht könne er ihm helfen. Endlich holte sie ihren Mann herbei. Als der Zwerg diesen nun fragte, was ihm fehle, erzählte er, wie er die Zwerge habe arbeiten sehen und wie es ihm weiter ergangen sei. Da blies ihm der Zwerg ins Auge und sprach dabei die Worte: „ein ander Mal laß dein Gucken!“ Der Schuster aber konnte von dem Augenblicke an mit dem Auge wieder sehen.

4. In einem Dorfe lebte ein Schuster mit seiner Frau in gutem Wohlstande. Selten aßen sie ihr Abendessen rein aus und jedes Mal setzte die Frau den Rest in die Pfanne des Ofens. Am andern Morgen bemerkte der Schuster, daß das übrig gebliebene Essen verzehrt war, aber zugleich waren auch die Schuhe und Stiefeln, welche er Tags zuvor zugeschnitten und auf seiner Schusterbank hatte liegen lassen, fertig gemacht. Als er sah, daß diese sehr gut genäht waren, schnitt er immer mehr zu und jedes Mal waren sie am andern Morgen fertig. Der Schuster wurde nun immer neugieriger und wollte gar zu gern wissen, wer die Schuhe mache, bohrte deshalb in die Stubenthür ein Loch und merkte in der Nacht auf, indem er durch das Loch sah. Er wunderte sich aber nicht wenig, als ein Zwerg kam und emsig zu nähen anfing, dabei aber immer nach dem Loche guckte, welches er wahrscheinlich bemerkt hatte. Als er

ein Paar Schuhe fertig hatte, ging er an den Ofen, verzehrte das Essen, welches darin stand und verschwand dann. Nachdem der Schuster dieß eine Zeit lang so fortgesetzt hatte, stellte er immer mehr Speise in die Pfanne; zuletzt wollte er dem Zwerge noch einen besondern Dienst erweisen und legte ihm einen Anzug auf die Schusterbank. In der nächsten Nacht kam der Zwerg wieder und fand das Zeug; nun machte er zwar die Schuhe fertig, dann aber zog er das Zeug an, schnitt sich ein Paar Stiefel zu, nähte sie, zog sie an und sagte dann: „was brauche ich noch für die Bauern Schuhe zu machen, jetzt kann ich dem Zwergenkönige dienen!“ Damit verschwand er und kam nicht wieder.

153.

Kobolde.

1. Auf dem Wege von Hullersen nach Wellersen standen noch vor einigen Jahren drei dichte Hecken, die ein verworrenes Gebüsch bildeten; jetzt sind sie ausgereutet, und der Boden ist in Ackerland verwandelt. Eines Tages gingen zwei Frauen aus Wellersen an diesen Hecken vorbei und sahen dazwischen einen kleinen Jungen mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe. Die eine rief aus Scherz dem Jungen zu, ob er mit wolle. Da sahen sie, wie er auf sie zukam, sobald er aber aus dem Buschwerke herausgetreten war, ward er unsichtbar. Gleich darauf fühlte die, welche gerufen hatte, wie ihr etwas auf den Tragkorb stieg. Diese Last muste sie nun bis Wellersen tragen, wo sie gerade Mittags 12 Uhr ankam. In demselben Augenblicke, wo es zwölf schlug, war auch die Last wieder von ihrem Rücken gewichen.

2. In Höckelheim trieb ein Zwerg (en âld männeken) argen Unfug. Tische und Bänke wurden hin und her gezerrt. Im Rinderstalle war ein Loch, welches gar nicht zuzumachen war.

3. In den Kellern des Gutes zu Uessinghausen hört man bisweilen Holz hauen, namentlich geschieht dieß dann, wenn das Gut an einen neuen Pächter übergeht.

154.
Die Hünenbetten auf der Sababurg.

Auf der Sababurg im Kurhessischen sollen sich noch jetzt drei sog. Hünenbetten befinden. Sie müssen täglich frisch gemacht werden, wenn anders die Bewohner der Burg Ruhe haben wollen. Geschieht es nicht, so poltert des Nachts alles wild durch einander und keiner kann vor dem Lärm ein Auge zuthun. In den Betten wird auch regelmäßig geschlafen, wovon man des Morgens deutlich die Spuren sieht. Woher aber diese rühren, das hat noch keiner entdecken können.

155.
Der Hüne und der Zwerg.

Auf der Plesse hat ehemals ein Hüne gewohnt. Dieser gerieht mit einem Zwerge in Streit und machte mit ihm eine Wette, wer von beiden der stärkste sei. In Folge dieser Wette faßte der Riese eine mächtige Eiche, bog dieselbe nieder und sprang dann noch funfzig Schritte weit darüber hinweg.

156.
Der Hünengraben.

Geht man von der Plesse aus auf dem Wittenberge hin nach Reiershausen zu, so kommt man, diesem Dorfe gegenüber, zu dem sog. Hünengraben, einem Felsen, der sich wie eine Mauer hinzieht. Hier sollen Hünen gewohnt haben.

157.
Riese Schaper.

Unter der Bramburg bei Adelebsen liegen die sog. Schâpers ängere. Diese haben den Namen von einem Riesen, welcher Schaper hieß. Er hatte auf der Bramburg sein Schloß, von welchem die großen Steinmassen herrühren, die auf dem Berge noch jetzt zu sehen sind.

158.

Die Hünen und die Menschen.

1. Vor den Menschen sind die Hünen im Lande gewesen. Ihre ungeheuere Größe kann man daraus sehen, daß aus einer Hünenrippe, welche sich in der Kirche zu Gandersheim befindet, eine ganze Bank gemacht werden konnte. Die Hünen verachteten die Menschen wegen ihrer Kleinheit und sagten, als dieselben ins Land kamen, was diese Erdwürmer wohl wollten. — Nun sind die Hünen längst von der Erde verschwunden, aber die Erdwürmer sind noch da.

2. Zwischen Kohnsen und Vardeilsen ist eine vorspringende Anhöhe (brink), welche gewöhnlich up der borg genannt wird. Daselbst haben früher Hünen gewohnt. Kamen nun Menschen dahin, um das Feld zu bestellen, so sagten die Hünen, die elenden, kleinen Erdwürmer wollten sie nur vertreiben. Alsdann nahmen sie eine Axt, machten damit ein Loch in den Boden, ließen in dieses ihr Wasser und ersäuften die Menschen darin.

3. Einst kam die Hünentochter von der Bramburg herunter um spazieren zu gehen. In der Nähe von Hettensen fand sie einen Mann, der mit zwei Pferden pflügte. Da nahm sie Pferde, Mann und Pflug in ihre Schürze, trug alles zu ihrer Mutter und fragte diese: „was sind das für Erdwürmchen?“

159.

Die Größe der Hünen.

1. Bei Wulften auf dem Duttberge wohnte einst ein Riese; ein anderer auf dem Klingenberge, welcher anderthalb Stunden davon entfernt liegt. Diese Riesen waren von ungeheuerer Größe. Häufig zechten sie auf ihren Bergen und stießen dann über das Thal herüber mit ihren Gläsern zusammen an. Dabei zerbrach einst dem einen das Glas. Weil er glaubte, daß der andere es absichtlich zerbrochen habe, fingen beide einen heftigen Streit an, wobei einer erschlagen wurde. Noch heute soll sich an der Stelle, wo der erschlagne Riese liegt, ein Denkmal befinden.

2. Zwischen Kohnsen und Vardeilsen befindet sich in einer tiefen Einsenkung des Bodens der Hünenbrunnen. Oben auf

dem hohen Ufer — up'r borgplatten genannt — hat das Hünenschloß gestanden. Vor etwa zwanzig Jahren hat noch ein Bauer dort eine Mauer ausgebrochen. Man glaubt, daß an dieser Stelle noch der verschüttete Keller der Hünen sei, worin sich ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haspel befinden soll. Die Quelle lieferte den Hünen auf der Burg ihr Trinkwasser. Wollten sie trinken, so legten sie sich der Länge nach an dem Abhange hin, so daß sie die Füße oben liegen ließen, während der Kopf unten an der Quelle lag.

3. Bei Dassel ist der sog. Hünengraben, der einige hundert Schritte in der Länge mißt. In diesen soll sich ein in der Gegend hausender Hüne der Länge nach hineingelegt und ihn so ganz ausgefüllt haben.

4. Auf dem Barberge bei Dassel ragt eine Kuppel weit empor, welche das Volk den Königsstuhl heißt. Auf diesem Königsstuhle saßen die Riesen und wuschen sich in der unten am Berge vorbei fließenden Ilme die Füße. Die Tiefe von der Kuppel bis zum Flusse beträgt mehr als hundert Fuß.

5. Von dem Bire, einem Berge bei Dassel, ist ein Hüne nach dem Barberge, der etwa eine Stunde davon entfernt ist, hinübergesprengt. Dabei hat das Pferd ein Hufeisen verloren. Ein Rasensitz auf dem Bire, wenigstens drei Schritte lang, bezeichnet die Größe des Hufeisens.

160.

Hünenschritte.

1. Zwischen Billingshausen und Reiershausen liegt ein Feld, beinahe eine Stunde lang, welches die Negensprünge genannt wird. Dieses Feld hat davon den Namen erhalten, daß die Hünen, welche auf dem Hünenstollen wohnten, dasselbe in neun Sprüngen (oder Schritten) durchmaßen.

2. Vor dem Dorfe Ahrholzen stand auf einem Acker ein Denkstein, der Kreuzstein genannt, weil er mit einem Kreuze bezeichnet war. Dieser Stein ist von der Homburg und der Burg Eberstein ungefähr gleich weit entfernt, von beiden etwa eine Stunde. Hier kamen die beiden Hünen, welche auf der Homburg und dem Eberstein wohnten, oft zusammen und

gaben sich die Hand; jeder von ihnen brauchte von seiner Burg aus nur einen einzigen Schritt zu thun, um dahin zu kommen. Einst hatte der Besitzer des Ackers den Stein, der ihm sehr im Wege war, ausgegraben, allein zur Strafe dafür erntete er in dem Jahre auf seinem Acker nichts, so daß er sich genöthigt sah den Stein wieder an seine Stelle zu setzen.

3. An der Hube bei Einbeck stehn zwei einzelne Bäume ziemlich weit von einander entfernt. Der Raum zwischen beiden heißt der Riesenschritt, weil ein Riese diesen Raum mit einem Schritte durchmessen hat. Bei jedem der zwei Bäume befindet sich ein Erdhügel. Diese sind dadurch entstanden, daß der Riese bei jedem Baume aus einem seiner Schuhe den Sand ausgeschüttet, oder, wie andere sagen, die Erde davon geschabt hat.

161.

Hügel von Riesen hervorgebracht.

1. Auf dem Wege von Adelebsen nach Lödingsen liegt ein mit Buschwerk bewachsener Hügel, der Stapelberg genannt. Dieser ist dadurch entstanden, daß die Riesenfrau, welche auf der Bramburg ihr Schloß hatte, den Fegedreck, welchen sie alle Morgen auskehrte, dorthin schüttete. Das Schloß der Riesen auf der Bramburg ist nachher durch ein furchtbares Erdbeben zerstört. Die Basaltmassen auf der Bramburg sind nichts als die Trümmer jener zerstörten Riesenburg.

2. In der Nähe von Münden hat eine Riesenburg gestanden. Die Tochter des Riesen ward einst, als sie spazieren ging, von vorübergehenden Bauern, welche hin zur Stadt wollten, geneckt. Darüber ward sie zornig; weil sie aber dieselben nicht einholen konnte, so nahm sie Erde und Geröll in ihre Schürze und warf diese nach den Bauern. Nur wenig fehlte daran, so hätte sie dieselben getroffen und verschüttet. Die in der Schürze geworfene Erde blieb als ein Hügel da liegen.

3. Ungefähr zehn Minuten nördlich von Kreiensen, neben der Straße, die von Greene nach Gandersheim führt, liegt ein etwa 60 bis 80 Fuß hoher Hügel. An dem angrenzenden Walde hatten sich mehrere Hünen gelagert, um auszuruhen. Da fühlte der eine etwas in seinem Schuh, was ihn drückte, und schüttete

diesen deshalb aus, wobei er zu den andern sprach: „ich habe da ein Sandkorn im Schuh, welches mich sehr drückt, ich muß es doch erst ausschütten“. Von dem ausgeschütteten Sande ist dann der Hügel entstanden.

162.

Hünensteine.

1. Auf der Grewenburg (Grêweschen borg), einem Berge bei dem Dorfe Banterode, wohnte ein Hüne. Einst wollte die Burgfrau einen Feldstein (kiserling) von der Bramburg nach ihrer Burg tragen und nahm ihn in ihre seidene Schürze; allein auf dem Backenberge rissen die Bänder an der Schürze und der Stein blieb liegen. Dieß ist der etwa dreißig Fuß hohe Backenstein.

2. An dem Wege von Einbeck nach Odagsen, in der Nähe des Reinser Thurms, liegt ein großer Feldstein. Daran knüpft sich folgende Sage. Ein wandernder Riese verspürt im Schuh ein Sandkorn, welches ihn drückt; da setzt er sich nieder, um zu ruhen und schüttet zugleich den Schuh aus. Das Sandkorn, welches er bei dieser Gelegenheit ausgeschüttet hat, ist jener Feldstein, de wite stein genannt.

3. Am Wege von Salzderhelden nach Rittierode liegt ein großer Feldstein, wohl so hoch wie ein Schrank. Diesen Stein hat ein Riese, weil er ihn drückte, aus dem Pantoffel genommen und ihn vom Heldenberge aus über die Leine hinüber dahin geworfen.

4. In Hildesheim heißt eine Straße vor dem Dammthore „der Stein.“ Man hat sie von einem großen Steine so genannt, der an der Ecke dieser Straße seit Menschengedenken liegt. Einige sagen, ein Riese habe hier das „Sandkörnchen“ aus seinem Schuh geschüttet, andere aber meinen, der Böse hätte den gefährlichen Stein nach dem gegenüber liegenden Martini-Kirchthurm geworfen und glücklicher Weise gefehlt.

5. Auf dem Sensensteine haben in früheren Zeiten Hünen gewohnt. Nun wollten andere Hünen (vom Sichelnstein aus?) den Thurm der Burg in Stücke werfen und schleuderten deshalb eine Menge von Steinen gegen ihn. Dieß sind die sog. Hünen-

steine, welche in dem Thale, worin ein kleiner Bach, die Riest, fließt, sowie in der ganzen Escheröder Feldmark zahlreich umher liegen. Zum Theil sind sie in die Erde gesunken, zum Theil liegen sie auf der Oberfläche; auf einem von diesen sind die fünf Finger eines Hünen abgedruckt.

6. Oberhalb des Kahlenberges bei Dahlheim liegen zwei große Steine, ein größerer und ein kleinerer, welche von zwei Riesen dahin geworfen sind; der größere würde kaum auf mehreren vierspännigen Wagen fortgeschafft werden können. Diese Steine sind auf folgende Weise dahin gekommen. Ein Riese, welcher mit der Escheröder Gemeinde in Feindschaft lebte, ging mit seinem Sohne auf den Berg und warf von da einen großen Stein nach Escherode hinüber, um damit die Kirche des Dorfes zu zerschmettern: doch der Stein war nicht mit voller Kraft geworfen und fiel deshalb viel zu früh, etwa auf der Hälfte des Weges nieder, wo er liegen geblieben ist; die fünf Finger des Riesen haben sich dem Steine tief eingedrückt. So wie aber der Riese den Stein aus der Hand geworfen hatte, stürzte er todt nieder. Aus Zorn über seines Vaters Tod warf dann der junge Riese, der noch lange nicht erwachsen war, einen andern Stein dahinter her, welcher wohl um die Hälfte kleiner war, als der erste, aber auch dieser verfehlte sein Ziel und fiel im Felde nieder.

7. Ein Hüne wohnte auf dem Hohen-Hagen; dieser wollte einst einem andern, der auf den Gleichen wohnte, das Fenster im Thurm einwerfen. Zu dem Ende nahm er einen Stein etwa 1½ Fuß lang, 1 Fuß breit und ½ Fuß dick. Doch der Stein entglitt zu früh seiner Hand und erreichte so die Gleichen nicht, sondern fiel im Leinebusche bei dem zu Ohlenhusen gehörenden Vorwerke Heißenthal nieder. Hier ist er liegen geblieben und man sieht noch die Eindrücke von den fünf Fingern des Hünen daran.

163.

Riesenwürfe.

1. Auf dem Dransberge bei Dransfeld wohnte ein Hüne, sein Nachbar auf dem 1¼ Stunde davon entfernten Backenberge. Einst war der Dransberger Hüne bei dem Backenberger zum Besuch gewesen und hatte bei diesem seinen Hammer liegen lassen.

Da rief er ihm von seiner Burg zu: „wirf mir den Hammer herüber.“ Des Backenbergers Frau warf nun auch den Hammer hinüber, allein beim Werfen blieb der Handschuh der Hünin am Hammer hangen und fiel eine halbe Stunde von da bei dem Gute Imbshausen in einen Bach, der davon bis auf diese Stunde der Handschuhbach (de Handschenbêke) heißt.

2. Bei dem Dorfe Dahlenrode, kaum eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, liegt der Ekesberg (Ekesbarg). Auf diesem hat vor Zeiten ein Riese gewohnt; ein anderer wohnte gegenüber auf dem wenigstens eine Stunde davon entlegenen Hohen-Hagen. Nun wollte einst der Riese auf dem Ekesberge Holz spalten, hatte aber keine Holzschlage, da rief er dem auf dem Hohen-Hagen zu:

„Brauer Hâgen - Hâgen
Len mek dîne slâgen“,

worauf jener ihm seine Holzschlage herüber warf. — Denselben Riesen wollten einst Feinde auf seinem Berge angreifen; er riß aber mächtige Bäume aus und warf diese den Berg hinunter, so daß die Feinde nicht herauf kommen und ihm nicht schaden konnten.

164.

Riesen backen gemeinschaftlich.

1. Am östlichen Abhange des Rösenberges soll nach der Sage eine Burg gestanden haben, und am südöstlichen Abhange bei dem Dorfe Kohnsen eine zweite. Auf jeder dieser beiden Burgen wohnte ein Hüne, ein dritter wohnte auf dem Grubenhagen. Diese drei Hünen hatten einst mit einander verabredet am andern Tage auf dem Grubenhagen gemeinschaftlich zu backen. Als nun am andern Morgen der auf der Burg bei Kohnsen erwacht, hört er vom Grubenhagen herüber ein starkes Geräusch, wie wenn ein Backtrog gereinigt (ausgekratzt) wird, und glaubt daher, der auf dem Grubenhagen backe schon. Eilig macht er sich auf und geht nach dem Grubenhagen; zu gleicher Zeit trifft dort auch der andere vom Rösenberge ein, der dasselbe geglaubt hatte. Der auf dem Grubenhagen aber liegt noch im Bette und antwortet, als sie ihn fragen, was er denn gemacht habe, ganz ruhig, er habe sich die Rippen ein wenig geschabt.

2. Zwei Riesenbrüder wohnten von einander getrennt, der eine auf der Bramburg, der andere auf der Plesse. Da sie nur einen Backofen hatten, der auf der Plesse stand, so buken sie immer mit einander. Einst wollten sie wieder gemeinschaftlich backen und es war unter ihnen verabredet, so bald alles bereit und der Ofen gehörig geheizt sei, so sollte der auf der Plesse seinem Bruder dadurch ein Zeichen geben, daß er im Backtroge einige Male kratze, dann wollte der andere mit seinem Teige herüber kommen. Auf einmal hört der auf der Bramburg ein Kratzen, denkt dieß sei das Zeichen, daß er jetzt kommen und einschieben solle, nimmt also seinen Teig und geht nach der Plesse. Doch hier ist noch nichts zum Backen bereit und der auf der Plesse sagt, als jener ihm darüber Vorwürfe macht, daß er ihm zu früh das verabredete Zeichen gegeben habe, er habe sich ja nur ein wenig auf den Rippen geschabt (egnuppet). Darüber gerathen die beiden mit einander in einen heftigen Streit; der Bramburger, welcher schwächer ist, muß flüchten, der auf der Plesse wirft ihm aber noch einen großen Stein (en'n bîsærigen stein) nach, der ihn jedoch nicht trifft. Noch jetzt liegt dieser Stein in dem Felde zwischen Lödingsen und Asche, die fünf Finger von der Hand des Riesen sind deutlich darin abgedrückt.

3. Auf der Vogelsburg hat ehedem ein Hüne gewohnt, ein zweiter wohnte auf dem Kallenstein bei Vogelbeck, ein dritter auf der Höhe bei Rittierode. Der bei Rittierode hatte den gemeinschaftlichen Backofen. Einst hört der auf dem Kallensteine am frühen Morgen ein Geräusch, als wenn ein Backtrog ausgekratzt wird; er glaubt, das sei das Zeichen, daß er kommen und seinen Teig einsetzen solle. Doch jener hatte sich nur auf den Rippen geschabt (eschawet). Darüber gerathen die beiden mit einander in Streit, der Kattensteiner muß flüchten und der Rittieröder wirft ihm noch einen Felsblock nach, der ihn aber nicht trifft. Dieser Felsblock ist der Kallenstein; er ist tief in die Erde gesunken, steht aber doch noch thürhoch aus dem Boden hervor. Früher sollen auch Namen darauf gewesen sein, doch jetzt sind dieselben überwachsen und nicht mehr zu sehen.

Andere erzählen so:

Auf dem „alten“ Grubenhagen wohnte ein Hüne, ein zweiter auf dem Kattenstein bei Vogelbeck, ein dritter bei Westerhof auf dem Berge, wo jetzt das Amthaus steht. Diese drei hatten

ihren gemeinschaftlichen Backofen auf dem Grubenhagen. Einst wollten sie wieder mit einander backen, und der Grubenhagener sollte, so war ihre Verabredung, sobald der Ofen heiß wäre, mit einem Stein werfen, und damit das Zeichen geben, dann wollten die anderen mit ihrem Teige auch kommen. Da hört der Grubenhagener ein lautes Kratzen, vermuthet daraus, daß der Kattensteiner mit seinem Teige fertig sei — dieser hatte sich aber nur ein wenig am Leibe gekratzt — und wirft deshalb, um den Westerhöfer Hünen zu benachrichtigen, einen Stein hin. Aber der Stein gleitet zu früh vom kleinen Finger ab, und fliegt deshalb nur bis zum Kattensteine, wo er noch jetzt liegt.

165.

Hünen tragen Kirchen fort.

1. Vier Hünen, von denen einer blind war, wollten aus dem Dorfe Volksen die Kirche wegtragen, welche sie zu dem Ende auf zwei große und dicke Bäume gestellt hatten; zwei gingen vorn, zwei hinten. Als sie nun auf dem Wege nach Rittierode an die Leine kamen, sagten die andern zu dem blinden: tret en betgen wîe, hier is'ne kleine rîe (tritt ein bischen weit aus, hier ist eine kleine Rinne). Dieser trat aber dennoch fehl, glitt aus, fiel in die Leine und ertrank. Dabei war auch die Kirche ins Schwanken gekommen und die Glocke aus dem Thurme heraus geflogen. Die Stelle, wo die Glocke niedergefallen und in die Erde versunken ist, wird noch jetzt gezeigt. Die drei andern Hünen trugen dann die Kirche noch eine Strecke weiter; da ihnen aber jetzt das Tragen schwerer wurde, so beschlossen sie erst einmal zu rasten (resten). Sie thaten dieß; als sie aber mit der Kirche wieder weiter wollten, konnten sie dieselbe nicht mehr von der Stelle schaffen und musten sie so stehen lassen. Das ist nun die Kapelle in Rittierode; das Dorf aber, welches bei der Kapelle entstand, erhielt, weil die Hünen da gerastet (erestet) hatten, den Namen Resterode, woraus durch Dehnung allmählich der jetzige Namen Rittierode geworden ist.

2. In alten Zeiten hat es Hünen gegeben, die sind von so gewaltiger Größe gewesen, wie es heut zu Tage gar keine Leute

mehr gibt. Da sind einmal zwei Hünen von Uslar hergekommen, haben eine ganze Kirche auf eine eiserne Bahre genommen und aus dem Sollinge nach dem Weißen Wasser bei Kalefeld getragen. Als sie nun damit bei Hohnstedt an die Leine kommen, da spricht der vordere zu dem hinteren, welcher blind war:

dau en beten wîe strîe (Schritte),
hier is'ne kleine rîe (Rinne),

— die Leine war aber an dieser Stelle gerade ziemlich breit. — Sie gehn hinüber und wandern von da weiter dem Weißen Wasser zu. Als sie bei diesem angekommen sind, sprechen sie zu einander: wir wollen hier erst ein wenig rasten und stellen die Bahre hin. Als sie dieselbe aber wieder aufnehmen wollen, zerbricht sie, sinkt in den Boden und bildet so das Fundament der Kirche, welche die beiden Hünen da stehen lassen musten. Auf diese Weise ist die Kirche dahin gekommen und steht daselbst noch bis auf den heutigen Tag.

166.

Der Riese und der Teufel.

Als Gladebeck gebaut werden sollte, handelte es sich darum, ob der zu erbauende Ort eine Stadt oder ein Dorf werden sollte. Da sprach der Teufel zu dem Riesen, der den Ort bauen wollte, wenn seine Tochter zwei Steine, die er bezeichnete, an den Bauplatz trüge, so solle es eine Stadt werden; trüge sie aber nur einen dahin, so solle es nur ein Dorf werden. Darauf nahm des Riesen Tochter zuerst den kleineren Stein in ihre weiße, feine Schürze und trug ihn an die bestimmte Stelle. Hier, dem Tie (Versammlungsplatz der Gemeinde) gegenüber, steht er noch; es ist ein etwa fünf Fuß hoher röthlicher Granitblock. Dann ging die Riesentochter hin, den zweiten größeren Stein zu holen; doch ehe sie den Ort erreichte, zerriß das Band an ihrer Schürze und so blieb der Stein bei der Linde liegen, welche vor dem Dorfe bei dem Kirchhofe steht. Hier hat er bis vor einigen Jahren gelegen, wo ihn der Besitzer des dortigen Gutes von da wegschaffen ließ, weil er den Wagen allzusehr im Wege stand. Auf diese Weise ist Gladebeck keine Stadt, sondern nur ein Dorf geworden.

167.

Der Teufel als Baumeister.

1. In einem Orte an der Leine hatte ein Bauer eine so reiche Ernte gethan, daß er seine Früchte nicht zu lassen wuste. Da kam der Teufel zu ihm und versprach ihm in einer Nacht, ehe der Hahn krähte, eine große Scheuer zu bauen, wenn er ihm nach zwölf Jahren das geben wolle, was jetzt in seinem Hause noch verborgen wäre. Der Bauer ging darauf ein. Als er nun zu Hause davon erzählte, dachte seine Mutter sogleich daran, daß ihre Schwiegertochter ein Kind unter dem Herzen trug und daß der Teufel dieses gemeint habe. In der nächsten Nacht bauten die Diener des Teufels die Scheuer; die Mutter des Bauern aber blieb die ganze Nacht wach. Als nun die Scheuer ziemlich fertig war, ging sie in den Hühnerstall und scheuchte die Hühner auf, so daß der Hahn vor der Zeit krähte. So wie der Hahn krähte, stand der Bau plötzlich still. Am Morgen zeigte sich, daß in der Scheuer nur noch eine Wand fehlte, was an einem Fuhrmanne gelegen hatte, der mit einem Wagen voll Steine zu langsam gewesen war. Später hat man diesen Wagen auch gefunden; dem Fuhrmanne, wie den Pferden hatte der Teufel aus Verdruß den Hals umgedreht.

Die Scheuer ist heutiges Tages noch zu sehen. Das Holz und die Steine, die dazu verwandt wurden, sind unbehauen. Die Wand, welche noch nicht fertig war, kann nicht eingesetzt werden, und so oft man es auch schon versucht hat, fällt sie doch immer wieder ein. Vor Tage und bei Licht kann nicht darin gearbeitet werden; denn entweder geht das Licht aus, oder es werden Garben von oben herunter geworfen, man weiß nicht, von wem. Die Scheuer wird jetzt auch als Schafstall benutzt; aber jedes Jahr wird das fetteste Schaf todt darin gefunden.

2. Ein Bauer in dem hessischen Dorfe Ellenbach bei Landwehrhagen hatte eine so reiche Ernte gethan, daß er die Früchte in seiner Scheuer gar nicht unterzubringen wuste, und hatte kein Geld sich eine größere zu bauen. Darüber wurde er nun ganz betrübt. Wie er eines Tages mismuthig durch das Feld ging, trat ein Jäger in einem grünen Rocke zu ihm und fragte, weshalb er so traurig wäre. Der Bauer erzählte darauf dem Fremden den Grund seines Kummers. Da erbot sich dieser, wenn er

ihm gehören wolle, so wolle er ihm in der nächsten Nacht noch vor dem ersten Hahnenschrei eine große Scheuer auf seinem Hofe bauen. Der Bauer ging auf den Vorschlag ein. Als es nun Nacht geworden war, entstand auf dem Hofe ein gewaltiges Klopfen und Hämmern (dà geit et an en pinken). Der Bauer schaute hinaus und sah, wie sich mit ungeheuerer Geschwindigkeit eine Scheuer erhob, und es konnte nicht mehr lange dauern, so stand sie fertig da. Jetzt wurde er immer unruhiger und ängstlicher. Seine Frau fragte ihn, was ihm fehle; anfangs wollte er es nicht sagen, doch endlich erzählte er ihr alles. „Da will ich schon Rath schaffen,“ sprach die Frau, ging hinaus in den Hof und krähte laut, wie ein Hahn. Alsbald fingen alle Hähne auf dem Hofe und in der Nachbarschaft an zu krähen. So war der Bauer gerettet und der Teufel geprellt; denn das Dach war noch nicht ganz fertig, als der Hahn krähte. Das Fehlende konnte aber kein Mensch hinzuthun.

3. Eine Gemeine wollte einst eine Kirche bauen, hatte aber kein Geld dazu. Da machte sie ein Bündnis mit dem Teufel, daß er in einer Nacht vor dem Hahnenschrei die Kirche fertig bauen und dafür die Seele von einem aus der Gemeine haben sollte, der durchs Loos bestimmt werden sollte. Alsbald begann der Teufel seinen Bau. Seine Geister brachten die Bausteine mit solcher Schnelligkeit zusammen, daß, noch ehe der Hahn krähte, die Kirche bis auf eine Lücke über der Thür fertig war. In dieser höchsten Noth setzte sich die Frau des Schulmeisters auf einen Baum, schlug die Hände zusammen um den Flügelschlag des Hahns nachzuahmen und krähte, worauf die sämmtlichen Hähne des Dorfes auch zu krähen anfingen. Der Teufel kam gerade mit einem großen Steine, der über die Kirchthür gesetzt werden sollte, angeflogen, als er den Hahn krähen hörte. Voll Grimm ließ er den Stein auf dem Kirchhofe fallen, wo er noch jetzt liegt. Das Loch über der Thür kann bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, so oft man es auch versucht hat. Hatte man es am Tage zugemauert, so stürzte das Gemauerte in der Nacht wieder zusammen.

4. Ein Zimmermeister in Northeim hatte mit dem Teufel einen Vertrag gemacht. Der Teufel versprach ihm auf dem Klosterhofe eine Scheuer zu bauen, der Zimmermann bestand aber darauf, er solle ihm in einem Tage auf dem Klosterhofe eine Kapelle

bauen; wenn er diese fertig schaffe, ehe der Tag zu Ende sei und der Hahn mit seinem Ruf den neuen Tag verkündige, so wolle er ihm gehören. Der Teufel ging darauf ein und machte sich rüstig an den Bau der Kapelle. Es war etwa $11\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht geworden und die Kapelle fast fertig, nur vier Schiefern in der Mitte des flachen Daches fehlten noch. Der Zimmermann ging in der grösten Verzweiflung auf der Esplanade hin und her, denn nur eine halbe Stunde fehlte noch und er war dem Teufel verfallen. Wie er so auf und abging, kam eine alte Frau aus dem Kloster zum Heiligen-Geiste in Northeim zu ihm und fragte ihn, weshalb er so niedergeschlagen wäre. Der Zimmermeister antwortete, das könne er ihr nicht sagen, sie könne ihm doch nicht helfen. Die Alte erwiederte, das könne er gar nicht wissen, ob sie nicht im Stande sei ihm zu helfen, er möge ihr nur sagen, was ihn drücke. Nun erzählte er ihr alles. Darauf ging die Alte in den Hof des Klosters, wo viele Hühner gehalten wurden, und klatschte dreimal mit aller Macht in die Hände. Alsbald erwachte ein Hahn und krähte mit lauter Stimme viermal. So hatte der Hahn gekräht, ehe der Teufel das Dach der Kapelle ganz zugemacht hatte, und der Zimmermeister war gerettet. Das Loch im Dache der Kapelle ist aber offen geblieben und so oft es auch die Menschen zugemacht haben, jedesmal ist es doch am andern Morgen wieder offen.

168.

Herzog Erich und der Teufel.

Herzog Erich zog einst mit seinem Gefolge in den Reinhardswald auf die Jagd. Nachdem er einige Zeit den Wald ohne Erfolg durchstreift hatte, jagte er endlich einen Hirsch auf, den er eifrig verfolgte. Dieser brachte ihn immer weiter in den wilden Wald hinein, bis er sich endlich, als die Nacht anbrach, zu seinem Schrecken von seinem Gefolge getrennt in einer ganz unbekannten Gegend befand. In dieser Noth rief der Herzog den Teufel um Rath und Beistand an. Dieser erschien auch wirklich in Gestalt eines Löwen und versprach ihn auf seinem Rücken durch die Luft nach Münden zu führen, wenn er ihm mit Leib und Seele angehören wolle. Erich nahm das Versprechen unter

der Bedingung an, daß der Teufel ihn vor ein Uhr nach Hause bringen solle. Als er nun auf des Teufels Rücken gerade über der Werrabrücke schwebte, schlug die Thurmuhr Eins. Da stürzte der Löwe aus der Luft herüber und fiel auf einen Pfeiler der Brücke, auf welchem er den Kopf zerschellte. Der Herzog kam unbeschädigt bei den Seinigen an. Der Löwe aber wurde auf der Brücke in Stein verwandelt, wo er noch jetzt zu sehen ist.

169.

Knabe dem Teufel entrissen.

In Spanbeck lebte eine Wittwe mit vielen Kindern in der bittersten Armuth. Eines Tages, als sie über ihr Unglück sehr weinte und klagte, kam der Teufel zu ihr und fragte sie nach dem Grunde ihrer Betrübnis. Sie antwortete, ihr Mann sei gestorben, und sie habe kein Brot um ihre Kinder zu ernähren. Da bot der Teufel der Frau an, er wolle sie und ihre Kinder bis an den Tod versorgen, wenn sie ihm ihren jüngsten Sohn zu eigen geben wolle, sobald er vierzehn Jahre alt geworden sei. In ihrer Noth nahm das Weib dieses Anerbieten an und lebte von nun an ohne Nahrungssorgen. Aber das bestimmte Jahr kam immer näher heran, und der Gedanke, daß sie ihr Kind dem Teufel übergeben müsse, machte die arme Frau immer trauriger. In ihrer Seelenangst ging sie zu dem Pfarrer und beschwor diesen alle Mittel aufzubieten, um ihren Sohn, der nichts von allem wuste, vom ewigen Verderben zu retten. Der Pfarrer ging an demselben Tage, an welchem der Teufel kommen sollte, mit dem Knaben auf den Kirchhof, zog dort einen Kreis, in welchen er einen Tisch und einen Stuhl stellte, und befahl ihm darauf sich hinein zu setzen und in der Bibel zu lesen. Um Mitternacht lärmte der Teufel schrecklich um den Kreis herum, konnte aber den Knaben nicht in seine Gewalt bekommen. In der Nacht darauf setzte sich der Knabe abermals in den Kreis, wo er, von dem schrecklichsten Teufelsspuk umgeben, das Lied dichtete: „Wach auf, mein Herz und singe“, und wurde auch dieses Mal gerettet. In der dritten Nacht ging er auf den Rath des Pfarrers in die Kirche und las dort das Lied, welches

er gedichtet hatte. Selbst hier ließ ihm der Teufel keine Ruhe. Die Orgel stürzte ein und die Kirche barst von oben bis unten; aber am andern Morgen war alles in dem vorigen Zustande, und der Knabe war nun dem Teufel entrissen.

170.

Der Teufel betrogen.

Die letzten Besitzer von der Burg Sichelnstein bei Münden waren zwei Schwestern, beide unverheirathet. Die eine war dazu verwünscht vom Gewitter erschlagen zu werden. Eines Tages zog nun ein furchtbares Gewitter herauf, welches so lange über der Burg hielt, bis sie sich entschloß hinauszugehn. Sobald als sie draußen war, entlud sich das Gewitter und erschlug sie. Die andere Schwester war dazu verwünscht nach einer bestimmten Anzahl von Jahren dem Bösen anzugehören. Als nun die gesetzte Frist fast abgelaufen war, bat sie den Teufel, er möchte sie doch so lange frei lassen, bis sie noch einmal in dem Burggarten Frucht ausgesäet habe; wenn diese Frucht wieder Frucht trüge, dann wolle sie ihm unweigerlich gehören. Der Teufel, der nichts arges ahnte, war damit zufrieden. Darauf säete sie in dem Garten Eicheln, aus denen mit der Zeit ein schöner Eichenwald geworden ist. Das ist der sog. Steinacker dicht bei der Burg, welcher eigentlich der Gemeine gehören müste, jetzt aber der Kammer gehört.

171.

Das Schauteufelskreuz.

In der Nähe des alten Marktes in Hildesheim steht ein uralter Stein mit einer betenden Figur. Der Stein und der zunächst gelegene Platz heißt das Schauteufelskreuz. Es ist dieser Stein einem Schauteufel, der hier jämmerlich umkam, zum ewigen Gedächtnis errichtet. Die Sache verhielt sich so. Vor vielen hundert Jahren stellten die Hildesheimer jährlich einen großen Fastnachtszug an, wobei allerlei Scherze und Neckereien getrieben wurden. Dem ganzen Zuge vorauf liefen die Schauteu-

fel, die in ihrer schwarzen Mummerei mit Hörnern und blutrothen Zungen schrecklich anzusehen waren. Das war viele Jahre hindurch ganz gut gegangen. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand mahlen und noch weniger sein Kleid anziehen. — Jetzt sind es nun bald vierhundert Jahre her, als ein ausgelassener junger Bursche sich beim Fastnachtsaufzug zu der gottlosen Mummerei hergab. Schon hatte er mit seinem Haufen viele Straßen die Leute neckend und ohrfeigend durchzogen, als er plötzlich auf der Stelle, wo jetzt das Schauteufelskreuz ist, vor Schrecken stillstand. Auch der ganze Zug war wie festgebannt, denn ihm gerade entgegen vom alten Markte her kam ein anderer Zug, der aus leibhaftigen Teufeln bestand. Allen voran stürmte der böse Feind daher und gab seinem unglücklichen Nachäffer eine solche Ohrfeige, daß er auf dem Platze blieb und starb. Da riß alles aus, was Beine hatte, und der höllische Spuk verschwand mit großem Lärm und Stank in der Luft. — Der Magistrat verbot seitdem das Schauteufellaufen ein für alle Male. —

Andere erzählen, das Schauteufelskreuz habe ein Schuster gestiftet, der vor vielen Jahren an der Ecke des alten Marktes wohnte. Dieser Schuster wuste vor Hunger und Kummer weder aus noch ein, und faßte endlich den gottlosen Entschluß einen Vertrag mit dem Teufel zu machen. Er stahl deshalb bei Nacht und Nebel von der Dombibliothek den Höllenzwang, der dort an einer großen Kette lag, und beschwor den bösen Feind. Dieser, der nie lange auf sich warten läßt, wenn er eine Seele wittert, die für seiner Großmutter Kaffeekessel reif ist, erschien auch bald und fragte nach seinem Begehr. Der Schuster verschrieb ihm gegen drei Himpten Geld seine Seele unter der Bedingung, daß ihm der Teufel die Seele lassen sollte, wenn er nach Jahresfrist wiederkehrte und fände, daß das ganze Geld bis auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zwecke angewandt sei. Das war der Teufel gern zufrieden und fuhr hohnlachend davon; denn er konnte wohl denken, daß der verhungerte Schuster, wenn er auch Kirchen und Klöster reichlich bedächte, doch einen großen Theil des Geldes für seinen bellenden Magen und seine durstige Kehle verwenden würde, und wenn er einmal ins Wohlleben gekommen wäre, würde es mit andern Dingen, die Gott nicht wohlgefallen, keine Noth haben. Der Schuster aber war nicht von ehegestern und dachte bei sich: „hast du so lange in Hunger und

Kummer gelebt, so wirst du es auch noch ein Jahr aushalten,“ trug also seine drei Himpten Geld zum Goldschmied und ließ ein großes silbernes Kreuz daraus machen: das nahm er mit sich nach Hause und erwartete nach Ablauf des Jahres ganz ruhig den Teufel. Dieser blieb auch nicht eine Minute länger aus, war aber sehr erstaunt, als er den halbverhungerten Schuster noch eben so wie vor einem Jahre in seiner ärmlichen Schusterstube den Pechdraht ziehen sah. „Was hast du mit dem Gelde gemacht?“ fuhr ihn der Teufel an. — „Schau Teufel dieses Kreuz“ rief der Schuster aufspringend und ihm das silberne Kreuz entgegenhaltend. Da zerschlug der Teufel bitter und böse ein Fach Fenster und fuhr fluchend und stinkend davon. — Der Schuster aber lachte ins Fäustchen, ließ sein Kreuz wieder einschmelzen und war von nun an ein steinreicher Mann. Zum Danke für seine Erlösung aus des Teufels Krallen, ließ er den Denkstein setzen, der noch heute das Schauteufelskreuz heißt. —

172.

Das Niphuhn.

Eines Abends machten junge Leute in Berwartshausen ein sog. niphaun. Sie banden zu dem Ende ein Mädchen so ein, daß die Arme an den Knien waren und das Ganze wie eine Misgeburt aussah. Dann legten sie dasselbe auf eine Mistbahre und gingen damit auf Hillerse zu. Als sie aber auf die Höhe kamen, erhob sich mit einem Male ein heftiger Wind und wehte das niphaun von der Bahre weg, von dem auch nie wieder etwas zum Vorschein kam.

173.

Stoppegâs.

In Erzhausen hatten einst Knechte und Mägde, die in einer Spinnstube beisammen waren, am Abend des Donnerstages eine sog. Stoppegâs gemacht und waren mit derselben fortgegangen, um sie in eine andere Spinnstube zu tragen. Unterwegs war ihnen fortwährend eine Musik zur Seite; sie setzten also die Gans

hin und gingen der Musik nach, konnten aber keinen entdecken, der die Musik machte, sondern hörten nur die Töne. Da kehrten sie endlich um und gingen zu der Stelle zurück, wo sie die Stoppegås gelassen hatten; als sie aber dahin kamen, fanden sie dieselbe zerrissen. Man glaubte allgemein, daß der Teufel sie zerrissen habe, weil sie dieß gethan hatten. Man gelobte daher in der ganzen Gemeine am Donnerstag-Abend nicht wieder zu spinnen, und dieß wird noch jetzt im Dorfe gehalten.

174.

Vom Teufel geholt.

1. Ein Bauer in Edesheim hatte einen Sohn, der etwas träge war und dadurch seinen Unwillen auf sich geladen hatte, so daß er ihm drohte, wenn er nicht fleißiger würde, so solle er nach seinem Tode das Haus nicht haben, dieses solle vielmehr seiner Schwester zufallen. Darauf geht der Sohn nach Northeim und läßt sich zur Ader. Als er zurückkommt und bei der Holtenser Landwehr ist, macht er die geöffnete Ader bloß und will hier todt bluten. Auf einmal steht ein Mann in einem grünen Mantel vor ihm und spricht zu ihm, wenn er sich ihm verschreiben wolle, so daß er in zehn Jahren ihm gehöre, so solle seine Schwester über Land heirathen und er das Haus haben. Der junge Bauer geht darauf ein. Als er nach Hause kommt, ist schon ein Freier seiner Schwester da. Diese heirathet nach einem benachbarten Dorfe, er selbst aber erhält das Haus. Nach Ablauf der zehn Jahre hat ihn der Teufel auf Tag und Stunde geholt; man fand ihn vor der Hofthür an einem Baume aufgehängt.

2. In Odagsen wohnte ein Bauer, der dem Spiele leidenschaftlich ergeben war. Er pflegte nach Immensen zu gehen und dort oft die halbe Nacht hindurch beim Kartenspiel zu sitzen. Eines Tages war er wieder dort und spielte bis tief in die Nacht hinein. Da sagten seine Verwandten zu ihm, er möchte doch nun aufhören zu spielen und nach Hause gehn. Doch er achtete nicht auf sie und erklärte fortspielen zu wollen, wenn ihn auch der Teufel hole. Endlich ging er spät in der Nacht aus Immensen weg. Auf dem Rückwege erhob sich mit einem Male ein furchtbarer

Sturmwind, der den Bauern hoch in die Luft führte. Der Sturmwind war aber der Teufel selbst. — Am andern Morgen fand man von dem Bauern keine Spur, nur lag ein großer Stein am Wege, der früher nicht da gewesen war. Daneben steckte des Bauern Stock und darauf sein Hut. Verschiedene Fußspuren auf dem Boden ließen deutlich erkennen, daß der Unglückliche vorher lange mit dem Teufel gerungen hatte. Der Stein ist noch jetzt zu sehen.

175.

Die Spieler und der Teufel.

In einem Dorfe bei Uslar verfluchten sich die Leute immer, und es war kaum einer der vor Kartenspielen und Saufen in die Kirche ging. Eines Abends klopften sie auch wieder auf, verfluchten sich, riefen den Teufel an, und er erschien, ohne daß sie es merkten. Zufällig ließ einer beim Mischen eine Karte fallen, bückte sich und wollte sie wieder aufheben. Da sah er den Teufel mit einem Pferdefuße. Er blickte die andern an; da sahen sie den Pferdefuß auch, flohen mit ihm und riefen einen alten ehrwürdigen Greis um Hülfe an. Dieser erschien, predigte und betete lange Zeit. Bei dem letzten Gesange ging der Böse fort, und hinterließ einen fürchterlichen Stank; auch nahm er ein ganzes Fenster mit. Seit der Zeit wurden die Bauern besser, sie spielten keine Karten mehr und tranken auch nicht mehr.

176.

Das seltsame Wirthshaus.

Kuventhal hat Anfangs nur aus fünf Häusern bestanden; eins von diesen fünf ist das jetzige Wirthshaus gewesen, ein anderes die Mühle, welche nur durch den Fahrweg davon getrennt ist. Vor langer Zeit will einst ein Tagelöhner Nachts zur Mühle gehn, um da zu dreschen. Wie er über den Steg schreitet, sieht er das ganze Wirthshaus so hell erleuchtet, als wenn es eine feurige Kohle wäre. Doch er ist ein beherzter Mann und geht also furchtlos darauf zu. Als er davor kommt, treten zwei

Männer heraus; er stutzt und bleibt stehen. Sie fragen ihn, ob er nicht Lust habe in ihre Gesellschaft zu treten; sie selbst wären unsterblich, wünschten aber auch Sterbliche dabei zu haben. Wenn er als Sterblicher eintreten wolle, so solle er von jetzt an so viel Reichthum haben, wie er sich nur wünsche, doch müßten die Seinigen mit eintreten. Der Mann weiß nicht, was er antworten soll; die beiden aber laden ihn ein mit ins Haus zu gehn und sich da die Sache weiter zu überlegen. Er geht bis vor die Hausthür; da stehn auf der Hausflur allerlei seltsame Geschöpfe, Menschen und Thiere. Noch immer weigert er sich einzutreten, da kommt noch ein dritter von furchtbarer Größe zu ihm heraus, um ihn vollends zu bestimmen; doch als er diesen erblickt, sinkt er ohnmächtig nieder.

177.

Der feurige Teufel.

Zwei Wagen, welche Holz zur Stadt gefahren hatten, kehrten, als es schon dunkel geworden war, zu ihrem Dorfe zurück. Auf dem einen Wagen saß ein schon bejahrter Mann, auf dem andern seine Tochter mit einem andern Mädchen. Als sie schon ziemlich nahe bei dem Dorfe sind, bemerkt das eine Mädchen, etwa 2000 Schritte weit, eine glühende Gestalt; schnell macht es seine Gefährtin darauf aufmerksam und ruft aus: „der Teufel, der Teufel!“ Ihre Gefährtin sieht auch sogleich die glühende Gestalt und ruft mit ihr „der Teufel!“ Der Teufel kommt nun den beiden Mädchen immer näher. Die eine ruft ihren Vater an, er möge doch nur einmal hinsehen, da wäre ja der Teufel; allein dieser sieht nichts. Indem die beiden Mädchen nun immer rufen, läßt der Teufel ganz dicke glühende Kugeln fallen, welche aber verschwinden, so wie sie die Erde berühren. Er setzt sich darauf in eine nahe stehende Linde, erhellt diese ganz und speit noch immerfort seine glühenden Kugeln. Endlich macht er sich auf und entfernt sich, indem er immer kleiner wird und in nichts verschwindet. — Die beiden Mädchen aber lassen sich darauf todt schlagen, daß sie den Teufel gesehen haben, und werden nie die Angst vergessen, in die derselbe sie gebracht hat.

178.

Das blaue Licht.

In Kreiensen lebte ein Mann, der sich, wie man glaubte, dem Teufel ergeben hatte. Abends brannte auf dem Tische ein blaues Licht, und daran saß ein schwarzer Kerl und zählte mit dem Manne Geld. Dieser gönnte aber seiner Frau nichts und mochte ihr nicht einmal das nöthige Essen geben. Einst buk die Frau Kuchen, und zwar zwei; den einen brachte sie ihrem Manne, den andern hatte sie draußen sorgfältig in dem Holzhaufen versteckt, um ihn selbst zu essen. Der Mann aber sprach zu ihr: »hol den andern auch herein, der im Holzhaufen steckt.« „Dat het dek de düwel esegt!“ erwiederte die Frau und holte nun auch den zweiten Kuchen her. Der Mann wuste es aber vom Teufel, daß seine Frau noch einen Kuchen gebacken und diesen versteckt hatte.

179.

Der Teufel bringt Erbsen.

In dem Dorfe Wilhelmshausen bei Münden wohnte ein Mann in einem Hause, welches auf einem freien Platze stand. Die Leute sagten, er habe mit dem Teufel ein Bündnis gemacht. Eines Nachts bemerkte der Nachtwächter, daß auf dem Hofe eine Menge Erbsen einige Fuß hoch lagen. Er füllte davon seine Taschen voll, weckte darauf den Hausherrn und erzählte ihm, was er gesehen hatte. Dieser ging mit ihm vor die Thür, um sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. Als sie heraus traten, fühlten sie auf einmal einen heftigen Windstoß; gleich darauf war der Hof von einem eigenthümlichen Lichte beleuchtet, welches aber nur einen Augenblick dauerte. Der Nachtwächter erstaunte noch mehr, als er auf dem Hofe keine Erbsen mehr fand. Der Hausherr schalt ihn nun und sagte, er habe ihn betrogen. Zum Beweise der Wahrheit wollte der Nachtwächter die Erbsen aus seiner Tasche hervorholen, allein auch diese waren verschwunden. — Am andern Morgen sah man rings um das Haus auf den Pflastersteinen des Hofes Abdrücke von Erbsen, welche nicht verwischt werden konnten. Noch jetzt sollen einige Steine mit diesen Abdrücken dort sein.

180.

Was der Teufel seinen Verehrern bringt.

Bei dem Hause des Abdeckers (Flechsenhause) bei Einbeck sitzt der Teufel und macht aus dem Aase Würste, die er dann ordentlich zubindet und seinen Verehrern zuträgt.

181.

Das Grab des Teufels.

In der Helle, einer tiefen Schlucht bei Rittierode, liegt nach dem Volksglauben der Teufel begraben.

182.

Stöpke.

Stöpke oder Stepke, auch Glûswanz, Füerdrake oder Teckelmucker heißt der Teufel, der glühend mit einem langen Schwanze durch die Luft fährt und den Menschen, die mit ihm in Verbindung stehn, allerlei Dinge, Geld, Butter, Speck, Schinken und dergleichen durch den Schornstein zuführt. Ruft man ihm, wenn man ihn erblickt, half part! zu, so muß er von dem, was er trägt, einen Theil fallen lassen; trägt er zufällig nichts, so läßt er einen entsetzlichen Gestank zurück.

1. Einst fuhr der Füerdrake vor den Augen vieler Menschen im Dorfe Holtensen in den Schornstein eines Hauses hinein. Am andern Tage verkaufte die Frau des Hauses funfzig Pfund Butter und galt deshalb bei den Bewohnern des Dorfes allgemein für eine Hexe, die mit Stöpke in Verbindung stehe.

Als Teckelmucker einst einem Bauern in Eilensen etwas gebracht hatte, war der Baum, welcher vor dem Hause stand, ganz glühend.

2. Einem alten Weibe brachte Stöpke, mit dem sie in Verbindung stand, immer verschiedenartige Sachen durch den Schornstein ins Haus, so daß sie herrlich leben konnte und auch andere Leute damit aufs beste tractierte. Einer von diesen wollte nun

einmal darüber Gewisheit haben, ob der Frau wirklich alles von Stöpke zugetragen würde: er machte sich also heimlich in ihre Küche, versteckte sich darin unter einem Fasse und guckte durch das Loch, worin der Zapfen sitzt. In der Nacht kam Stöpke auch wirklich mit einer großen Tracht durch den Schornstein in die Küche. Er merkte aber bald Unrath und sagte, es wären zwei Augen zu viel da. Die Frau, welche von nichts wuste und auch bei allem Umhersuchen in der Küche keinen Menschen finden konnte, versicherte dagegen, daß außer ihnen beiden niemand in der Küche wäre. Da gab er dann seine Sachen hin. In demselben Augenblick aber regte sich der Mann unter dem Fasse und wurde entdeckt. Da drehte Stöpke der Frau auf der Stelle den Hals um und fuhr dann durch den Schornstein wieder hinaus.

3. Mehrere Jungen hüteten einst in der Nacht am Berge über Dörrigsen die Pferde. Da sahen sie mit einem Male Stöpke von Lüthorst herüber auf Dörrigsen zukommen. Sie wollten nun sehn, in welches Haus er führe, und liefen ihm deshalb in das Dorf nach. Da gab aber Stöpke dem einen Jungen einen Schlag an den Kopf, daß er betäubt zu Boden fiel.

4. Vor zwei Jahren hüteten mehrere Jungen zwischen Hohnstedt und Vogelbeck bei Nacht die Pferde. Auf einmal sahen sie den Teufel durch die Luft dahin ziehen und riefen ihm zu: „half part!“ Da warf er ihnen ein großes Stück Fleisch herunter, — Pferdefleisch war es nicht. In der nächsten Nacht ging ein Mann aus Hohnstedt nach Vogelbeck und kam an derselben Stelle vorüber. Plötzlich sah er vor seinen Augen etwas aus der Luft niederfahren: als er genau hinblickte, sah er dicht an einer Hecke den Teufel stehn. Er war wohl zehn Fuß groß, hatte Augen von der Größe eines Eimerbodens und war so glühend, wie eine helle Feuerflamme.

5. Zwei Männer, ein Pietist (penetist) und ein anderer, gingen bei Nacht auf dem Wege nach Lauenberg. Als sie aus dem Walde traten, sahen sie Stöpke in der Richtung nach Mark-Oldendorf durch die Luft fliegen. Der eine von ihnen rief ihn an: „Satan, wo willst du hin?“ Jener antwortete, er wolle nach Mark-Oldendorf und etwas zur Hochzeit dorthin bringen. Darauf rief ihm der Mann wieder zu, er solle, was er trage, abwerfen. Doch Stöpke bat, er möchte es ihm lassen, er habe versprochen es zu einer Hochzeit zu bringen. Der Mann stand

jetzt von seiner Forderung ab und verlangte nur, daß er von allem den vierten Theil herunter werfe. Dieß that Stöpke auch und warf nun Kaffee, Zucker, Rosinen, Braten u. a. m. herunter. Die beiden Männer nahmen das, was er herabgeworfen hatte, nicht gleich mit, weil sie meinten, „es möchte nicht rein sein“; als sie aber am andern Tage wieder zu der Stelle gingen, um es zu holen, war alles verschwunden.

6. Vor etwa hundert Jahren kam der Wirth auf dem Klapperthurm bei Einbeck, Namens Bodenwald, der auch zugleich Frachtfuhrmann war, mit seinem Gespann über Ammensen zurück. Zwischen Ammensen und Einbeck gesellten sich zwei Jesuiten (Jèsûters) zu ihm. Diese baten ihn, er möchte sie auf seinen Wagen steigen lassen, sie wären schon weit gegangen und sehr ermüdet. Bodenwald erlaubte es ihnen und fuhr weiter. Nach einer Weile sahen sie eine feurige Masse, wie ein Heu-Wiesbaum (wesbâm), durch die Luft fliegen. Die Jesuiten sagten zum Fuhrmanne, das sei der Teufel, ob sie ihn einmal anrufen sollten. Er bat sie das zu lassen, sie thaten es aber dennoch. Auf ihren Anruf kam der Teufel sogleich aus der Luft herunter und stand in Menschengestalt vor ihnen. Sie fragten ihn nun, wohin er wolle und was er da habe; er antwortete, er wolle zu einer Hochzeit und eine Tracht Geld dahin bringen. Nun fragten die Jesuiten den Fuhrmann, ob er das Geld haben wolle, es schade seiner Seele Seligkeit nichts, das habe der Teufel aus der See geholt. Doch dieser sagte nein, und nun befahlen die Jesuiten dem Teufel wieder fortzugehen. Darauf ward dieser sogleich wieder zum Wiesbaum und flog davon.

7. Ein Schäfer sah einst Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, als er in seiner Karre saß, Stöpke mit seinem langen glühenden Schweife durch die Luft dahin ziehen. Alsbald rief er ihm zu: half part! Der Teufel bat ihn darauf, er möchte ihm doch das lassen, was er trüge; er wollte es zu einer Kindtaufe bringen, wo es sehr nöthig wäre. Der Schäfer ging aber darauf nicht ein, und so warf jener dann Speck, Wurst, Käse, Butter und allerlei Speise herunter. Nach einiger Zeit kam Stöpke wieder vorbei und sagte zu dem Schäfer, er möchte doch noch einmal „half part“ rufen. Doch dieser erwiederte, er habe noch Vorrath und bedürfe daher jetzt nichts. Da warf Stöpke einen Mühlenstein aus der Luft herunter, der auf die Deichsel der Schäferkarre fiel und sie

zerschmetterte. Hätte der Schäfer „half part“ gesagt, so würde Stöpke ihn mit dem schweren Steine zu Tode geworfen haben.

183.

Die Nachthexe.

Die Nachthexe schleicht Nachts bei den Weibern umher und trägt denen, die mit ihr in Verbindung stehen, Brot, Butter, Käse, Eier u. dgl. zu, wofür diese ihre Kinder zum Pfande setzen d. h. dem Teufel verschreiben müssen. Was sie diesen zuträgt, das holt sie alles anderen aus dem Hause. Sie kann in jedes Haus hineinkommen, ohne dazu eines Schlüssels zu bedürfen.

184.

Die Butterkröte.

Stöpke bringt denen, die sich ihm ergeben haben, bisweilen eine Kröte. Setzt man diese in einen Buttertopf, so wird die Butter darin niemals alle, man mag so viel heraus nehmen, wie man will. Einst hatte eine Frau in Kalefeld einen Topf mit Butter verkauft. Nach längerer Zeit ging sie wieder zu den Leuten, an welche sie die Butter verkauft hatte und fragte, ob sie nicht wieder Butter kaufen wollten. Es ward ihr aber geantwortet, die Butter in dem Topfe wolle gar kein Ende nehmen. Da merkte sie, daß sie den unrechten Topf hingegeben hatte, und ließ ihn sich zurückgeben.

185.

Düweletgen.

In einem Dorfe bei Hildesheim hatte vor langer Zeit ein reicher Bauer eine hübsche, junge Frau, die ging in Sammt und Seide und trug auch selbst Alltags goldene Mützen. Aber keiner im Dorfe mochte das stolze Weib leiden und die Leute sagten, es gehe doch wohl nicht mit rechten Dingen zu, daß die Frau immer die beste Butter an den Markt bringe und so viel Geld

verdiene. Die Frau ließ aber auch nicht gern einen andern an's Butterfaß, sondern butterte immer selbst. Eines Tages hatte sie einen nothwendigen Weg nach der Stadt zu machen und befahl der Magd, die unterdessen buttern sollte, recht fleißig zu sein und das Butterfaß ja nicht von der Stelle zu rücken, sonst würde es ihr schlimm gehn. Als die Frau fort war, konnte die Magd vor Neugier nicht ruhen und rasten und hätte für ihr Leben gern unter das Butterfaß gesehen, aber sie fürchtete sich vor ihrer bösen Frau und fing an zu buttern, was auch sehr gut ging. „Ei", dachte die neugierige Magd, „es wird doch nicht schaden, wenn du das Butterfaß nur ein wenig auf die Seite biegst." Als sie es gethan hatte, sah sie eine dicke fette Kröte (lork) unter dem Butterfasse sitzen. Die Magd, die nicht wuste, daß ihre Frau eine Hexe war, sagte: „Was hast du häßliches Lork hier zu sitzen?" nahm eine Feuerzange, faßte die giftige Kröte damit und warf sie vor die Thür mitten auf die Straße. Nun ging die Magd wieder rüstig an die Arbeit, aber sie mochte buttern, so viel sie wollte, die Butter ward nicht fertig. Da wurde sie recht bange, als es Abend wurde und die Frau zurückkam. Diese war sehr böse, als sie ins Haus trat. „Nun, ist die Butter fertig?" sagte sie zur Magd und sah sie zornig an. „Was hast du angerichtet? was hast du unter dem Fasse gesehen?" Da weinte die Magd bitterlich und sagte: „Ach, ich habe nur eine häßliche Kröte unter dem Fasse weggenommen und auf die Straße geworfen." Da gab die böse Frau der Magd eine Ohrfeige, daß ihr der „Hexenschuß" durch alle Glieder fuhr und sie sich zu Bette legen muste. Die Frau aber trat vor die Thür und rief:

„Düweletgen,
Kum under ûse botterfätgen!
Use magd is uneweten,
Het dek up de strâten esmeten"*).

Da kroch die Kröte aus einem Wagengleise hervor und wieder unter das Butterfaß. Nun fing die Frau an zu buttern, und in wenigen Minuten war die schönste Butter fertig.

Die geschlagene Magd aber wuste nun, daß ihre Frau eine Hexe war und sagte ihrem Herrn, was sie erlebt hatte. Von dem Augenblicke an war dem Bauern, der ein frommer Mann

*) Unsere Magd ist unwissend, hat dich auf die Straße geworfen.

war, seine Frau zuwider und er beschloß ihr ordentlich auf die Finger zu sehen. Noch in derselben Nacht, als er mit seinem bösen Weibe zu Bette gegangen war, that er, als ob er schliefe, und als die Glocke zwölfe schlug, sah er richtig seine Frau aufstehn und sich anziehen. Dann ging sie in die Küche, wo sie einen alten eisernen Kasten stehn hatte, wozu sie den Schlüssel immer auf der Brust trug; — nie hatte der Mann dahinter kommen können, was eigentlich darin war. — Diesen Kasten nahm nun die Frau auf den Arm, setzte sich auf die Ofengabel und war alsbald zum Schornstein hinaus. Da zog der Bauer sich die Bettdecke über den Kopf, denn an jedem Haar hing ihm ein Angstschweißtropfen. Er hatte noch nicht lange so gelegen, als die Hexe wieder mit ihrem Kasten durch den Schornstein herunter fuhr. Ehe sie nun ihre Last auf den Heerd niedersetzte, ging sie in die Kammer um zu sehen, ob ihr Mann nicht erwacht sei. Dieser that, als ob er schliefe, und schnarchte laut. Da machte die Hexe ihren Kasten auf, nahm faule Menschenköpfe heraus, die sie auf dem Kirchhofe aus den Gräbern gewühlt hatte und aß davon das vermoderte Gehirn. Dann verschloß sie ihren Kasten wieder und legte sich zu ihrem Mann ins Bett. Der Mann wäre vor Ekel und Angst bald gestorben, doch ließ er sich nichts merken. Am andern Morgen, als seine Frau noch schlief, stand er ganz früh auf und bestellte heimlich den Amtmann mit Gensdarmen. Dann kam er ruhig wieder zu Hause, setzte sich in die Stube und sah aus dem Fenster. Die Hexe merkte nichts und brachte das Frühstück herein. „Sieh“, sagte der Bauer, „da kommt der Amtmann, der kann unser Gast sein, wenn er will.“ Die Frau war in ihrem besten Putze und nöthigte den Amtmann, als er in die Stube trat, recht freundlich zum Mitessen. Der Bauer und der Amtmann rührten aber nichts an. Da fragte die Frau, ob denn der Schinken faul wäre, da sie nicht davon essen wollten. „Was faul ist, schmeckte manchen Leuten auch gut!“ rief nun auf einmal der Mann, zog den eisernen Kasten, den er vorher in der Bankkiste versteckt hatte, hervor und schlug ihn mit einer Axt auf. Da sah der Amtmann die ganze Bescherung. — Die Hexe konnte vor Schrecken erst nicht von ihrem Stuhle aufstehn, dann aber sprang sie auf, griff nach einem Messer und wollte ihren Mann erstechen. Doch es war um sie geschehen; denn ehe sie ihren Mann treffen konnte, hatten sie die Gensdar-

men, die nun in die Stube gesprungen waren, gefaßt und aufgehoben, so daß sie sich nicht fest machen konnte. Das ganze Dorf jubelte, als man die Hexe zu einem großen Holzhaufen schleppte und verbrannte. Auch ging der Scharfrichter in das Haus, holte die Kröte mit einer Zange unter dem Butterfasse weg und warf sie zu der Hexe ins Feuer. —

186.

Der Teufel schmiedet Geld.

Bei gewissen Leuten schmiedet der Teufel Geld, und man hört ihn nicht selten in deren Häusern hämmern. Natürlich haben sich diese ihm ergeben und von ihm ihren Reichthum erhalten.

187.

Der Alraun.

1. Eine Frau in Gladebeck hatte einen Alraun (alrüneken). Alle Morgen muste sie ihn waschen, kämmen und sauber anziehen. Dafür erhielt sie alle Tage von ihm Geld, so daß sie reich wurde. Nach ihrem Tode konnte man den Alraun nicht finden und ihre Erben wurden bald wieder arm.

2. Eine Frau in Dörrigsen hatte einen Alraun. Dieser muste alle Morgen von ihr gewaschen werden; dann lag jedes Mal ein Ducaten darauf. Auch kamen ganze Wagen voll Schinken, Wurst, Speck, u. dgl. vor das Haus und wurden abgeladen. Da wurde die Frau schwer krank und in dieser Krankheit von ihrer Schwiegertochter aufs beste gewartet und gepflegt. Zum Lohn dafür bot sie dieser den Alraun an, die ihn auch annahm. Doch kaum war die junge Frau einige Tage im Besitze desselben gewesen, als der Teufel (Uriöæneken) in eigener Person bei ihr in der Stube erschien. Er hatte ein Buch unter dem Arme, welches er auf den Tisch warf und darauf zu der Frau sagte, sie habe etwas von ihm und möge nun ihren Namen in dieses Buch einschreiben. Die Frau erwiederte, sie wolle erst mit ihrem Manne sprechen; sie ging darauf zu ihm hinaus, und

erzählte den Vorfall. Dieser sagte: „das wollen wir schon machen“, ging mit ihr in die Stube zurück und schrieb in das Buch die Worte: „Christi Blut und Gerechtigkeit soll sein mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Als der Teufel diese Worte gelesen hatte, fuhr er mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit durch das Fenster und ließ das Buch zurück. Der Bauer muste, als der Vorfall bekannt wurde, das Buch, worin viele Namen verzeichnet standen, an das Amt Rotenkirchen abliefern.

188.

Der Heckethaler.

In Hildesheim hatte eine Frau einen Alraun, den legte sie Jahr und Tag in eine Schachtel, und als Jahr und Tag um war, da lag bei dem Alraun ein Heckethaler. Wenn nun die Frau zum Kaufmann oder Bäcker ging, so bezahlte sie die gekaufte Waare immer mit dem Heckethaler. Dieser blieb aber nicht lange in dem Geldkasten des Verkäufers, sondern folgte ihr immer unvermerkt wieder nach. Das ging so eine Zeitlang recht gut, bis endlich ein Schlächter, bei dem die Frau oft Fleisch für ihren Heckethaler gekauft hatte, aufmerksam wurde und der Frau auf die Finger zu sehen beschloß. Einst kam sie wieder, kaufte ein Pfund Schweinefleisch, gab dem Schlächter einen Thaler in die Hand und ließ sich das übrige Geld wieder herausgeben. Kaum war sie aus der Thür, so wollte auch der Thaler in der Hand lebendig werden; doch der Schlächter, der ein starker Mann war, hielt die Hand fest zu, holte Hammer und Nagel und nagelte den Thaler auf den Hackeblock. Da ward der Hackeblock lebendig, tanzte mit schrecklichem Gepolter auf der Diele umher, zum Hause hinaus und eiligst hinter der Frau her, die keinen geringen Schrecken bekam. Zur Strafe muste sie Hab und Gut hergeben, und der Magistrat ließ ihr kein Hemd auf dem Leibe.

189.

Das Heckemännchen.

Ein Bauer in Espol hatte ein Heckemännchen in seinem

Keller, von dem er alle Tage etwas abkratzte. Das Abgekratzte war Gold, welches bis zum nächsten Tage wieder wuchs.

190.

Augen verblenden.

Vor uralten Zeiten kam einmal ein Gaukler nach Hildesheim und ließ die ganze Stadt auf dem Neustädter Markt zusammentrompeten, wo er den Leuten ein großes Kunststück zeigen wollte. Als nun eine große Menge zusammen war, trat der Gaukler in einen Kreis mitten auf den Markt und hatte einen schwarzen Hahn unter dem Arme. Diesen setzte er mitten in den Kreis und band ihm einen großen Wiesebaum, den zwei Männer kaum tragen konnten, an das Bein. Der Hahn ging mit dem Wiesebaum vorwärts, als wenn es nichts wäre, und fing sogar an zu tanzen, so daß die Leute vor Verwunderung nicht wusten, was sie sagen sollten. — Da kam eine Magd vom Felde, welche Klee geholt hatte, worunter ein vierblätteriges Kleeblatt war. Als das Mädchen nun die vielen Leute sah, die alle vor Verwunderung laut aufschrieen, rief es: „Was giebt's denn hier? Ich sehe ja nichts!“ „Ist Sie denn blind?“ riefen die Leute, „sieht Sie denn nicht, wie der Hahn dort mit dem Wiesebaum am Beine auf dem Markte spazieren geht?“ Da lachte das Mädchen und sagte: „Was seid Ihr doch für dumme Leute, ich sehe wohl dort einen schwarzen Hahn mit einem langen Strohhalm am Beine, aber keinen Wiesebaum.“ Da merkte der Gaukler, daß ihm die Magd in die Karten sah, konnte ihr aber wegen des vierblätterigen Kleeblatts nichts anhaben. Diese ging über die thörichten Leute lachend davon. Als sie nun zu Hause ihren Tragkorb abgesetzt hatte und noch immer so viele Menschen nach dem Neustädter-Markte strömen sah, beschloß sie noch einmal hinzugehen und die dummen Leute auszulachen. Kaum war sie aber wieder auf den Markt gekommen, als sie auf einmal ihre Röcke in die Höhe nahm und schrie: „Hülfe! Hülfe! das Wasser geht mir schon bis an den Hals, ich ertrinke!“ — Nun war die Reihe des Lachens an den versammelten Leuten; denn die sahen kein Wasser und standen alle im Trockenen, so wie auch sie im Trockenen stand. Es hatte ihr nemlich der Gaukler, der die „Augen ver-

blenden" konnte, diesen Streich gespielt; denn da sie bei ihrer Rückkunft das vierblätterige Kleeblatt nicht mehr bei sich hatte, konnte er ihr etwas anhaben.

191.

Liebeszauber.

In der Matthiasnacht stellte ein Mädchen in der Küche einen Tisch gerade unter den Schornstein, setzte dann Essen und Trinken darauf und sprach dabei einen Reim. Alsbald kam ein junger Mann mit Messer und Gabel, schnitt sich etwas ab und aß, worauf er wieder verschwand, Messer und Gabel aber liegen ließ. Das Mädchen nahm diese zu sich und verwahrte sie in ihrem Koffer. Nachher kam ein Mann, hielt um sie an und heiratete sie; es war das aber kein anderer, als der, welcher in jener Nacht Messer und Gabel hatte liegen lassen. Geraume Zeit lebten beide mit einander recht glücklich; doch einst geschah es, daß die Frau krank wurde und der Mann bei dieser Gelegenheit zum ersten Male vor ihren Koffer kam, worin er das Messer und die Gabel fand. Darauf ging er vor ihr Bett und sprach zu ihr: sie wäre also diejenige, welche ihm in jener Nacht so qualvolle Stunden bereitet und einen so sauern Weg gemacht hätte, wo er über Hecken und Zäune hätte steigen, durch Wasser und Sümpfe waten und auf allen "unwegbaren" Wegen hätte gehen müssen. Von der Zeit an war er seiner Frau abgeneigt und konnte sich nicht mehr mit ihr vertragen.

192.

Der Zauberspiegel.

In Schwiegershausen wohnte früher ein Rademacher, Namens Wasmann, der hatte Bienenstöcke. Einst ward diesem sein bester Bienenstock gestohlen. Da ging er nach Gieboldehausen zum "Weiser." Dieser fragte ihn, was denn dem geschehen solle, der den Bienenstock gestohlen hätte. Wasmann antwortete: "der soll sterben." Da läßt ihn der Weiser in einen Spiegel sehen, darin erblickt er seinen eigenen Bruder mit dem Bienenkorbe.

„Soll er denn nun sterben?“ fragte der Weiser. „Das ist wohl ein bischen zu hart“, erwiederte jener. „Soll ich ihm denn einen Arm abschlagen?“ — „Das wäre wohl ein bischen zu hart.“ — „Soll ich ihm denn ein Bein abschlagen?“ — „Das wäre wohl zu hart.“ Darauf sagte der Weiser, erst hätte er den Dieb todt haben wollen und nun wäre ihm alles zu hart, was er denn nun mit ihm machen solle? So wolle er ihm denn eine Erinnerung geben, damit er nicht wieder Bienenstöcke weghole; er solle nemlich am ganzen Leibe anschwellen, so daß er kaum noch athmen könne; doch solle er bald wieder davon befreit sein. Am anderen Tage sieht Wasmann seinen Bruder mit dem Pfluge herausziehen; es dauert aber nicht lange, so kommt er zurück. Bald darauf kommt die Schwägerin zu Wasmann gelaufen, thut sehr übel und bittet ihn doch gleich einmal mitzugehn, ihr Mann wolle sterben. Er geht mit und sieht, wie sein Bruder angeschwollen ist und kaum athmen kann; er sieht diesen Zustand eine Weile an, sagt dann, es werde sich bald wieder geben und geht fort. Am anderen Tage sieht er seinen Bruder wieder mit dem Pfluge vom Hofe kommen; da fragt er ihn, was ihm denn gestern gewesen sei. Der Bruder sagt, er wisse es nicht. „Nun“ sagte Wasmann, „ein ander Mal laß die Bienenstöcke stehn, dann widerfährt dir solches nicht wieder.“

193.

Zauber und Gegenzauber.

1. Ein Mädchen wollte nach der Licentstube gehn; auf dem Wege dahin ward aus einem Hause etwas über die Thür auf die Straße gegossen. Das Mädchen geht darüber hin und hat von Stund an ein lahmes Bein. Der Arzt wurde gebraucht, aber das wollte nicht helfen. Darauf ließ man den Scharfrichter aus Gandersheim kommen, und dieser versuchte nun seine Kunst. Er fing die Hexen in einen Sack ein, ließ dann Haselstöcke schneiden und schlug damit die Hexen im Sacke, wobei er die Worte sprach: „Wollt ihr den Leuten die Last und dem Mädchen die Qual abnehmen?“ Die Hexen im Sacke miauten vor Angst und Pein, wie die Katzen. Aber das erste Mal hatte das doch noch nicht geholfen und er muste noch einmal kommen. Jetzt

fing er die Hexen wieder in den Sack ein und ging damit hinaus; in der Stube aber musten die Leute Thür und Fenster fest zuhalten. Er schlug nun wieder auf den Sack; die Hexen drangen mit aller Gewalt gegen die Thür, konnten aber nicht hineinkommen, weil diese fest zugehalten wurde. Darauf gab der Scharfrichter dem Mädchen etwas ein, in Folge dessen ihm lebendige Thiere, wie Eidechsen, abgingen. Diese musten in fließendem Wasser abgewaschen und auf Kohlen verbrannt werden, worauf das Mädchen genas. Der Scharfrichter hatte gesagt, nun wolle er noch dem Menschen, der das Behexen gethan hätte, ein Zeichen geben, woran man ihn erkennen könnte; da ist denn der Mann, der es gethan hatte, in der Scheuer herunter gefallen, hat einen Arm gebrochen und ist auch lahm geblieben.

2. Als ich noch ein kleines Mädchen war, muste ich mich immer verstecken, wenn die alte Bökersche in unser Haus kam und wenn sie weg ging, schlug meine Mutter immer ein Kreuz hinterher, nahm dann den Besen und fegte die ganze Diele rein ab. Das geschah aber deshalb, weil die Bökersche eine Hexe war und viele Bosheiten ausübte: sie nahm den Ziegen die Milch, den Schweinen die Lust zum Fressen und hexte den Hühnern den Pips an. — Einmal aber ist sie schön weggekommen. Mein jüngster Bruder nemlich, der damals noch in der Wiege lag, schrie erbärmlich ganze Wochen lang, so daß wir alle glaubten, das Kind wäre sehr krank. Mein Vater schickte mehrmals nach dem Doctor. Dieser sagte, das wären Blähungen, wir sollten dem Kinde nur fleißig Rhabarber eingeben, dann würde es schon zu schreien aufhören. Da bin ich wohl nach der Apotheke gelaufen und habe Rhabarber geholt! Doch das Geld war weggeworfen, der Junge hörte nicht auf zu schreien, sondern wurde von Tage zu Tage schlimmer. Meine selige Mutter wurde ganz elend und wuste sich nicht zu rathen und zu helfen. Da kam einmal hinten aus der Altstadt eine kluge Frau zu uns, der meine Mutter ihre Noth klagte. Diese wuste gleich Rath, schloß die Stube zu, nahm den schreienden Jungen auf den Arm und sagte zu meiner Mutter, sie sollte doch einmal alle Betten aus der Wiege nehmen und das Bettstroh durchsuchen; es müste da was im Bettstroh stecken, was nicht dahin gehörte. — Meine Mutter that, wie die kluge Frau sagte, und zog bald ein Gebind verwirrtes Garn aus dem Bettstroh, wovon kein Mensch wuste,

wie es dahin gekommen war. — Nun muste meine Mutter das Bett wieder zurecht machen, die kluge Frau legte den Jungen wieder hinein, und von der Stunde an war er ganz still und schrie nur noch, wenn er etwas haben wollte. — „Jetzt wollen wir die Hexe, die dem Kinde den Schlaf nimmt, bald heraus haben“, sagte die kluge Frau, ließ von meiner Mutter Thüren und Fenster im ganzen Hause verschließen, ging dann mit dem Garn in der Hand in die Küche, setzte einen Kessel mit Wasser auf das Feuer und fing an das Garn zu kochen. Dieses hatte noch nicht lange in dem kochenden Wasser gelegen, als Jemand an unsere Hausthür pochte. Meine Mutter wollte hingehn und öffnen, doch die kluge Frau hielt sie am Arme fest und rief: „Bleibe Sie hier! macht Sie auf, so geht es uns allen nicht gut!“ Meine Mutter gehorchte und half noch mehr Holz unter den Kessel legen. Da ward das Pochen immer stärker und dann schrie es durchs Schlüsselloch: „Nachbarin, mache Sie doch einmal auf, ich habe ihr ja etwas ganz Dringendes zu sagen!“ Da merkte meine Mutter an der Stimme, daß es die Bökersche war, rührte sich deshalb nicht vom Platze, sondern warf noch immer mehr Holz unter den Kessel. In diesem schrie und pfiff es, als wenn lauter Heimchen drin wären. — Auf einmal hören wir hinten auf dem Hofe am Kammerfenster ein Kratzen und ein Gewinsel, und was ist es? Nichts anders als die Bökersche, die in ihrer Angst ins Kammerfenster steigen wollte und erbärmlich schrie: „Nachbarin, ich bitte Sie um Gotteswillen, nehme Sie doch nur einen Augenblick das Feuer unter dem Kessel weg! Ich muß ja sterben und verderben!“ — „Stirb und verdirb in des Teufels Namen, du Hexe!“ rief ihr meine Mutter zu und warf einen ganzen Arm voll Holz unter den Kessel. Da fiel die Bökersche auf den Mist, kroch auf allen Vieren zu Hause und war nach einigen Tagen todt. Am ganzen Körper aber hatte sie Brandblasen.

3. Der Besitzer eines großen Ackerhofes in Drüber hatte zwölf milchende Kühe, hätte also Butter die Hülle und die Fülle davon bekommen müssen. Statt dessen hatte er aber gar keine; denn niemals wollte es Butter geben, und wenn auch noch so lange gebuttert wurde. Endlich gingen die Leute zum Scharfrichter und fragten den um die Ursache. Dieser sagte, „an den Kühen wäre etwas gethan“, sie sollten nur Rahm abnehmen,

diesen in die Pfanne thun und so aufs Feuer setzen und braten: dabei müsten sie aber alle Thüren und Fenster sorgfältig zumachen und niemand ins Haus lassen. Dieß geschah auch ganz so. Der Mann und die Frau wollten nicht dabei sein, sondern gingen vorher aus dem Hause zu ihren Verwandten. Die Knechte und die Mägde aber machten das ganze Haus fest zu und setzten dann den Rahm aufs Feuer, wobei sie das Holz nicht sparten. Nach einer kleinen Weile kam die Frau, welche das Beheren gethan hatte, vor das Haus, rief ganz ängstlich und verlangte eingelassen zu werden. Als aber nicht aufgemacht wurde, sprang sie wie unsinnig an den Fenstern in die Höhe, um so ins Haus zu kommen, doch vergeblich. Mittlerweile hatte sich der Großknecht mit einer Peitsche versehen und damit durch die Stallthür hinaus geschlichen. Dieser sprach zu der Here: „nun wissen wir, wer den Rahm behert hat!“ und peitschte sie unbarmherzig, so daß sie halbtodt liegen blieb. Von der Zeit an bekam der Bauer von dem Rahm auch wieder Butter.

4. Einem Manne in Wulften starb ein Pferd, ohne daß er erfahren konnte, wie es zuging. Der Abdecker, dem er das klagte, sagte ihm, daß ohne Zweifel eine Here den Tod des Pferdes bewirkt habe; aber er wolle schon herausbringen, welche es sei. Als er hierauf das Pferd abdeckte, murmelte er bei seinem Geschäfte immerfort, bis die Here an den Zaun kam. Da warf er Lunge und Leber des todten Pferdes dem Bauern hin und wies darauf hin, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Der Bauer wuste nicht, was er damit anfangen sollte; die Here ging darauf wieder fort. Nachher sagte der Abdecker zu dem Bauern: „Hättest du die Lunge und Leber des Pferdes mit einem Bindfaden durchzogen und in den Rauch gehängt, so wäre der Here allmählich das Herz vertrocknet.“

194.

Bekenntnis einer Here.

Die bekannte Here Hobein in Wulften hatte es den Bauern doch zu arg gemacht und diese beschlossen endlich sie zu verbrennen. Als ihr das angekündigt wurde, schrieb sie sofort an ihren Sohn, der zu der Zeit unter den Soldaten war, um von ihm,

wo möglich, Hülfe zu bekommen. Dieser bestieg auch nach Empfang des Briefes sogleich sein Pferd und eilte nach Wulften. Die Bauern aber zögerten nicht lange und brachten die Hobein auf den Anger zum Scheiterhaufen. Gerade in dem Augenblicke, als derselbe angezündet wurde, kam der Sohn an. Man erzählte ihm, weshalb seine Mutter verbrannt werden solle; da war er sofort wieder zur Abreise bereit, und sprach zu seiner Mutter: „nie hätte ich geglaubt, daß ich eine so schlechte Mutter hätte, welche des Teufels Künste triebe.“ Diese antwortete ihm, als sie kaum noch sprechen konnte: „eine brave Mutter hattest du, welche dich das Hexen nicht lehren wollte und deshalb jeden Mittag zwischen 11 und 12 unter einer Brücke von dem Teufel mit eisernen Drahtruthen gepeitscht wurde. Als alles das mich nicht bewegen konnte deine Seele dem Teufel zu verschreiben, verließ er mich und so bin ich den Bauern in die Hände gefallen.“

195.

Die Walpurgisnacht.

1. Eine Frau in Lüthorst hielt sich mit einem Dragoner, der bei ihr im Quartiere lag, und pflegte ihn aufs beste. Da sie immer so viel Geld hatte, so fragte der Dragoner sie einst, woher sie das viele Geld bekomme? Sie sagte ihm darauf, wenn er sie in der Walpurgisnacht begleiten wolle, so solle er auch so viel haben, daß es in seinem Leben nicht zu Ende ginge. Er willigte ein. In der Walpurgisnacht weckte sie ihn um elf Uhr und führte ihm dann ein recht mageres Kalb vor, worauf er sich setzen muste. So wie er sich aufgesetzt hatte, schlug sie das Bein um einen Besen und ritt so im Galopp voran, das Kalb immer hinterdrein. Nach kurzer Zeit kamen sie auf einem Kreuzwege an, wo eine große Versammlung von lauter Weibern war. Die einen kamen auf Ziegenböcken angeritten, andere auf Gänseküchlein, andere auf Hühnern, wieder andere auf Flachsbrechen (ribbebräken) u. s. w. Als es zwölf schlug, war alles vorbei. Die beiden kehrten auf dieselbe Weise zurück, wie sie gekommen waren. Der Dragoner hatte sich aber auf dem Kalbe so zu Schanden geritten, daß er acht Tage lang nicht auf dem Pferde sitzen konnte. Er wollte nun mit der Sache nichts weiter zu thun haben und bekam daher auch kein Geld.

2. Ein Mädchen, welches eine Hexe war, hatte einen Bräutigam. Dieser war neugierig einmal zu sehen, was die Hexen auf dem Brocken machten, und bat deshalb seine Braut ihn mitzunehmen, wenn sie in der Walpurgisnacht dorthin ritte. Sie versprach es ihm auch, und sagte ihm, er möchte sich nur mit auf ihr Pferd setzen; jedoch dürfe er kein Wort sprechen, sonst könne er nicht mit und müsse liegen bleiben. In der Walpurgisnacht ging nun das Mädchen mit ihm in den Stall, worin ein kleines Kalb stand, und bestieg dieses; er setzte sich hinten darauf; dann sprach sie einige Worte, und sofort lief das Kalb mit den beiden in der grösten Geschwindigkeit nach dem Brocken. Auf dem Brocken brannten viele große Feuer, die Hexen aber tanzten, aßen und waren sehr fröhlich. Als sie fort wollten, setzte sich der Knecht wieder mit seiner Braut auf das Kalb, und sogleich rannte dieses davon. Unterwegs kamen sie an ein großes Wasser; das Kalb sprang aber mit einem Sprunge hinüber. Da vergaß der Knecht die Warnung seiner Braut und sagte: „das ist ein gewaltiger Sprung für ein so kleines Kalb.“ Kaum hatte er das gesagt, so fiel er auch schon hinten ab; das Mädchen ritt weiter, er aber muste zu Fuß nach Hause zurückkehren.

3. Ein Schmied hatte eine Frau, die bei den Leuten in dem Verdachte stand eine Hexe zu sein. Man hatte dem Manne mehrmals gesagt, daß seine Frau eine Hexe sei, doch er wollte es nicht glauben. Zuletzt beschloß er sich von der Sache zu überzeugen. Als nun der letzte April gekommen und die Walpurgisnacht vor der Thür war, sagte er zu seiner Frau, er müsse in der nächsten Nacht ein Stück Arbeit machen, wobei sie ihm helfen müsse. Diese weigerte sich und sagte, sie habe sich den Tag über müde gearbeitet; doch er ließ nicht ab und sie muste wider ihren Willen den Blasebalg treten. So arbeiteten sie bis gegen elf Uhr, da erklärte die Frau, sie könne nicht mehr; der Mann aber ließ sich nicht irre machen. Als nun die Glocke elf schlug, da schlief die Frau ein. Jetzt gab der Mann der schlafenden eine Ohrfeige, doch siehe! es war ein Strohwisch.

4. Ein Bauer in Wulften erbte von seinem Vater eine Egge. In der Walpurgisnacht nahm er dieselbe und ging damit in die „Wört,“ legte sie auf einen Kreuzweg und trat hinein. Nachts elf Uhr kamen die Hexen vorbei; eine von ihnen, die auf einem Besenstiele ritt und ein Beil in der Hand hatte, sagte im

Vorbeireiten: „Hier steht ein Baumstumpf (ståke), da will ich mein Beil hinein hauen.“ Damit hieb sie ihm das Beil in die Lende und ritt weg. Der Mann ging nach Hause, konnte aber das Beil nicht herausreißen; auch kein Arzt war dazu im Stande. In der Walpurgisnacht des nächsten Jahres ging nun der Mann wieder dahin; dieselbe Hexe kam wieder vorbei und sagte: „der Stumpf steht hier noch, ich will mein Beil herausnehmen, aber ein anderes Mal steht der Stumpf nicht wieder da.“

196.

Katzen sind Hexen.

1. Ein Kaufmann in Wulften hatte eine Katze. Diese kam jeden Mittag, wenn er Fleisch aß, zu ihm und streckte die Pfote nach einem Stück aus; er gab ihr dann jedes Mal ein Bißchen. Eines Mittags war er gerade ärgerlich, und als nun die Katze wieder die Pfote nach dem Fleische ausstreckte, hieb er mit dem Messer darnach. Die Pfote fiel ab und es war ein Menschenfinger; zu gleicher Zeit aber stand seine Nachbarin, die bekannte Hexe Hobein, vor ihm, schrie vor Schmerz ganz jämmerlich und bat ihn, er möchte ihr doch den Finger wiedergeben. Er that dieß. Nun nahm die Hexe den Finger, blies einmal zu und der Finger saß wieder fest.

2. Ein Soldat, der auf Posten stand, wurde jede Nacht von einer Schaar Katzen umschwärmt und durch ihr Geschrei so in Angst und Schrecken gesetzt, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er klagte daher seine Noth einem alten Unterofficier. Dieser gab ihm den Rath, wenn er wieder von ihnen belästigt würde, tüchtig um sich zu hauen und wo möglich eine der Katzen zu verwunden; vor allen Dingen aber müsse er suchen ein abgehauenes Glied in seine Gewalt zu bekommen. Als nun die Katzen wieder heulend um ihn herumsprangen, hieb er tüchtig um sich, und schlug einer Katze eine Vorderpfote ab, die er sogleich beisteckte. Nachdem die Katze vergeblich versucht hatte ihm die Pfote wieder zu entreißen, entfloh sie endlich unter fürchterlichem Geheul. Der Soldat aber war nicht wenig erstaunt, als er am anderen Morgen eine Menschenhand hervorzog. Nun wurde nachgesucht, und man entdeckte ein altes Weib, dem die eine

Hand abgehauen war. So wurde sie als Hexe erkannt und dann bestraft.

3. In Edesheim ist eine Straße, die Kattenstrâle genannt, und daran wieder ein Haus, welches noch jetzt dat Kattenhûs heißt. In diesem Hause wohnte vor Zeiten ein einzelner Mann. Eines Abends wollte dieser sein Abendbrot kochen und hatte zu dem Ende einen Kessel mit Brei aufgesetzt. Mit einem Male kam eine Katze vor die Thür und gab durch ihr klägliches Winseln zu erkennen, daß sie gern herein wolle. Der Mann öffnete die Thür und sagte: „kum kättgen un warme dek!“ Bald darauf kam eine zweite Katze vor die Thür und dann eine dritte. Da sprach die zweite zu der dritten: „kum kättgen, warme dek, segt Hanjörgen âk vor mek.“ So kamen nach und nach acht Katzen in die Stube und setzten sich um den Ofen herum. Der Mann hatte sie alle eingelassen. — Als sie nun beisammen waren, sprach die eine Katze zu der anderen: „wenn de grâte kümt, sau wil wer an.“ Der Mann aber hörte das, nahm darauf den Löffel mit dem heißen Brei und schleuderte diesen den Katzen in die Augen; zugleich hieb er mit einem großen Messer unter sie und mehreren die Pfoten ab. Am anderen Tage waren viele Frauen im Dorfe krank; einigen waren die Hände oder Füße abgehauen, andere waren völlig blind.

4. In einem Dorfe hatte ein Bauer mit seiner Frau lange glücklich gelebt. Mit einem Male starb rasch hinter einander sein ganzes Vieh; kaufte er auch neues wieder und fütterte er dasselbe auch noch so gut, es half ihm nichts, es starb dennoch bald. So wurde er nach und nach arm und hatte zuletzt nur noch sehr wenig. Da kam eines Tages ein armer Mann zu ihm und sprach ihn um ein Almosen an. „Ich habe selbst nicht viel mehr“, sagte der Mann, „ich weiß nicht, wie es zugegangen ist.“ Und nun erzählte er dem Bettler alles und nahm ihn in Rath. „Ihr müßt mir erlauben“, erwiederte darauf der Bettler, „daß ich mich dreimal hinter einander Nachts in eueren Pferdestall lege, dann will ich euch helfen.“ Man erlaubte das gern. In der Nacht kamen außerordentlich viele Katzen zwischen die Pferde und quälten dieselben auf die schändlichste Weise. Er sah das zwei Nächte ruhig an und ließ sie gewähren. In der dritten Nacht aber nahm er einen Knittel und schlug mit aller Kraft dazwischen; auch gelang es ihm der einen Katze mit einem Beile,

welches er gefaßt hatte, eine Pfote abzuhauen. Die Katze schrie jämmerlich, und alsbald waren alle verschwunden. Er hob die Pfote auf und es fand sich, daß es eine Menschenhand war. Am anderen Morgen erzählte der Mann dem Bauern alles, was in der Nacht vorgefallen war, und zeigte die Hand vor, welche ganz schwarz war. Er fügte dann den Rath hinzu, er solle jetzt das ganze Haus zuschließen und alle Löcher sorgfältig verstopfen. Es werde dann seine alte Nachbarin vor das Haus kommen, laut schreien und ihn bitten, das Haus aufzuschließen, sie wolle dies oder das borgen; er solle das aber nicht thun. Er wolle die Hand in einen Kessel thun und sie darin kochen; wenn aber die Thür geöffnet würde, so würde das alte Weib ihre Hand schnell aus dem Kessel nehmen, und dann hülfe alles nichts. Wie der Bettler gesagt hatte, so geschah es auch. Die alte Frau kam vor die Thür und schrie jämmerlich, der Mann machte aber nicht auf. Der Bettler kochte unterdessen die Hand fortwährend und sagte dann zu ihm, nun möge er einmal in das Haus seines Nachbars gehn und sehen, was die Frau mache, — denn sie war, als ihr alles Schreien nichts half, endlich fortgegangen. Er that das auch und fand die Frau im Bette liegend und im Sterben. Der Bettler aber kochte immer zu, und wie er kochte, starb die Frau nach und nach. Nach ihrem Tode wurde der Leichnam auf den Rath der anderen Bauern auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

197.

Die schwere Gans.

Ein Nachtwächter in Hildesheim sah, als er eben bei der Andreaskirche die Zwölfe ausgebracht hatte, auf der Kirchhofsmauer eine große fette Gans sitzen. Da dachte er: „wenn du keinen Herrn hast, will ich dein Herr sein,“ nahm die Gans unter den Arm und trug sie nach seinem Hause. Unterweges wurde sie immer schwerer und schwerer, so daß er sie kaum bis zu seiner Wohnung schleppen konnte. Er rief nun seine Frau, welche mit ihm die schwere Gans in den Schweinestall brachte. Hierauf verriegelten sie die Thür und freuten sich nun beide auf den leckern Braten. Am andern Morgen stand der Nachtwächter ganz früh

auf, wetzte sein Messer und ging vor den Schweinestall um die Gans zu schlachten: aber er erschrak sehr, als er statt der Gans ein altes Weib darin fand, die ihn wie mit Katzenaugen grimmig ansah. „Warte, Du Dachhexe (dåkhexe)!“ rief der Nachtwächter, als er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, nahm eine Mistgabel und warf damit die Hexe über den Zaun. „Siehst du,“ sagte seine Frau, „unrecht Gut gedeihet nicht!“ „Das ist wahr,“ sagte der Mann, und hat nie wieder eine Gans von der Kirchhofsmauer mitgenommen. Wenn er aber Nachts dort eine sitzen sah, so schlug er ein Kreuz und machte, daß er fortkam.

198.

Der Werwolf.

Gewisse Leute können sich vermittelst eines umgelegten Gürtels, der aus der Haut eines Gehängten geschnitten ist und durch eine Schnalle mit sieben Zungen zusammen gehalten wird, in einen Wolf verwandeln. Ein solcher Wolf heißt Werwolf (bërwulf); er ist schwarz und von der Größe eines mittelmäßigen Kalbes. Schlägt man den Werwolf gerade dahin, wo die Schnalle sitzt, und diese springt auf, so steht der Werwolf als nackter Mensch da.

1. Auf der Erichsburg sollte eine Menge alter Sachen, die auf einer Kammer aufbewahrt wurden, von Amts wegen verkauft werden. Darunter befanden sich alte Jagdgewehre, die den Wilddieben abgenommen waren, aber auch mehrere Werwolfsgürtel. Des Amtmanns Bedienter sollte nun die Sachen, darunter die Gürtel, herunterholen. Zufällig kam er mit einem andern Manne darüber in ein Gespräch, ob es wirklich möglich wäre sich durch Umlegen eines solchen Gürtels in einen Werwolf zu verwandeln. „Das will ich bald wissen,“ spricht er, läuft hinauf und schnallt einen solchen Gürtel um. Alsbald ward er zum Wolf und lief als solcher nach Hunnesrück. Der Amtmann, dem das auf der Stelle gemeldet ward, setzte sich sogleich aufs Pferd und eilte ihm nach. Ueber Hunnesrück auf dem Bruche holte er ihn ein. Kaum hatte ihn der Wolf erblickt, als er auch schon das Pferd anfiel; der Amtmann aber, der ein gutes Schwert bei sich hatte, hieb zu und schlug den Wolf gerade über den Rücken.

Glücklicher Weise hatte er die Schnalle getroffen, so daß der Gürtel aufsprang. In demselben Augenblicke stand der Bediente wieder vor ihm.

2. Ein Mann in Großen-Schneen stand in dem Verdachte sich in einen Werwolf verwandeln zu können. Eines Abends begegnet dem Nachtwächter hinter der alten Schenke in einer schmalen Gasse ein Werwolf. Der Nachtwächter hält ihn Anfangs für einen Hund und will ihn fortjagen; darauf kommt aber der Werwolf auf ihn zu und faßt ihn an. Indem er sich nun so mit diesem herumbalgt, fällt ihm ein, was er in seiner Lage zu thun habe. Er bemüht sich also dem Werwolfe mit seinem Stocke unter den Leib zu schlagen, da wo diesem die Schnalle am Gürtel sitzt. Es gelingt ihm auch die Schnalle aufzuschlagen und sogleich steht statt des Werwolfes jener Mann nackt vor ihm. Am anderen Tage war der Mann, der sich in einen Werwolf verwandelt hatte, todt.

3. Ein Mann in Edemissen hatte einem anderen Bauern geholfen ǒwet zu dreschen. Als er am Abend weggeht, nimmt er seinen Tagelohn, ein Bund ǒwetstrǒ, mit. Unterwegs begegnet ihm ein Mädchen mit dem Spinnrade; diese erkennt in ihm einen Werwolf und läuft weg, wobei sie mit dem Spinnrade fällt und dieses zerbricht. Doch soll sie sich geirrt haben, indem es sich herausstellte, daß nicht dieser Mann, sondern eine Frau aus dem Dorfe der Werwolf war.

4. Einst war ein Mann von Erichsburg nach Lüthorst gegangen, um hier eine Spinnstube zu besuchen. Indem er eben über eine Hecke steigt und schon mit dem einen Fuße hinübergetreten ist, springt plötzlich ein großer Werwolf hervor und reißt ihm unter dem anderen Fuße vom Stiefel den Absatz weg.

5. In Lauenberg wohnte ein starker Mann, Namens Bowe. Derselbe ging einst mit der Axt durch den Burghals nach dem Stapelberge um dort Holz zu fällen. Da kommt ein Werwolf auf ihn zu und will ihn zerreißen; er aber faßt ihn mit der linken Hand vor die Brust und schlägt ihn mit der rechten mit der Axt vor den Kopf, so daß er gleich todt hinstürzte. Dann zieht er ihm das Fell ab.

6. Eine halbe Stunde von Hildesheim liegt das Dorf Ochtersum; da war es vor der westphälischen Zeit nicht richtig. Die Hildesheimer Bürger, welche oft noch spät mit einer Ladung Holz

auf dem Schiebkarren aus dem Wole (dem Hildesheimer Walde) kamen, hielten sich dicht zusammen, wenn sie unten am Steinberge vor dem Dorfe waren; denn da war schon manchem etwas begegnet. Einmal kam auch ein Bürger bei Nacht aus dem Wole, der war sehr vermessen und fuhr mit seinem Schiebkarren allen andern „Holzgängern“ voraus. Seine Frau aber, die einen rothen, wollenen Rock an hatte, war ihm entgegengegangen um ihm zu helfen: sie spannte sich vor den Schiebkarren und zog wacker, so daß ihr Mann nicht so schwer zu schieben hatte. Als die beiden Eheleute nun dicht bei Ochtersum waren, da wo die alten Weiden an dem Bache stehen, sprang auf einmal ein abscheuliches Gethier hinter einer Weide hervor und packte die Frau in ihren rothen Rock. Jesus, Maria und Joseph! schrie die Frau. Da ließ das Gethier die Frau los und wollte den Mann anfallen; dieser aber nahm sein Beil aus dem Gürtel und hieb dem Gethier in die Vorderpfote. Da lief das Unding laut heulend davon; die erschrockenen Eheleute aber konnten deutlich sehen, wie es ins Dorf humpelte. Im Dorfe fingen nun die Hunde so an zu bellen und zu heulen, daß man seit Menschengedenken nicht einen solchen Lärm gehört hatte. Den andern Tag ging der Hildesheimer Bürger zu einem Kapuziner, der mehr als Brot essen konnte, und erzählte, wie es ihm und seiner Frau gestern vor Ochtersum ergangen sei. Da nahm dieser den Mann mit nach dem Dorfe und ging mit ihm in den Krug. Der Kapuziner fragte die Krügerin, wie es mit der Gesundheit stände und ob alles munter im Dorfe sei. — Da sagte sie: „es ist so weit alles munter, aber meinem Manne ist vorige Nacht eine Sense in den Arm gefallen, deshalb liegt er oben im Bette.“ — „Nun, da müssen wir doch einmal sehen, was er macht,“ sagte der Kapuziner und ging mit dem Hildesheimer Bürger auf die Kammer, wo der kranke Wirth lag. Der wollte aber seinen Arm nicht zeigen, wurde bitterböse und wies den beiden Leuten in seiner Wuth die Zähne. — „Siehst du, da haben wir den Spitzbuben!“ rief jetzt der Bürger, „da sitzt dem Bösewicht noch die rothe Wolle, die er meiner Frau aus dem Rocke gerissen hat, zwischen den Zähnen!“ — Nun wuste man, daß der Krüger ein Werwolf war und schlug ihn todt.

7. Im siebenjährigen Kriege war in dem Dorfe Iber eine Schutzwache von sieben Mann. Diese lagen in einem Bauer-

hause im Quartiere und schliefen auf einer Streu, welche in der Stube bereitet war. In derselben Stube stand auch das Bett, worin der Bauer mit seiner Frau schlief, und davor eine Wiege mit einem kleinen Kinde. In der Nacht bemerkte die Frau, wie einer von den Soldaten sich von der Streu erhob, einen Gürtel umlegte und so sich in einen großen Wolf verwandelte. Als solcher kam er an die Wiege und wollte das Kind packen, um es aufzufressen; doch ehe er das thun konnte, hatte die Frau schon ihr Kind gefaßt, es über ihren Mann hingereicht und an die Wand gelegt, wo es in Sicherheit war. Darauf schlich der Werwolf wieder zu der Streu, that den Gürtel ab und legte sich nieder. Als einige Tage darauf die Schutzwache abzog, kam der Soldat, welcher ein Werwolf war, und bat die Frau um etwas auf den Weg. Sie gab ihm, in der Erinnerung an jene Nacht, sehr reichlich.

8. Mehrere Mäher, unter denen auch ein Lüthorster war, mähten Nachts vor Amelsen eine Wiese. Als sie damit fertig waren (as se se âwe hebbet), legten sie sich nieder, um zu ruhen, und bald schienen alle zu schlafen. Es weidete aber nicht weit von ihnen eine Stute mit ihrem Füllen; auf dieses hatte es der Lüthorster, der ein Werwolf war, abgesehen. Leise erhob er sich also, verwandelte sich vermittelst eines umgelegten Riemens in einen Wolf, stürzte als solcher auf das Füllen los, zerriß es und fraß es auf. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen und legte sich zu den anderen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Diese hatten aber nur so gethan, als ob sie schliefen, und alles mit angesehen. Als sie später mit einander nach Hause gingen, klagte der Lüthorster fortwährend über Leibweh. Als er sich nun von den übrigen trennte, sprachen diese, er solle das Füllen aus dem Leibe gelassen haben, so hätte er jetzt kein Leibweh. „Das hättet ihr mir eher sagen sollen, dann wollte ich euch etwas erzählt haben“ entgegnete grimmig der Lüthorster.

199.

Das Schlangenei.

In der Mittagsstunde läßt sich an sonnigen Plätzen die sog. Schlangenkönigin sehen. Es ist dieß eine Schlange mit einer

goldenen Krone auf dem Haupte, die über dem Schlangenei liegt, welches sie mit funkelnden Augen bewacht. Wo sie gesehen wird, da findet sich ein Schatz, dieser kann aber erst dann gehoben werden, wenn die Schlange zuvor bewältigt ist, was nur mit großer Mühe geschehen kann.

200.

Die Schlangenkrone.

Eines Tages traf ein Mädchen in dem Walde eine snâke an, die eine goldene Krone auf dem Kopfe hatte. Da sie nun wuste, daß die snâken, wenn man ein goldenes Tuch vor ihnen hinlegt, die Krone sogleich darauf legen, so nahm sie ihr rothes Tuch ab und breitete es vor dem Thiere aus. Sobald die snâke das sah, legte sie augenblicklich ihre Krone auf das Tuch und „spielte vor Freude herum.“ Das Mädchen ergriff rasch die Krone und lief damit weg; sie war aber noch nicht weit gekommen, als schon die snâke hinter ihr her kam. Bald hatte das Ungeheuer das Mädchen eingeholt und zerriß es.

201.

Die Snâke.

Eine Frau, deren Mann schon lange todt war, hatte eine einzige Tochter. Anfangs war das Kind gesund und stark, so daß die Mutter ihre Freude daran hatte. Die Frau ging aber öfters aus und setzte dann jedesmal dem Mädchen zwei Schalen mit Milch hin, in welche sie Brot gebrockt hatte. Kam sie wieder nach Hause zurück, so fand sie zwar jedes Mal die Milch und das Brot ausgegessen, aber anstatt daß nun das Mädchen hätte immer stärker werden müssen, fing dieses mit einem Male an abzumagern und wurde zuletzt leichenblaß. Die Mutter konnte sich das gar nicht erklären. Eines Tages setzte sie nun dem Mädchen wieder zwei Schalen voll Milch hin und that, als ob sie fortginge; statt aber, wie sonst, fortzugehn, blieb sie draußen stehn und schaute durch das Fenster. Da sah sie bald, wie sich die Kammerthür öffnete und eine ungeheuere snâke hereinkam und

die Milch ausfraß. Kaum hatte sie das gesehen, so eilte sie in die Stube, allein das Thier war schon wieder verschwunden. Von dieser Zeit an ließ die Mutter ihr Kind nie mehr allein, und es dauerte nicht lange, so war das Mädchen wieder zu Kräften gekommen.

202.

Die Unken.

Die Unken flechten den Pferden Nachts, wenn sie schlafen, die Mähnen in ordentliche Flechten, die kein Mensch wieder entwirren kann. Nur guten Pferden machen sie Flechten, an schlechte kommen sie niemals. Man darf nicht versuchen die Flechten wieder los zu machen, sonst stechen die Unken den Pferden die Augen aus.

203.

Die gespenstische Glucke.

Auf einem Anger zwischen Andershausen und Kuventhal läuft Nachts zwischen 11 und 12 Uhr eine Glucke mit einem Haufen glühender Küchlein umher. Man hält sie für verwünschte Menschen.

204.

Geist in Gestalt eines Hundes.

1. Bei Oldendorf geht Nachts an der Ilme ein großer schwarzer Hund, mit glühenden Augen, so groß wie ein Becken. Das Volk nennt ihn den Fischhund. Das ist ein Fischmeister gewesen, welcher sich, als sein Ende herankam, wünschte nach seinem Tode ewig fischen zu können. Einst wollte ein Mann aus Oldendorf Nachts nach Holtensen gehn, um dort seine Braut zu besuchen. Auf dem Kirchwege begegnet ihm der Fischhund. Er schlägt mit seinem Stocke nach ihm, da stellt sich dieser auf die Hinterbeine, richtet sich hoch empor und gibt ihm eine so ge-

waltige Ohrfeige, daß er ohnmächtig zu Boden stürzt. Der Mann wurde von dem Schreck erst krank und zuletzt wahnsinnig (wirre).

2. Ein Oberjägermeister Namens Molk soll die Sülbecker Saline gebaut haben. In der Amtswohnung des Oberinspectors hängt sein Bild auf der Hausflur. Nähme man das Bild von da weg, so würde er spuken; so lange dieses aber da hängt, spukt statt seiner ein schwarzer Hund, so groß wie ein Rind. Dieser geht Abends am Salzgraben hinauf. Einst begegneten ihm junge Burschen aus Sülbeck; in der Meinung, daß es ein gewöhnlicher Hund sei, warfen sie nach ihm mit Steinen. Da streckte aber der Hund seine große glühende Zunge aus, und die feurigen Augen wurden immer größer. Jetzt ergriff Furcht und Entsetzen die Burschen und sie flüchteten Hals über Kopf in ein nahes Haus, dessen Thür sie schnell hinter sich verschlossen. Kaum hatten sie das gethan, so war auch schon der Hund vor der Thür und brüllte wie ein Löwe.

Ein noch lebender Tischler aus Sülbeck, der mit einigen anderen Nachts ausgegangen war Obst zu stehlen, kam gerade mit seiner Beute daher, als er vor sich in dem Zaune den Hund sieht, wie er mit dem Vorderpfoten auf dem Steige liegt. Da der Mann darüber muste, so spricht er zu dem Hunde: „Satan, willst du davon!“ und schlägt zugleich nach ihm, trifft ihn aber nicht, sondern s c h l ä g t i n d e n W i n d. In demselben Augenblicke aber erhält er selbst eine so derbe Ohrfeige, daß er auf der anderen Seite des Salzgrabens liegt und eine halbe Stunde wie todt ist. Die anderen, worunter ein Bader war, bringen ihn endlich wieder auf und führen ihn nach Hause.

3. In Bilshausen war ein Knopfmacher gestorben, der im Leben ein böser Mensch gewesen war. Nach seinem Tode lag vier Wochen lang zwischen elf und zwölf Uhr ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen und glühender Zunge vor der Hausthür und erschreckte die Vorübergehenden durch seinen Anblick. Erst als der Pfarrer das ganze Haus geweiht und besprochen hatte, war der Hund verschwunden.

205.

Prinzessin in einen Esel verwandelt.

Auf der Rischwiese bei Wellersen hat früher ein Schloß ge-

standen. In diesem lebte eine Prinzessin von wunderbarer Schönheit. Ein böser Geist, der zugleich ein Zauberer war, verliebte sich in sie und hielt um ihre Hand an, doch sie wies seine Bewerbung zurück. Hierüber erbost mischte er ihr einen Trank und verwandelte sie dadurch in einen Esel, das Schloß aber verwünschte er und ließ es da versinken, wo jetzt die Wiese ist. Auf dieser geht der Esel noch alle Nacht um. Wer die Prinzessin erlösen will, muß drei Nächte hinter einander auf dem Esel reiten, was ihm sehr erschwert wird und wozu die gröste Standhaftigkeit erforderlich ist. Uebrigens kann es nur einmal im Jahre geschehen, und zwar im Herbste. Einst ging ein Bauer Nachts über die Wiese, da kam der Esel daher und fragte ihn, ob er ihn erlösen wolle. Der Bauer erklärte sich dazu bereit. Nun sagte ihm der Esel, er müsse drei Nächte hinter einander auf ihm reiten, dabei dürfe er aber kein Wort sprechen, es möchte geschehen was da wolle. Als nun der Bauer in der ersten Nacht den Esel bestiegen hatte, kam eine Menge kleiner Teufel hinter ihm her, neckten ihn auf jede Weise und schlugen den Esel. In der zweiten Nacht kamen schon größere Teufel, die schlugen und zwickten ihn; doch er blieb ruhig auf dem Esel sitzen. In der dritten Nacht war die ganze Wiese mit Teufeln und Hunden angefüllt; die einen stachen, die anderen bissen ihn. Als sie gar nicht fort wollten, drehte er sich zu ihnen um und sprach: „wollt Ihr wohl nach Hause!“ Kaum hatte der Bauer das Wort gesprochen, so waren Teufel und Hunde verschwunden und er selbst befand sich wieder auf derselben Stelle, wo er dem Esel zuerst begegnet war. Dieser sprach zu ihm: „du hast meine Erlösung schlecht vollbracht; nun muß ich hier noch manches Jahr wandeln, bis ein anderer kommt, der seine Sache besser macht, als du.“

206.

Das erlöste Reh.

Ein Jägerbursche aus Mackensen war nach dem Zwickenbusche bei Sievershausen auf die Jagd gegangen. Hier erblickte er ein Reh und schoß darnach; dieses machte einen Sprung in die Luft und fraß dann ruhig weiter. Er ladet von neuem und schießt, glaubt auch jetzt getroffen zu haben, aber das Reh

springt in die Höhe und fängt dann wieder an zu fressen. Dasselbe geschieht, als er zum dritten Male schießt. Weil er sonst ein guter Schütze ist, so geräth er jetzt in Furcht und geht nach Hause. Hier erzählte er den Vorfall einem anderen Jägerburschen. Dieser sagte, ihm wäre schon dasselbe begegnet und es würde dieses Reh wohl ein verwandelter Mensch sein; er möchte deshalb das nächste Mal mit der Kugel drei Brotkrumen einladen, dann werde der Schuß jedenfalls tödten. Bald nachher steht wieder dasselbe Reh vor ihm; erst schießt er darnach wie gewöhnlich, aber das Reh springt in die Höhe und fängt dann wieder an zu fressen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Darauf ladet er so, wie ihm gerathen ist und schießt zum zweiten Male; als er den Schuß gethan hat, stößt das Thier einen Schrei aus wie ein Mensch und spricht: „nun bin ich erlöst.“

Nach einer anderen Erzählung stand, nachdem der Jäger den zweiten Schuß gethan hatte, anstatt des Rehes einer seiner Cameraden da, von dem man glaubte, daß er sich in das Thier verwandelt habe.

207.

Die drei Rehe.

Aus dem Walde, an dessen Ende die Trümmer der Bramburg hart an der Weser liegen, sahen schon viele um Mitternacht drei herrliche Rehe heraus kommen, dem Strome zuschreiten, eins nach dem andern in die Fluthen tauchen und schnurgerade durchschwimmen. Dann verschwanden sie dem folgenden Auge in der Richtung nach der Sababurg. — Einst hatte ein Forstgehülfe aus einem benachbarten Orte sich vorgenommen, wo möglich, eins von den drei Rehen zu erlegen. Er begab sich also in der Nacht in die Nähe der Bramburg, wo auch die Rehe zur gewohnten Zeit erschienen. Aber in dem Augenblicke, wo er schießen wollte, stand der Hahn der Flinte unbeweglich fest, er konnte den Finger nicht krümmen und versank in eine Art Betäubung. Er sah noch die Rehe dicht bei sich vorbei kommen und es war ihm, als ob ihre Gestalten in einen lichten Dunst über ihnen verschwämmen und als ob dieser drei Fräulein von wunderbarer Schönheit einhüllte, in deren Anblick er sich ganz verlor. Am andern Mittage

fand man ihn nahe bei der alten Burg an eine Eiche gelehnt, das Gewehr im Anschlage, unbeweglich und wie von einem Starrkrampfe befallen. Erst nach langem Rufen und Rütteln erwachte er wie aus einem Schlafe. — Später hat er nie wieder Lust gezeigt nach den drei Rehen zu schießen und diese gehn nach wie vor ihres Weges nach der Sababurg.

208.

Der dreibeinige Hase.

1. Als einst die Armee bei Luxemburg stand, war ein Soldat auf dem Posten eingeschlafen. Er wurde schlafend gefunden und zum Spießruthenlaufen verurtheilt. Die Strafe ward an ihm vollzogen und er dabei so geschlagen, daß er bald nachher starb. Ein Korporal, der sich dabei besonders unmenschlich bewiesen hatte, erhielt späterhin seinen verdienten Lohn und starb auf eine schmähliche Weise. Der Soldat aber ist nach seinem Tode in einen dreibeinigen Hasen verwandelt und geht als solcher Nachts ruhelos umher von einem Posten zum andern, und wo er einen Soldaten auf dem Posten eingeschlafen findet, den schlägt er mit seinen Pfoten, so daß er aufwacht. Auf diese Weise wendet er von den Soldaten die grausame Strafe ab, die er selbst erlitten hatte.

2. Einst trieb der Kuhhirt aus Vogelbeck seine Kühe an einen Platz nahe bei der Vogelsburg, wohin er sie nicht treiben durfte. Doch da er das schon mehrmals gethan hatte, ohne von dem Förster dabei ertappt zu werden, so war er dreist geworden und glaubte es wieder wagen zu dürfen. Er hatte sich auf den Boden gesetzt, als plötzlich ein dreibeiniger Hase daher kam, sich dicht vor ihm hinsetzte und die Vorderpfoten in die Höhe hob, als wenn er ihn schlagen wollte. Bei diesem Anblick hetzte der Hirt seinen Hund auf den Hasen, doch dieser rührte und regte sich nicht, obgleich er sonst gern auf Hasen Jagd machte und schon mehrmals einen gefangen hatte. Jetzt sprang der Hirt selbst auf und jagte den Hasen mit dem Stocke fort. Nach einer kleinen Weile erschien aber der Förster und ertappte den Hirten an der verbotenen Stelle. Der dreibeinige Hase hatte ihn vor dem Förster warnen wollen.

3. Vor den Goschenthore in Hildesheim lag vor alten Zei-

ten ein Dorf, das hieß Hohensen. Dieß Dorf ist „untergegangen,“ doch nennt man noch heute die Gegend, wo es gestanden hat, Hohensen und viele Leute haben dort ihre Gemüsegärten. Wenn am Sonntag des Morgens Alles so recht still ist, hört der Schweinehirt oft noch die Kirchenglocken tief unten in der Erde läuten, auch will er darauf schwören, daß er einmal die Orgel hörte, als er das Ohr auf die Erde gelegt hatte. — So viel ist gewis, in Hohensen ist's nicht richtig, und jeder der dort ein Kampstück hat, kann am andern Morgen die Spuren von dem Dreibein eingedrückt sehen. Einige sagen das Dreibein sei ein dreibeiniger Esel, der gehe zwischen zwölf und eins in Hohensen und dann in die Stadt bis in die kleine Gasse an der St. Annenkirche im Poggenhagen. Das Dreibein ist aber kein Esel, sondern ein dreibeiniger Hase; man muß sich nur überzeugen und die Spuren genau ansehen, Doch mag uns der liebe Gott davor bewahren, daß wir den Hasen selbst sehen, denn es ist dem noch nie gut gegangen, dem das Dreibein begegnet ist. Wer deshalb des Nachts in Hohensen nichts zu thun hat, bleibe da weg.

209.

Die schwarze Katze.

1. Hinter Salzderhelden, nach Sülbeck zu, liegt eine Wiese, welche der Kâk genannt wird. Einst ging ein Schlächter in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr mit seinem Hunde von Sülbeck nach Salzderhelden zurück. Da sah er plötzlich im Kak ein großes Thier umherlaufen und dann auf ihn zukommen. Nun erkannte er, daß es eine große schwarze Katze mit tellergroßen Augen war, und hetzte den Hund darauf. Dieser sprang auf das Thier los, lief aber bald mit furchtbarem Geheul zu seinem Herrn zurück. Die Katze kam darauf immer näher und sprang dem Schlächter zuletzt auf den Rücken. Dabei legte sich ihm ein Nebel vor die Augen, so daß er den Weg nicht mehr erkennen kann. So muste er die ganze Nacht hindurch die Katze im Kak umhertragen; erst als der Tag graute, sprang sie wieder ab und verschwand. Ganz ermattet kam der Schlächter nach Hause zurück.

2. Vor Edemissen befanden sich früher zwei Hecken, welche „der Katzenbusch“ genannt wurden. Aus diesem kam allnächtlich

eine schwarze Katze hervor und begleitete die vorübergehenden Menschen bis zum Kruge. Man glaubt, daß die Katze erwartete angeredet zu werden; aber niemals ist einer der vielen, die sie gesehen haben, so dreist gewesen.

210.

Slepetêwe.

1. Meines Vaters Großvater, ein Hausschlächter, war dem Trunke sehr ergeben und mishandelte, wenn er berauscht war, seine Frau auf das grausamste. Als er sie einst wieder mishandelt hatte, rief sie in ihrer Noth zu Gott, er möchte doch ihren Mann vom Trinken abbringen. Bald darauf — es war kurz vor Weihnachten — war der Mann nach Portenhagen gegangen, um zu schlachten. Als er zur Nachtzeit, wie gewöhnlich, betrunken nach Hause ging und über den Hainberg kam, lag plötzlich ein großer schwarzer Hund auf dem Wege. Bei diesem Anblick wurde der Mann etwas betroffen, sagte aber doch vor sich hin: „vor mir sollst du wohl liegen," und ging um den Hund herum. Er mochte etwa zwanzig Schritte weiter gegangen sein, da lag derselbe Hund wieder vor ihm auf dem Wege; abermals ging er um ihn herum. Als er noch eine kleine Strecke gegangen war, lag das Ungethüm wieder vor ihm, und nun schritt er darüber hin. Kaum hatte er das gethan, so saß ihm auch etwas, er wuste selbst nicht was, auf dem Nacken und drückte ihn durch seine Schwere fast zu Boden. So muste er das Ding tragen, bis er vor die kleine Brücke auf der Vogtwiese kam; hier sprang es ab. Als er zu Hause ankam, war er wie aus dem Wasser gezogen, obgleich es so kalt war, „daß die Rinde an den Bäumen knackte." Er wurde krank und blieb drei Tage sprachlos, betrank sich aber von der Zeit an niemals wieder und mishandelte auch seine Frau nicht mehr.

2. In Kreiensen begegnete in der Nacht einem jungen Burschen, der mit mehreren Mädchen aus der Spinnstube zurückkam, im Dorfe der slepetêwe und ging immer neben ihm her. Dieß verdroß ihn endlich und er schlug nach dem Hunde, der sehr groß und ganz schwarz war, mit seinem Stocke. Da ward der Hund wüthend und verfolgte den Burschen mit seinen großen glühenden

Augen unablässig. Dieser ward bange und kletterte, weil er sich vor dem Hunde nicht anders retten konnte, eine Leiter, die an einen Stall gelehnt war, hinauf und setzte sich aufs Dach. Indem schlug es Eins, da hörte er den Hund vernehmlich die Worte sprechen: „sloig et jetzund nich eine, sau brök ek dek hals un beine.“ Damit verschwand er.

3. Ein Maurergesell, der sich in Immensen verspätet hatte und bei Nacht von da nach Salzderhelden zurückkehrte, traf, als die Glocke eben zwölf schlug, mitten im Brôke, einer sumpfigen Wiese, einen großen schwarzen Hund mit großen feurigen Augen an, der auf den Hinterbeinen saß und ihn unverwandt ansah. So wie der Mann um den Hund herumgeht, dreht sich auch dieser im Sitzen immer mit herum, so daß er ihn stets im Gesichte behält. Der Gesell ist aber ganz still und spricht kein Wort, macht auch keine Miene nach dem Hunde zu schlagen, und so thut ihm der Hund auch nichts. Als er nun von der Stelle schon weit weg ist, hört er es ein Uhr schlagen. Da fällt ihm ein, daß er etwas vergessen habe, geht also zurück, aber der Hund ist spurlos verschwunden.

4. Am Wege zwischen Dassensen und Wellersen liegt ein Hügel, worauf sich ein umzäunter Garten befindet. Hier geht Nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein schwarzer Hund. Einst ging ein Mann des Weges, da fühlt er auf einmal, wie ihm etwas auf den Rücken springt, was wie eine große Last auf ihn drückt, so daß er unter der Bürde keicht und ihm der Angstschweiß hervorbricht. Erst vor dem Kreuzwege vor Wellersen springt das unsichtbare Ding wieder ab, und der Mann sinkt erschöpft nieder.— Der Vater dieses Mannes ging einst auf demselben Wege in Gesellschaft eines andern Mannes nach Wellersen. Bei dem bezeichneten Garten sieht er den schwarzen Hund vor sich dahin gehn, während sein Gefährte nichts sieht; — denn nicht jedem ist die Gabe gegeben gespenstische Wesen zu sehen. Als dieser aber über die linke Schulter des andern sieht, da erblickt er auch den schwarzen Hund.

211.

Der Klimperhund.

In dem Dorfe Löwenhagen und der Umgegend behaupten

viele den sogenannten Klimperhund gesehen zu haben. Man hört erst die Glocke, welche er am Halse trägt, aus der Ferne; dann kommt der Hund näher, läuft dicht bei dem Menschen vorbei und nach einem Hügel in der Gegend, wo er sich hinsetzt, eine Weile kläglich heult, darauf in einer andern Richtung fortläuft und endlich verschwindet. Er erscheint denen am ersten, die ihn am meisten fürchten, ist aber nicht bösartig.

Ein wohlhabender Bauer in Löwenhagen hatte ein Kalb aufgezogen. Einst sah er in der Abenddämmerung dasselbe zu seinem Erstaunen auf dem Hofe umhergehn. Er rief seine Leute herbei, und diese machten Anstalt das Kalb wieder in den Stall zu bringen. Aber wie erstaunten sie, als sie plötzlich den Ton des Glöckchens vernahmen! — es war der Klimperhund.

Drei Männer machten auf einer Wiese Heu. Gegen Abend hatten sie dasselbe zu Schobern gehäuft, weil sie fürchteten, es möchte über Nacht ein Gewitter kommen. Zufällig unterhielten sie sich über den Klimperhund, als sie auf einmal in der Ferne das bekannte Glöckchen vernahmen. Um sich vor dem Hunde zu schützen, verbargen sie sich in den Heuhaufen. Der Hund kam heran, ging zu jedem der Heuhaufen, sah den Mann, der sich darin verborgen hatte, mit großen Augen an, lief aber darauf zu seinem Hügel, wo er verschwand.

Eine Frau hatte Kohl vom Felde geholt. Als sie eben mit ihrer Tracht über einen Steg schreiten wollte, kam der Klimperhund an, lief „durch sie" hin, ohne sie jedoch zu berühren oder ihr ein Leid zu thun.

212.

Der schwarze Hund.

1. Auf dem Wege von Kuventhal nach dem Kuventhaler Thurme befindet sich eine Brücke. Auf dieser Brücke steht zur Nachtzeit ein schwarzer Hund mit einer weißen Bläſſe. Wer hinübergeht und das Gesicht nicht abwendet, so daß ihm der Hund ins Auge sieht, der muß in einem Jahre sterben.

2. Menschen, die Mittags zwischen 11 und 12 Uhr geboren sind, sehen, wenn sie Nachts den Weg von Dassensen nach Wellersen gehn, einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen

neben sich herlaufen. Zugleich hören sie das Rollen eines mit Ochsen bespannten Wagens ganz deutlich, können ihn jedoch nicht sehen.

213.

Der weiße Hund.

Ein Mann, dessen Mutter so schwer krank war, daß er ihr baldiges Ende erwarten muste, hörte in der Nacht — es mochte 12 Uhr sein — im Hofe ein starkes Geräusch, wie wenn Pferde mit einem Wagen wild umherrennen. Er ging also hinaus, um zu sehen, was da wäre, sah jedoch nichts. Als aber das Geräusch vorbei war, sah er eine weiße Gestalt, wie einen weißen Hund von mittlerer Größe, vor dem Fenster hin und her laufen und wimmern. Er lockte ihn, doch der Hund hörte nicht darauf; dann wollte er ihn schlagen, traf aber nicht. Als er wieder ins Haus gegangen war, fand er seine Mutter todt.

214.

Andere Gespensterthiere.

1 Auf dem Waseberge zwischen Hollenstedt und Stöckheim geht ein Bär mit großen Tatzen um; an seinem plumpen Auftreten kann man ihn erkennen. Das Volk nennt ihn Tolpatsch und er ist schon von vielen gesehen.

2. Auf dem Voldagschen Anger, im sog. Sunnensike, geht Nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein Ochse, der eine lange feurige Zunge ausstreckt.

3. Auf der Brücke bei dem kleinen Armenhause zwichsen Salzderhelden und Einbeck geht Nachts zwischen elf und ein Uhr ein Kalb von ungewöhnlicher Größe mit tellergroßen Augen um. — Auch auf dem Brackenberge bei Wulften geht Nachts ein großes schwarzes Kalb.

4. In Kreiensen geht Nachts ein weißes Schwein um. Leute, die es sahen und in ihren Stall locken wollten, wurden ihren Irrthum bald gewahr und ließen es draußen.

5. Ein Waldwächter aus Fredelsloh stand Nachts am

Saume des Waldes. Zwischen 11 und 12 Uhr hörte er im Walde ein Sausen in den Lüften, dazu Hundegebell und Pferdegetrappel. Das dauerte eine Weile, dann ward alles wieder still. Schon glaubte er nichts mehr befürchten zu dürfen, als auf einmal eine wilde Sau von nie gesehener Größe mit einem großen Eber daher kam. In seiner Angst kletterte er auf einen Baum; die wilden Schweine aber, welche ihn bemerkt hatten, kamen zu dem Baume und fingen an diesen umzuwühlen. Schon waren sie bis auf die Wurzel gekommen, da schlug es im Dorfe zwölf. Mit dem Glockenschlage waren die wilden Schweine verschwunden und der Mann konnte vom Baume wieder heruntersteigen.

6. An zwei verschiedenen Stellen der Lüthorster Feldmark haftet der Name de âle dîk. An dem einen alten Teiche geht Nachts ein Esel ohne Kopf um, an dem andern dagegen geht ein Esel mit Kopf, auf dem eine graue Gestalt sitzt. Neben einem Reiter, der Nachts des Weges kam, trabte der Esel mit der grauen Gestalt immer her: das Pferd wurde scheu und wollte nicht von der Stelle; nur mit Mühe und Noth und ganz erschöpft erreichte der Reiter das Wirthshaus des Dorfes.

215.

Das schwarze Roß.

Am Wege von Elvese nach Nörten geht Nachts ein kohlschwarzes Roß mit glühenden Augen und ganz grausig (grèsig) anzusehen. Aus der Ferne sieht man es immer wild um einen Baum herumlaufen. Man darf sich ihm nicht nähern, thut man dieß doch, so läßt es den Menschen erst ruhig an sich vorbeigehen, dann aber springt es von hinten auf ihn zu, packt ihn, setzt ihn auf seinen Rücken und erhebt sich mit ihm in die Lüfte.

216.

Der gespenstische Schimmel.

1. In Salzderhelden ist früher jeden Abend 9 Uhr ein weißer Schimmel vor das Wirthshaus gekommen und hat an das Fenster geklopft; dann hat sogleich ein jeder der Gäste nach Hause

gehn müssen. Sind nun die Leute vor der Thür des Wirthshauses gewesen, so hat sich der Schimmel vor sie hingestellt und wenn dann einer zu ihm gesagt hat: „Schimmel laß mich aufsitzen!“ so hat er ihn aufsitzen lassen und im Nu nach seinem Hause getragen. Es war aber im Orte ein Schuster, der hatte einen Gesellen. Diesem fiel es einmal ein den Schimmel zu necken. Er sprach auch zu ihm: „Schimmel, laß mich aufsitzen!“ als dieser sich aber hinstellte, um ihn aufsteigen zu lassen, lief er schnell nach Hause und legte sich ins Bett. Fortan kam der Schimmel jede Nacht vor des Schusters Hausthür, klopfte heftig daran und zerschlug die Fensterscheiben; ließ der Geselle sich Abends irgendwo sehen, so erhielt er von unsichtbaren Händen derbe Ohrfeigen. Da sagte endlich der Meister zu ihm: „wenn das so fortgeht, so kann ich dich nicht behalten; mach daß du fortkommst.“ Der Geselle ging nun fort und sagte beim Scheiden zu seinem Meister, wenn es ihm gut ginge, so wolle er es ihm schreiben, ginge es ihm nicht gut, so werde er nicht schreiben. Er hat aber nicht geschrieben und der Schimmel hat sich nie wieder sehen lassen.

2. Einst ist ein Geselle in Salzderhelden im Garten und schaut über eine alte Mauer, da sieht er dicht an der Mauer einen Becher und eine Kette auf der Erde liegen. Er steigt nun über die Mauer, nimmt den Becher und die Kette zu sich und geht damit zu Hause. Von dem Hause, worin er wohnte, war eine Kette quer über die Straße hin zu einem andern Hause gezogen, woran eine Laterne hing. Auf dieser Kette saß nun in der nächsten Nacht ein Schimmel und rief immer: „gieb mir meinen Becher wieder!“ Das wiederholte sich drei Nächte hinter einander. Der Meister, welcher es gehört hatte, sagte dem Gesellen, er möge doch dem Schimmel den Becher wieder geben; doch dieser sprach, er habe den Becher gefunden und so wolle er ihn auch behalten. In der vierten Nacht aber kam der Schimmel dem Gesellen vor das Bett und forderte seinen Becher zurück, und jetzt gab ihn der Geselle hin.

3. Ein Mann aus Amelsen kehrte Nachts von der Neuen Mühle nach seinem Dorfe zurück. Unterwegs kam ihm ein weißer Schimmel entgegen. Der Mann, welcher an seinem Mehle eine schwere Tracht hatte, dachte: „du kommst mir gerade recht, du sollst mir das Mehl tragen.“ Als nun der Schimmel ihm

ganz nahe gekommen war, nahm er seinen Packen und warf ihn dem Pferde auf den Rücken. Der Schimmel ging aber in zwei Theile aus einander und der Packen fiel durch ihn hindurch auf die Erde, so daß auf jeder Seite desselben ein halbes Pferd stand.

217.

Der Schimmelreiter.

1. Ein Reiter kam in der Nacht von Northeim und wollte noch nach Salzderhelden. Zwischen 12 und 1 Uhr befand er sich auf der Strecke zwischen Hohnstedt und Salzderhelden. Eben war er um den Ramberg gebogen, als er in der Ferne einen weißen Punct erblickte; wie er näher kam, sah er einen weißen Schimmel, worauf ein Reiter ohne Kopf saß. Indem er an dem Schimmel vorbeiritt, sprach der Mann ohne Kopf zu ihm die Worte: „jeder, der einen erschlagen hat und sich verspätend zu dieser Stunde hier vorbeikommt, der mag nur darauf rechnen, daß ich ihn hier nicht vorbei lasse.“ — Er deutete damit an, daß er einem solchen den Hals umdrehen werde. — Dann verfolgte der Mann ohne Kopf auf seinem weißen Schimmel den Reiter noch bis zu den Vogelbecker Pappeln, wo er verschwand.

2. Zwei Jungen, welche Brüder waren, gingen Nachts um elf Uhr von Avendshausen nach der Neuen Mühle (am Wege von Einbeck nach Markoldendorf), um daselbst zu mahlen. Unterwegs wandte sich der eine, der ein Sonntagskind war, plötzlich zu seinem Bruder und sprach, auf die Seite zeigend: „sieh da!“ Doch dieser sah nichts. Da ließ ihn das Sonntagskind über seine rechte Schulter sehen, und nun erblickte er einen weißen Mann ohne Kopf, der auf einem weißen Schimmel neben ihnen ritt. „Nun laß, jetzt sehe ich auch!“ sprach er darauf zu seinem Bruder. Dann begleitete der Mann ohne Kopf die beiden noch eine Weile, bis sie an ein dort fließendes Wässerchen kamen; über dieses ritt er hinüber und aufs Feld, wo er verschwand.

3. Bei Ahrenborn, eine halbe Stunde von Bernewahlshausen und nicht weit von dem Hessischen Dorfe Heisebeck, ist ein hoch gelegener Anger, daneben ein tiefer Graben und eine sumpfige Wiese. Auf dem Anger weideten die Pferde der Bauern; am

Morgen steckten sie regelmäßig im Sumpfe, aus dem sie nur mit Mühe wieder herausgebracht wurden. Die Bauern konnten das nicht begreifen und legten sich daher auf die Lauer. Da sahen sie um Mitternacht einen Reiter in strahlender Rüstung mit einem „Flammenschwerte“ in der Hand von einem benachbarten Hügel herab durch die Ebene, dann auf dem Graben hinaus und durch die Pferde hindurchsprengen, so daß diese scheu auf die Seite sprangen und in den Sumpf und in den Graben stürzten.

4. Ein alter Wachtmeister aus Stöckheim ritt bei Nacht am Salzgraben bei Sülbeck hinauf. Als er einmal zur Seite sah, ritt ein Mann ohne Kopf auf einem weißen Schimmel ihm zur Seite. Er fing an zu schimpfen, aber umsonst; der Mann ohne Kopf blieb immer neben ihm, bis sie über die „steinerne Brücke“ kommen. Da entstand ein furchtbarer Knall, und der gespenstische Reiter war verschwunden.

5. Ein aschgrauer Reiter reitet Nachts umher. Einst begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn zweimal hinter einander, wer er wäre; doch der Graue antwortete ihm nicht. Als er die Frage zum dritten Male that, antwortete jener: „laß die Todten ruhen.“

6. Ein alter Mann aus Kreiensen erzählte, wie er in seiner Jugend Nachts mit einem andern Jungen die Pferde gehütet und bei dieser Gelegenheit den gespenstischen Reiter gesehen habe. Schon von weitem hörten sie ihn herankommen und sahen, wie er durch busch un braken jagte. In vollem Jagen kam er an ihnen vorbei. Er trug einen Mantel und dreieckigen Hut, an seiner Seite hing ein gewaltiger Säbel.

218.

Der alte Major.

Der alte Major, früher Rittergutsbesitzer des Gutes zu Helmscherode, eine Viertelstunde von Gehrenrode, Großvater des jetzigen Besitzers, spukt fortwährend, namentlich des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, auf seinem Gute umher. Er bindet die Kühe los, besucht die Pferdeställe und wird oft plötzlich in der Gesindestube mit einem silbernen Stocke gesehen. Ferner reitet er Nachts auf einem großen Anger zwischen Gehrenrode und Helmscherode

auf einem großen, weißen Schimmel umher, indem er gewöhnlich seinen Kopf unter dem Arme trägt. Er verfolgt dann oft die nächtlichen Wandrer bis zu ihrer Wohnung, doch hat er noch Niemand etwas zu Leide gethan.

219.

Der Amtmann von Erichsburg.

Ein armer Hirt diente bei dem Amtmann von Erichsburg und hatte ihm schon lange seine Kühe treu gehütet. Einst aber geschah es dennoch, daß er eine der Kühe verlor, indem diese über einen Steinhaufen gesprungen und so umgekommen war. Als er am Abend nach Hause kam und der Amtmann den Verlust der Kuh erfuhr, ward dieser so wüthend, daß er ihm, so viel er auch seine Unschuld betheuerte und um Erbarmen flehte, seine einzige Kuh aus dem Stalle holen ließ und als Ersatz für die verloren gegangene hinnahm. Der arme Hirt verwünschte ihn deshalb, daß er bis ans Ende der Welt herumreiten und die Kuh suchen müsse. Als nun des Amtmanns letzte Stunde gekommen war, konnte er nicht eher sterben, als bis man ihn auf eine Kuhhaut gelegt hatte und auf dieser hinausschleifte. Nach seinem Tode reitet er nun Nachts auf einem weißen Schimmel auf dem Dreische bei Denkiehausen herum. Als eines Tages zwei Männer, welche als Tagelöhner gearbeitet hatten, spät am Abend mit einander nach Hause zurückgingen, sprach der eine, welcher aus Denkiehausen war, zu dem andern, wenn sie an den Dreisch kämen und er wolle den Amtmann sehen, so solle er auf seinen linken Fuß treten und ihm über die rechte Schulter sehen, — „denn nicht alle Menschen könnten so etwas sehen“. — Auf dem Dreisch that nun auch der andere, wie ihm der Denkiehäuser gesagt hatte. Da sah er den Amtmann auf seinem weißen Schimmel in vollem Jagen daher und auf sich zu kommen. Als der Amtmann dicht vor ihnen war, sagte der Denkiehäuser, der ein sehr beherzter Mann war und sich selbst vor dem Teufel nicht gefürchtet hätte, brr! und der Schimmel stand sogleich still. Dann gingen die beiden noch mit einander fort, bis ihre Wege sich trennten, da wandte sich der eine nach Denkiehausen, der andere lief aus Furcht vor dem Amtmann spornstreichs seinem Dorfe zu.

220.

Der Mann ohne Kopf.

1. Dem Pastor aus Sievershausen begegnete am Abend, als er von Dassel nach Sievershausen zurückkam, ein Mann ohne Kopf und ging immer neben ihm her. Endlich sprach der Pastor: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ „Und ich nicht,“ antwortete der Geist (dat spauk). Da sagte der Pastor: „so fahre du zum Teufel, und ich zu Gott.“ Sogleich war die Gestalt verschwunden. Am nächsten Sonntage predigte der Pastor über das, was ihm unterwegs begegnet war; dann ward er krank und war nach vier Wochen todt.

2. Bei Mark-Oldendorf ist ein Denkstein, worunter ein Mann begraben liegt, der seinem Nachbar Land abpflügt hatte, und dem dafür an derselben Stelle der Kopf abgepflügt ward. Als einst in der Nacht eine Kutsche hier vorbeifuhr, worin mehrere Leute saßen, — es hatte sich außerdem noch eine Frau hinten aufgesetzt — da sahen die im Wagen einen schwarzen Mann ohne Kopf hin und her gehn, die Frau aber, welche hinten aufsaß, hatte nichts gesehen.

3. In der Einbecker Feldmark steht an dem Wege, der von Einbeck nach Mark-Oldendorf führt, der Klapperthurm mit einem daneben gebauten Wirthshause. In der Nähe befinden sich Tackmanns Graben und eine einzelne Linde. Der Graben hat seinen Namen von einem Manne erhalten, der Tackmann hieß. Dieser hatte eine Egge aus dem Felde gestohlen, wofür ihm der Kopf abgeflügt wurde; unter der Linde liegt er begraben. An dieser Stelle geht er nun ohne Kopf um.

4. Auf dem Galgenberge bei Hardegsen steht ein schwarzer Pfahl, an dem kein Hirt die Schafe vorbei treiben kann, weil sie dort immer davon laufen. An diesem Orte zeigt sich ein Mann ohne Kopf in einem altfränkischen Soldatenmantel. Er geht auf jeden zu, der Nachts zwischen zwölf und ein Uhr dort vorbeikommt, muß aber innerhalb eines gewissen Kreises um den Pfahl bleiben. Leute, die ihn gesehen haben, haben auf einige Zeit die Sprache verloren.

5. Zwischen Wolbrandshausen und Bilshausen liegt eine Wiese, von der die Rede geht, daß es auf ihr nicht geheuer sei. Einst kam Nachts zwischen 11 und 12 Uhr des Weges ein Mann,

der nach Bilshausen wollte. Da er Scheu trug über die Wiese zu gehn, so wollte er gleich oben an der Wiese über den Bach springen, der an derselben hinunter fließt, und auf der andern Seite seinen Weg fortsetzen. Doch noch ehe er über den Bach springen konnte, stand „ein schwarzer Mann ohne Kopf" vor ihm. Der Bauer ward durch diese Erscheinung so „verblendet", daß er alles Bewustsein verlor und nicht wuste, wo er war und wohin er sollte. Da zog er seine Schuhe um, wodurch er sein Bewustsein wieder erhielt und seinen Weg fortsetzte.

221.

Der graue Mann.

1. In früherer Zeit, wo Sülbeck noch kein eigenes Backhaus hatte, pflegten die Leute von da nach Stöckheim zu gehn, um dort zu backen. Einst ging wieder am frühen Morgen, als es noch dämmerig war, eine Frau mit ihrem Knechte von Sülbeck nach Stöckheim, um daselbst zu backen. Als sie nun nicht mehr weit von der Leine waren, sahen sie einen grauen Mann (grîsen kërel) gerade auf sich zukommen. Derselbe hatte graue Haare, war weiß angezogen und dem Aussehen nach sehr alt. Da sprach der Knecht zu der Frau, wenn jener zu ihnen komme und nicht guten Morgen sage, dann wolle er ihn necken und ihn — es war gerade sehr kalt — fragen, ob ihm der Mund zugefroren wäre, und dergleichen mehr. Mittlerweile kam ihnen der graue Mann näher und war nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt. Da hörten sie mit einem Male ein gewaltiges Sausen und Brausen, und im Nu war die Gestalt an ihnen vorüber und in dem Winkel, welchen die Leine da bildet, spurlos verschwunden. In dem Augenblick aber, wo sie an den beiden vorüberging, vermochten diese kein Wort hervorzubringen, so groß war ihre Angst.

2. Etwa drei Viertelstunden von Sievershausen im Sollinge, an dem Wege, der nach Neuhaus führt, liegt der sog. grîse born. Dieser hat seinen Namen davon erhalten, daß der grîse kërel an ihm sitzt und fortwährend Kartoffeln schält; so wie er eine geschält hat, wirft er sie ins Wasser.

3. Zwischen dem Wolfesberge und dem Grubenhagen geht

ein grauer Mann mit einem weißen Packen unter dem Arme. Einige sagen er habe keinen Kopf. Ein Oekonom aus Dassensen war mit seinen Knechten nach dem Walde gefahren um Holz daher zu holen. Als sie auf dem Rückwege an den Graben zwischen dem Grubenhagen und dem Wolfesberge gekommen waren, hielt der vorderste Wagen plötzlich still. Von seinem Herrn aufgefordert weiter zu fahren, erklärte der Knecht zornig, er könne nicht, denn der graue Mann halte ihm die Pferde fest. Da sprangen mehrere Knechte von den Pferden und verjagten ihn, worauf die Wagen weiter fuhren. Der Oekonom hatte nichts wahrgenommen, aber von den Knechten hatten mehrere den grauen Mann gesehen.

4. In der Sellengrund bei Ahlshausen geht der grîse kërel. Einst fährt ein Bauer aus Ahlshausen mit leerem Wagen nach Rittierode. In der Sellengrund begegnet ihm der grîse kërel und geht dicht vor den Pferden hin, so daß diese nicht mehr von der Stelle gehn. Als nun der Bauer zu schelten anfängt, geht der graue Mann vor den Pferden weg, setzt sich aber hinten auf den Wagen. Die Pferde sind unvermögend den Wagen fortzuziehen und dieser muß still halten. Zwar peitscht der Bauer auf die Pferde, aber sie können den Wagen nicht fortziehen, so schwer ist er. Nun fängt der Bauer wieder an zu schimpfen und zu toben, worauf er von dem grauen Manne eine Ohrfeige erhält, daß er vom Pferde fällt. Dieser aber thut einen so gewaltigen Schritt, daß er dann über den Hainberg hinweg und verschwunden ist.

5. Auf der Weper bei Uessinghausen geht der graue Amtmann umher; bisweilen kommt er auch herüber in das Junkernholz, wo ihn eine Frau aus Uessinghausen sogar um Mitag gesehen hat. Er hat einen Hut auf dem Kopfe und ist mit einem grauen Mantel angethan. Er geht darauf aus die Leute zu verführen (d. h. auf falsche Wege zu bringen). Einmal hat man ihn auf der Weper eine Bewegung machen sehen, als wenn er schriebe. — Auch auf dem Herrenhofe zwischen dem Wohnhause und Backhause geht er hin und her.

6. Auf der Domäne Staufenburg wurde im Jahre 1852 ein Pfeiler, der von Alters her in der Küche stand, weil er nichts zu tragen hatte und nur im Wege war, abgebrochen. Allein es muste mit diesem Pfeiler eine eigene Bewandtnis haben; wahr-

scheinlich war vor Alters ein Geist in ihn hineingebannt. Denn von der Zeit an ließ sich Morgens zwischen 6 und 7, Mittags zwischen 11 und 12, und Abends von 6 Uhr an ein grauer Mann (grîse kërel) ohne Kopf sehen. Zugleich hörte man ein Geschrei, wie Stimmen von Katzen, welches erst leise anhub und dann immer stärker und stärker wurde. Das Küchenmädchen und der Bediente haben es deshalb im Hause nicht mehr aushalten können und den Dienst gekündigt. Nachher hat der Spuk angeblich von selbst wieder aufgehört, aber man glaubt, daß die Herrschaft heimlich einen Pater habe kommen lassen, der den Geist wieder gebannt hat.

7. Ein Schneider aus Wulften kam eines Abends von Schwiegershausen zurück. Bei der Drillingsgrund fand er einen Mann in einem weißen Kittel und einem dreieckigen Hute stehen. Er rief ihm zu: „wenn Du mit willst, so komm.“ Alsbald sprang das Gespenst ihm auf den Rücken und er muste es eine gute Stunde mit tragen. Ganz erschöpft kam er zu Hause an und fiel in eine Krankheit, von welcher er erst nach sechs Wochen wieder genas.

8. Bei dem Dorfe Edemissen befindet sich ein Anger, der Osterbeek (Asterbêk) genannt. Früher gehörte derselbe der Gemeinde Edemissen, durch einen langwierigen Prozeß aber, in welchem drei falsche Eide geschworen wurden, ist er an Rotenkirchen gekommen. Von jener Zeit an läßt sich alle Jahre an dem Tage, wo falsch geschworen wurde — es ist im Juni —, auf dem Anger ein grauer Mann sehen. Ja nicht einmal auf den Aeckern, die darauf stoßen, ist es ganz geheuer. Sobald es nemlich Mittags elf Uhr schlägt, werden den Pflügern, welche daselbst pflügen, die Pferde wild und sind nicht mehr zu halten. Deshalb ziehen auch die Leute, welche gerade dort arbeiten, um diese Zeit mit ihrem Gespann nach Hause.

222.

Der Gerenkerl und der Kriebergskerl.

1. Nahe bei dem Dorfe Seberen liegt der zu dem Braunschweigischen Dorfe Ahlshausen gehörende Westerberg, auch schlechtweg das Tannenholz genannt. Ein Theil desselben, welcher eine

gêre bildet, zieht sich ganz ins Seberer Land hinein und gehörte früher auch der Gemeinde Seberen. Diese gêre soll auf folgende Weise in den Besitz der Ahlshäuser gekommen sein. Ein Bauer aus Ahlshausen ging einst auf den Ahlshäuser Kirchhof und that Erde vom Kirchhofe in seine Schuhe. Dann ging er zum Westerberge, wo die Forstbeamten waren und Holz anwiesen. Vor diesen behauptete er nun, jene gêre gehöre den Ahlshäusern, und indem er sich darauf stellte, sprach er:

ek ståe up Alsbüscher ëren,
dat wil ek den Sêbekschen afswëren.

Auf diese Weise schwor er jene Strecke den Seberern ab, und sie kam in den Besitz der Ahlshäuser. — Die alten Leute erzählen, er müsse zur Strafe für seinen Betrug „wallen gån". Oft ist er Leuten, die Holz geholt hatten, als Mensch mit Pferdefüßen begegnet, hat sich diesen auf die Tracht Holz gesetzt, so daß sie kaum von der Stelle konnten, und dabei geschrien: „o mein Kopf, mein Kopf!"

2. Von dem Krieberge, östlich der Vogelsburg gegenüber und westlich an der Ahlshäuser Feldmark belegen, geht die Sage, daß derselbe vor uralten Zeiten der Braunschweigschen Gemeinde Ahlshausen zugehört habe. Später behauptete die Gemeinde Hohnstedt das Eigenthumsrecht und erwarb den wirklichen Besitz des Berges dadurch, daß ein Hohnstedter Mann, der in die Schuhe Erde vom Hohnstedter Boden gethan hatte, an Ort und Stelle schwur: ek ståe up Höænscher ëren, dat wil ek den Alshüschen afswëren. Nach seinem Tode ist dieser Mann, de Kriebargskërel, lange Jahre in diesem Holze „wallen gegangen" und besonders den Holzfrevlern dadurch lästig geworden, daß er ihnen von hinten auf die Tracht sprang und sich so tragen ließ.

223.

Der Landmesser.

Landmesser oder **glühender Mann** heißt ein gespenstisches Wesen von feurigem Aussehen, welches mit einer glühenden Stange oder eine glühende Kette werfend zu einer bestimmten Zeit des Jahres (in schwülen Sommernächten, besonders kurz vor Tagesanbruch, aber auch im Herbste am Abend) ohne Ruhe und

Rast durch die Feldmark geht. Mann hält ihn für einen Mann, der während seines Lebens falsch gemessen, die Grenzsteine verrückt, die Grenze falsch beschworen, Land abgepflügt oder sonst betrogen habe.

1. Zwei Leute aus Willershausen gingen Nachts nach ihrem Dorfe zurück. Sie befanden sich noch auf einer fremden Feldmark (hächheit), als sie eine Leuchte den Berg herabkommen sahen. Spottend sprachen sie: „wenn doch die Leuchte bei uns wäre, so daß wir uns daran eine Pfeife Taback anstecken könnten.“ Kaum hatten sie die Worte gesprochen, so kam auch schon die Leuchte mit furchtbarer Schnelligkeit daher. Als sie das bemerkten, dachten sie gleich, daß die Sache nicht richtig wäre und fingen an zu laufen, was sie nur laufen konnten. Die Leuchte, die nichts anderes als der Landmesser war, eilte ihnen nach; doch gelang es ihnen noch glücklich die Grenze ihrer Feldmark zu erreichen und hinüber zu springen. In demselben Augenblicke hatte sie der Landmesser fast erreicht und schlug mit seiner feurigen Stange hinter ihnen her, traf sie aber nicht mehr, weil sie eben über die Grenze gesprungen waren.

2. Unter dem Helgenholte am Hohnstedter Berge begegnete einst in der Nacht einem etwas angetrunkenen Bauern aus Hohnstedt ein feuriger Mann mit einer langen feurigen Stange. Dem Bauern war gerade die Pfeife ausgegangen; er bat also den feurigen Mann um etwas Feuer zum Anstecken der Pfeife. Dieser gab ihm auch Feuer; da aber die Pfeife nicht gleich brennen wollte, so fing der Bauer an zu fluchen, erhielt aber in demselben Augenblicke eine so gewaltige Ohrfeige, daß er taumelte. Dann muste er noch die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen umherirren. Als es Tag wurde, war er dicht vor dem Dorfe.

3. Pferdehüter hüteten einst auf dem Felde, da sehen sie plötzlich in der Ferne einen Mann mit einer langen glühenden Stange daher kommen. Erst wollten sie in das Heu kriechen; dann aber versteckten sie sich hinter einer Hecke. Der Mann kam bis an die Hecke und guckte an der Stelle, wo sie versteckt waren, über diese hinüber; da sahen sie ganz deutlich, daß es ein grauer Mann war mit einer glühenden Stange in der Hand, aber ohne Kopf.

4. Ein Vogelbecker Bauer war mit einem Holzschlitten ausgegangen, um aus dem zu Hohnstedt gehörigen Stölterkampe Holz zu stehlen. Wie er nun ängstlich umherschaute, ob er auch

nicht von irgend einem Menschen gesehen würde, und auch nach dem Stollenbusche seine Blicke wandte, bemerkte er dort eine große, weiße Gestalt, die auf seinem eigenen Acker wiederholt um den Grenzstein herumging. Es war gerade Mittag, und die Sonne schien hell auf die mit Schnee bedeckten Felder. Die weiße Gestalt wandte sich endlich dem Rismannsborne (einer Hungerquelle) zu. Als der Bauer dieß sah, ließ er seinen Schlitten stehen und ging zu dem Grenzstein, um welchen die Gestalt herumgegangen war, bemerkte aber im Schnee nicht die geringste Spur von Fußstapfen; wohl aber sah er, indem er der Gestalt nachging, daß diese noch an allen Grenzsteinen hin wandelte. Es war ein aschfarbener Mann, mit einem weißen Hemde angethan und mit einer hohen, weißen Mütze auf dem Kopfe, um welche ein kleines schwarzes Band gewickelt war. In ihm erkannte er einen bekannten Mann aus Vogelbeck, der vor nicht gar langer Zeit gestorben war.

5. Auf dem Röderberge bei Wulften rief sonst immer um Mitternacht ein Geist: „Wô sett' ek düsen stein wol hen?“ In der Nacht, zwischen 11 und 1 Uhr, kamen einst Wulftener Bauern vom Hattorfer Schützenhofe zurück, da rief der Geist wieder: „wô sett' ek düsen stein wol hen?“ Einer der Bauern antwortete: „set 'ne hen wô 'ne 'krêgen hest.“ Ganz erfreut antwortet der Geist: „up düt wôrt hebb' ek all hundert jâr eluert.“ Der Stein war ein Grenzstein gewesen, den jener im Leben verrückt hatte. Von dieser Zeit an hat niemand den Geist wieder rufen hören.

6. Zwei Bauern aus Kohnsen kamen Nachts zwischen 11 und 12 Uhr vom Bartshäuser Thurme. Als sie am Berge waren, sahen sie oberhalb der Höfe im Felde den Landmesser, wie er mit einer glühenden Meßstange quer über maß; nachdem er da angekommen war, wo die Grenze (wanne) ist, blieb er stehen. Die beiden waren beherzt und gingen gerade auf ihn zu. Als sie bei ihm waren, fragten sie ihn, was er da zu thun habe und was er messe. Der Landmesser antwortete: es stände da ein Grenzstein unrichtig, den er bei seinen Lebzeiten dahin gesetzt habe; nun müsse er dafür in alle Ewigkeit messen, so lange der Stein noch an der unrechten Stelle stände. Dann fragte er sie, ob sie den Stein am anderen Tage an seine rechte Stelle setzen wollten, indem er ihnen dieselbe genau bezeichnete. Sie versprachen ihm

auch am folgenden Tage den Stein daselbst einzugraben. Der Landmesser sagte noch: „in der nächsten Nacht komme ich wieder und messe; steht dann der Stein an der rechten Stelle, so bin ich erlöst und komme nicht wieder; versprecht es mir und gebt mir die Hand darauf, daß ihr den Stein dahin setzen wollt.“ Sie versprachen es nochmals und hielten ihm den Gehstock hin; er griff darnach, und gleich war der Stock ab. Am anderen Tage gingen die beiden Männer hin und gruben den Stein an der rechten Stelle ein. In der darauf folgenden Nacht achteten sie dann auf, ob der Landmesser wieder käme. Er kam auch richtig wieder und maß mit seiner funkelnden Stange alles nach; dann verschwand er und ließ sich nie wieder sehen.

7. Ein Mann aus Strodthagen hatte seinem Nachbar Land abgepflügt. Zur Strafe dafür muste er nach seinem Tode umgehn; als glühender Mann mit glühender Stange ging er durch das Feld, mit der Stange den Boden schlagend, daß die Funken nachsprühten. Einst kehrte ein Mann aus dem Dorfe, der in Sülbeck gemahlen hatte, Abends spät nach Strodthagen zurück; auf dem Wege nach Hause muste er über einen Steg. Als er dahin kam, stand der Landmesser davor, so daß er nicht hinüber steigen konnte. Er fragte ihn also, weshalb er ihm den Weg versperre? Darauf fragte jener, ob er ihm etwas bestellen wolle? Er bejahte es und nun erzählte der Landmesser, er habe dem und dem Manne einige Furchen abgepflügt, deshalb könne er nun nicht eher zur Ruhe kommen, als bis dieser sein Land wieder habe; dann bat er ihn, ob er nicht an den, dem er das Land abgepflügt habe, bestellen wolle, daß er es wieder haben solle. Der Bauer versprach alles; der Landmesser verlangte aber, er solle ihm die Hand darauf geben. Da hielt jener ihm seinen Stock hin, den er auch anfaßte, aber „so weit er ihn angegriffen hatte, griff er ihn ab.“ Der Bauer, dem einige Furchen abgepflügt waren, pflügte sich nun dieselben wieder an. Nach der Zeit ist der Landmesser nicht wieder erschienen.

8. Auf dem Kuhberge bei Adelebsen wandelt Nachts ein Landmesser umher, den schon mehrere Leute gesehen haben. Er soll bei seinen Lebzeiten Verwalter auf dem Gute des Herrn von Adelebsen gewesen sein, und muß nun so umherwandeln, weil er den Tagelöhnern seines Herrn von dem ihnen zustehenden Kartoffelnlande zu wenig zumaß.

9. Zur Zeit einer großen Theuerung, wo der Scheffel Korn drei Thaler kostete, kam ein armer Mann zu einem reichen Bauern in Heinade, um sich einen Scheffel Korn zu holen. Als nun das Korn schon eingemessen war und der Mann das Geld dafür aufzählte, fehlten ihm an den drei Thalern drei Groschen; er versprach zwar, so wie er wieder Geld verdient hätte, das Fehlende sogleich nachzubringen, allein der Reiche wollte davon nichts wissen, und so muste er das Korn wieder aus dem Sacke schütten. Da verwünschte der Arme den reichen Bauern, daß er nach seinem Tode ewig zwischen Himmel und Erde schweben möge. Der Bauer starb auch noch in demselben Jahre und ging nach seinem Tode als glühender Mann (glöe kërel) in der Hessengrund bei Heinade um, wo er von vielen Leuten gesehen wurde. Eines Abends kamen mehrere Leute des Weges, unter denen auch der Pastor war. Der glühende Mann war wieder da, und nun fragte ihn der Pastor, was sein Begehr wäre. Jener erwiederte: der arme Mann, welcher von ihm habe Korn kaufen wollen, dieses aber wieder habe ausschütten müssen, weil ihm drei Groschen gefehlt hätten, möge ihm doch verzeihen; darum möchten sie ihn bitten und dann am andern Abend mit demselben wieder an diese Stelle kommen. Der Arme war auch bereit ihm zu verzeihen, und so gingen sie am anderen Abend mit einander in die Hessengrund, wo der glühende Mann ihrer schon wartete. Der Arme, welcher den reichen Bauern verwünscht hatte, erklärte nun, daß er ihm verzeihe; doch jener verlangte, daß er ihm die Hand darauf gebe. Da reichte dieser, dem der Pastor gesagt hatte, daß er ihm die Hand selbst nicht geben dürfe, weil er einen Stock oder ein anderes Ding nicht bei sich hatte, den Zipfel (timpen) von seiner Jacke hin, der auch, sowie ihn der glühende Mann berührt hatte, sogleich ganz verbrannt abfiel. Seitdem ließ sich der Geist nicht wieder sehen.

10. Ein Schäfer, der schon manche Nacht bei seinen Schafen in der Schäferkarre geschlafen hatte und allgemein für einen treuen und muthigen Hirten galt, pflegte zu lachen, wenn jüngere Schäfer von Geistererscheinungen sprachen. Er pflegte zu sagen: »ehe ich dergleichen »Dinger« nicht selbst sehe, glaube ich nicht daran.« Als er einst am Pagenberge hütete und in der Nacht in seiner Karre lag und wachte, vernahm er plötzlich ein sonderbares Knistern von Feuerfunken. Er stand auf, um nachzuse-

hen, was eigentlich da sei. Da sah er zwei feurige Männer vor der Karre gehn, die hatten lange Ruthen in der Hand und maßen das Land. „Was macht ihr da?“ sprach der Schäfer. „Wir haben,“ antworteten jene, „bei unsern Lebzeiten häufig falsch gemessen und so betrogen, darum müssen wir nun noch lange Zeit messen, bis wir genug gemessen haben.“ „Haben wir schon genug gemessen?“ fragten sie weiter. „Ja,“ sprach der Schäfer, „ihr habt genug gethan.“ „Nun dann sind wir von unserer Strafe erlöst,“ sprachen sie, „und werden Vergebung erhalten. Lebt wohl!“ Mit diesen Worten verschwanden sie und sind nicht wieder erschienen. Von der Zeit an lachte aber der Schäfer nicht wieder über Geistererscheinungen.

11. Ein Mann ging in der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr von Sievershausen nach Oldendorf zurück. Da sah er diesseits des Ahlkenberges im Hundefelde zwei Landmesser da stehen, die schlugen Funken wie eine Stube hoch. Da sie zu beiden Seiten des Weges standen, so konnte er nicht ausweichen und muste gerade zwischen ihnen hindurch. Er holte daher sein Feuerzeug aus der Tasche und schlug Feuer, wozu er die Worte sprach: „Herr, meinen Geist befehl ich Dir!“ und so ging er unangefochten zwischen ihnen hindurch. Dabei bemerkte er, wie sie ganz fahl geworden waren.

12. Ein Mann aus Oldendorf hütete Nachts auf dem Pfingstanger zwischen Markoldendorf und Deitersen die Pferde. Er hatte sich an die Hecke (knick) gelegt und war da eingeschlafen. Plötzlich werden die Pferde wild und machen einen gewaltigen Lärm, davon wacht er auf. Da sah er, wie zwei Landmesser (glöænige kërels) mit den glühenden Ketten, welche sie zogen, „die Steine“ (eine Feldmark neben dem Pfingstanger) maßen. Auch glühende Stäbe hatten sie in den Händen. Die Haare stiegen dem Manne zu Berge, aber er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Zugleich erblickte er einen grauen Mann (grîsen kërel), in dem er einen kürzlich verstorbenen Mann des Dorfes erkannte, der im Leben die Grenzsteine verrückt und dann sich durch einen falschen Eid die Grenze zugeschworen hatte. In der Hecke verschwanden sie.

13. Ein Mann aus Hohnstedt hatte beim Kuhsteine ein Feld mit Kartoffeln bestellt. Als er nun im Herbst die Kartoffeln ausgegraben hatte, fügte es sich, daß er sie nicht an demsel-

ben Tage nach Hause schaffen konnte und war deshalb genöthigt die Nacht über dabei Wache zu halten (wachten). Es war Nachts gegen elf Uhr, da kam ein feuriger Mann von Laen und ging nach dem Meisen-Anger (Mâseken-anger) hin; ein zweiter kam von Düderode, ein dritter von Imshausen und ein vierter vom Klosterberge. Als die vier nun bei einander waren, fingen sie an „lang-Englisch“ zu tanzen; nachdem sie dieß eine Stunde getrieben hatten, ging ein jeder den Weg zurück, auf dem er gekommen war; nur der eine, der von Laen gekommen war, ging auf den Mann, der mit seinen beiden Söhnen bei den Kartoffeln Wache hielt, gerade zu. Die drei versteckten sich aus Furcht unter das Kartoffelnstroh. Als nun der feurige Mann vorbeikam, „so ging es hu, hu“ und er sauste über sie hinweg. Als sie sich wieder aufrichteten, war er verschwunden.

224.

Der Zaunklopfer.

In verschiedenen, namentlich braunschweigischen Dörfern wird viel von einer gespenstischen Erscheinung erzählt, die der Zaunklopfer (stâkenklopper) genannt wird. Es ist das der Geist eines Menschen, welcher im Leben sich von dem Grund und Boden seines Nachbars widerrechtlich etwas angeeignet hat, indem er bei der Herstellung eines neuen Zaunes die Zaunpfähle zu weit in seines Nachbars Grundstück hineinrückte. Dafür geht er nun nach seinem Tode Nachts da um und klopft laut an die von ihm falsch gesetzten Zaunpfähle, wovon er auch den Namen hat. Sobald nemlich die Glocke elf schlägt, beginnt am einen Ende des Zaunes das Klopfen und geht dann immer weiter bis zum anderen Ende, indem auf jeden Pfahl drei starke Schläge geschehen. Man hört diese Schläge weithin, sieht aber durchaus nichts. Einst wollten mehrere junge Burschen aus Ahlshausen, unter denen sich der Erzähler selbst befand, wo möglich sehen, wer der Urheber des Klopfens sei, und hatten sich zu dem Zwecke auf beiden Seiten eines Zauns, an dem Nachts immer geklopft wurde, niedergelegt. Mit dem Glockenschlage elf begann das Klopfen und rückte ihnen näher und näher; als es gerade bei ihnen war, fuhr ein furchtbarer Windstoß zwischen ihnen hindurch, aber sie

sahen nichts. — In Kreiensen trieb auch ein solcher stakenklopper sein Wesen; da ließ aber der Eigenthümer den Zaun wegnehmen und darauf seinen Garten nachmessen. Hierbei stellte es sich heraus, daß er vier Fuß von dem Eigenthume seines Nachbars gehabt hatte. Diese gab er zurück und machte dann an der rechten Grenze einen neuen Zaun. Von der Zeit an ward das Klopfen am Zaun nicht wieder gehört.

225.

Die gespenstische Leuchte.

1. Ein Kärrner hatte das Unglück in dunkeler Nacht etwas an seinem Wagen zu zerbrechen. Er war nicht im Stande mit Hülfe seines Knechtes, der ihn begleitete, den Schaden zu bessern, namentlich das zerbrochene Rad wieder herzustellen, um so weniger, da seine Laterne ebenfalls verloren gegangen war. Zufällig befand er sich gerade an einem Orte, an welchem, wie er wuste, eine gespenstische Leuchte umgehn sollte. Da sprach er denn in seiner Verzweiflung: „ach, ich wollte, daß die Leuchte, die hier umgeht, käme und mir leuchtete!“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, so war auch schon die Leuchte bei ihm. Nun brachte er mit Hülfe des Knechtes den zerbrochenen Wagen wieder in Ordnung, band das Rad so gut wie möglich zusammen und besserte alles, was sonst noch zu bessern war, wobei ihm die Leuchte getreulich Licht gab. Dann begleitete sie ihn noch über die schwierigsten Stellen des Weges. Als er sie nicht mehr nöthig hatte, sprach er zu ihr: „ich habe gefleht, daß du kommen und mir leuchten möchtest, und du hast meinen Wunsch erhört; nun gehe auch du durch Gottes Gnade zu dem Orte der Ruhe, wohin du gehörst!“ Alsbald hörte er eine Stimme, die jubelte vor Freude, dankte ihm herzlich und sprach, er habe sie mit diesem Worte erlöst, worauf sie schon seit zweitausend Jahren immer vergebens gewartet habe; so oft sie sich auch den Menschen zutraulich genähert habe, so wären diese doch immer scheu vor ihr geflohen, und keiner habe je das Wort gesprochen, wodurch sie hätte erlöst werden können, bis er es endlich ausgesprochen habe.

2. Ein Bäcker in Gelliehausen hatte in Benniehausen gemahlen. Als er Abends spät zurückkehrte, sah er eine Leuchte vor

sich auf dem Wege. Er wollte gern mit derselben gehn, rief also, sie möchte warten und ging zugleich rascher, konnte sie aber doch nicht einholen. Indem er ihr so immer folgte, wurde er zuletzt so matt, daß er sich vor Erschöpfung an einen Rauhzeughaufen legte und da bis zum Morgen liegen blieb, wo er sich dann dicht vor Gelliehausen befand.

3. Ein Mann aus Seberen war nach einem benachbarten Dorfe gegangen und kehrte in der Dunkelheit nach Hause zurück. Als er in den sogen. Küler (ein zu Seberen gehöriges Holz) kam, sah er im Gebüsch eine Leuchte gehn. Er dachte, seine Frau wäre ihm mit der Leuchte entgegen gegangen, und rief: „komm und leuchte mir hier!" Da sprang ihm mit einem Male das Ding auf den Rücken, und lenkte ihn mit Gewalt vom rechten Wege ab in die Helgenholtgrund. Als er endlich ganz in der Nähe des Dorfes in den sog. Krüzhöligen weg (ein Hohlweg, worin sich zwei Wege kreuzen) gekommen war, da verließ es ihn. Jetzt faßte er darnach, griff aber nur Moos, welches er noch lange aufbewahrte.

4. Ein Fischer aus Wulften hatte bei seinen Lebzeiten häufig auf dem Lindauer und Hattorfer Gebiete gefischt. Dafür muß er nach seinem Tode umgehn. Er kommt an der Rothenberger Waldecke zum Vorschein, geht dann auf dem Anger hin und an der Oder hinauf über die Grenze. Er trägt eine Laterne in der Hand und einen rothen Rock, der nur einen Schooß hat, weil ihm der andere einst von dem Lindauer Fischer abgerissen wurde, als er auf dessen Gebiete fischte. Man nennt den Geist deshalb Einschooß; auch giebt man ihm wohl den Spottnamen Fränzchen.

Der Feldhüter aus Wulften sah einst, als er vor der Hausthür stand, den Geist in Gestalt eines Lichtes an der Oder herunter kommen. Um ihn zu necken, rief er: „Fränzchen!" Alsbald kam das Licht vor die Thür, worauf der Feldhüter sich schnell in die Stube flüchtete. Dahin konnte der Geist ihm nicht folgen, doch sah man ihn vor dem Fenster und bemerkte, wie sein Licht das ganze Zimmer erhellte. — Bald darauf begleitete der Feldhüter einen Reisenden nach Bilshausen und kehrte Nachts zwischen elf und zwölf Uhr nach Hause zurück. Da kam Einschooß plötzlich herbei und warf ihn, um sich zu rächen, in einen Sumpf, aus welchem er nur mit Mühe wieder herauskam.

226.
Irrlichter.

Die Irrlichter welche im Niederdeutschen erwisch, irlüchte, nachtlüchte, stöltenlicht (steltenlicht), störlepel (stürlepelken) genannt werden, sind die Seelen der ungetauften Kinder, die nicht hinauf (d. h. in den Himmel) können. Betet der Mensch, wenn er sie sieht, so kommen sie ganz nahe heran, flucht er, so gehn sie fort. — Als einmal ein Mensch von einem Irrlichte schon lange Zeit hin und her geführt war, verlor er endlich die Geduld und rief: „Donnerwetter, was bist Du für ein dummes Ding!“ Sogleich war das Irrlicht verschwunden.

227.
Der Irrwächter.

Zu Einbeck ist einst ein Nachtwächter gewesen, der sein Amt nicht pflichtmäßig verwaltete und deshalb verwünscht ist ewig umher zu gehn und zu blasen. Nun geht er die ganze Nacht in der Stadt umher; wo der Nachtwächter eben gewesen ist und geblasen hat, da erscheint auch er gleich nachher und bläst. Wer ihm begegnet und nicht ausweicht, den rennt er um; läuft aber jemand vor ihm weg, so läuft er ihm nach. Bleibt man stehn und betet ein Vaterunser, so geht er ruhig vorüber.

228.
Der umgehende Arzt.

Zwischen Waake und Ebergötzen geht ein Mann wie ein Arzt gekleidet, mit einem Stocke, auf dem ein kleiner Todtenkopf als Griff angebracht ist. Wer ihm begegnet, muß binnen Jahresfrist sterben.

229.
Der gespenstische Wagen.

1. Auf dem Måndålskope bei Kalefeld soll vor alten Zeiten ein Schloß gestanden haben. Zu gewissen Zeiten fährt noch

von da eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche in der Mandâlsgrund herunter bis zu einer gewissen Stelle, wo sie wieder umkehrt. Unter dem Wagen ist ein Hund mit einer glühenden Kette angebunden, in demselben sitzt ein glühender Mann. Die Pferde werden von drei Männern mit schwarzen Gesichtern gelenkt, je zwei Pferde von einem Manne; ein vierter Mann, ebenfalls mit schwarzem Gesichte, steht hinten auf. Ein alter Mann hat die Kutsche Nachts zwischen elf und zwölf Uhr da fahren sehen, dann ist sie aber auch von mehreren Kindern am Mittage gesehen. Diese waren nemlich in den Wald gegangen, um Laub zu holen. Auf dem Rückwege hören sie plötzlich hinter sich einen Wagen rasseln und freuen sich schon, daß sie nun ihre Säcke aufwerfen können; als sie aber die schwarzen Männer erblicken, lassen sie ihre Säcke im Stiche und laufen davon.

2. Leute aus Immensen waren nach Einbeck zum Jahrmarkte gewesen. Spät am Abend kamen sie zurück; auch die Inspectorkutsche aus Sülbeck kehrte von dort zurück. In der Nähe von Immensen begegnet ihnen die spoikekutsche; sie ist mit vier schwarzen Pferden bespannt, welche feurige Sträuße auf dem Kopfe haben. Diejenigen, welche sie sahen — nicht alle Menschen vermögen sie zu sehen — wichen ihr sorgfältig aus; diejenigen aber, welche sie nicht sahen, geriethen mitten dazwischen, doch geschah ihnen nichts zu Leide. Die Pferde der Inspectorkutsche, deren Kutscher nichts gesehen hatte, geriethen ebenfalls dazwischen und der Wagen zerbrach.

3. Einem Manne träumte dreimal hinter einander, ein goldener Wagen fahre vor seinem Hause vorbei, er rühre ihn an und werde dadurch unermeßlich reich. In der Hoffnung, daß sein Traum erfüllt werden würde, ging er in der folgenden Nacht um elf Uhr vor sein Haus und wartete da bis zwölf vergebens. Als er eben wieder in sein Haus treten wollte, sah er einen goldenen Wagen, von vier Schimmeln gezogen, vorbei eilen. Auf dem Kutschbocke saß ein Kutscher ohne Kopf, dem das Blut aus dem Halse spritzte; im Wagen selbst saß ein schwarzer Hund, dem ein Feuerstrahl aus dem Munde schoß. An dem Wagen hingen lauter Hunde herum, welche armlange feurige Zungen hatten. Kurz, der ganze Aufzug war fürchterlich anzusehen. Der Mann war erst ganz erschrocken, dann sprang er aber doch auf den Wagen zu und rührte ihn mit einem Finger an. Er fiel sogleich in

eine Ohnmacht, aus der er erst am anderen Morgen wieder erwachte. Jetzt erzählte er die ganze Geschichte und starb am Tage darauf.

4. In der Quatember-Nacht fährt zu Hildesheim Nachts zwischen zwölf und ein Uhr eine glühende Kutsche in's Goschenthor und durch alle Straßen bis auf den Markt, wo sie dann in der Erde verschwindet. Vor diese glühende Kutsche sind glühende Pferde gespannt, die Feuer und Flammen speien. Auch der Kutscher, der die Pferde lenkt, glüht wie ein Mann auf einer eisernen Ofenplatte und schlägt mit seiner Peitsche, aus welcher viele Funken sprühen, rechts und links nach den Fenstern. Wer dann aus dem Fenster sieht, dem schlägt der Kutscher ohne Erbarmen die Augen aus dem Kopfe. Der aber, der in der Kutsche sitzt, hat es am allerschlimmsten, er muß schreckliche Pein leiden. Das ist nemlich ein ganz vornehmer Graf, der in seinem Leben viel Böses gethan hat. Sonntag und Alltag sind ihm einerlei gewesen; immer fuhr er in Kutschen, und es war ihm gleichgültig, ob er Menschen oder Vieh überfuhr. Einige sagen, der Graf sei der wilde Jäger; das ist auch möglich.

230.

Das unsichtbare Gespann.

In einem Walde bei Düderode liegen drei Teiche, die Düwelsbüdden genannt. In dem mittleren dieser Teiche ist einst ein Wagen versunken, daher spukt es dort noch immer. Einst ging ein Mann mit seinem Sohne und zwei Knechten zur Nachtzeit in den Wald, um Holz zu holen. Dort hörten sie schon von weitem ein Geräusch wie Pferdegetrappel und Wagengerassel. Alle vier blieben stehen und wollten abwarten, was es mit dem Geräusche für eine Bewandtnis habe. Dieses kam ihnen immer näher, aber sie sahen nichts. Zuletzt fuhr es mit furchtbarer Gewalt an ihnen vorbei, wobei der Luftzug so stark war, daß sie dadurch auf die Seite geworfen wurden. So fuhr das unsichtbare Gespann an ihnen vorüber und in den Teich, und zwar mit solcher Gewalt, daß sie das Aufrauschen des Wassers ganz deutlich hörten.

231.

Der gespenstische Leichenzug.

1. In dem unteren Kruge in Wulften ist einst ein Reisender, der viel Geld bei sich hatte, bei Nachtzeit erschlagen. Der Wirth, der die That verübt hatte, legte die Leiche in eine Lade und grub diese auf dem Pfingstanger zwischen Lindau und Wulften ein. Am anderen Morgen hütete des Wirthes Schwester, die von dem Morde nichts wuste, auf dem Anger die Schafe. Mit einem Male sah sie ihren Hund eifrig im Boden kratzen; sie untersuchte die Stelle, und erkannte die ihr aus dem elterlichen Hause wohl bekannte Lade. Sie ging nun zu ihrem Bruder und theilte diesem mit, was sie gesehen hatte. Darauf ging dieser hin, nahm die Leiche heraus und warf sie in die Oder; die Lade aber nahm er mit nach Hause. Von dieser Zeit an geht die Leiche des Erschlagenen Abends in der Dämmerung auf dem Pfingstanger. Sie wird von acht Männern getragen, die man alle erkennt und deren Namen sich die Wulftener Bauern zuflüstern; es sind sämmtlich Leute aus Wulften, Meineidige, oder solche, welche die Grenzsteine verrückt haben. Leute ähnlichen Schlages sind hinter den Trägern und bilden das Leichengefolge.

2. Unweit Lauenberg stehn die Ruinen einer Kirche. In der Nähe derselben soll vor Zeiten eine Schlacht geliefert sein, in der viele Menschen fielen. Noch jetzt gehn hier Nachts die Leichen um. Ein Mädchen aus Lauenberg, die jetzt noch lebt, wurde einst, als sie über Feld gegangen war, auf dem Rückwege von einem heftigen Schneegestöber überfallen und suchte deshalb Schutz hinter dem verfallenen Gemäuer der Kirche. Die Nacht überraschte sie hier; zwischen 11 und 12 sah sie einen Leichenzug daher kommen. Der Pastor ging an der Spitze des Zuges und viele Folger gingen hinter der Leiche her. Am anderen Morgen wurde das Mädchen von vorübergehenden Leuten gefunden und nach Lauenberg zurückgebracht.

3. Vor Edemissen geht Nachts in der Nähe des Kirchhofes ein Leichenzug. Wer ihn sieht, dessen Familie wird in der nächsten Zeit durch einen Todesfall in Trauer versetzt.

232.

Beraube die Todten nicht!

1. Als in Einbeck der Friedhof noch bei der Neustädter Kirche lag, waren einst Knaben dahin gegangen um von den Gräbern Blumen zu pflücken. Einer von ihnen starb bald nachher. Da wandelte sein Geist sichtbar über dem beraubten Grabe und es schien, als ob er sich bemühe die Blumen wieder auf das Grab zu pflanzen.

2. Als noch die Ueberreste von dem alten Nonnenkloster in Fredelsloh standen, ward einer Magd von ihrer Herrschaft aufgetragen in einer Kammer zu scheuern; da sie aber das Scheuertuch vergessen hatte, so nahm sie aus einem alten Kasten, worin Kleidungsstücke der früheren Nonnen lagen, einen Lappen heraus und scheuerte damit. Als sie fertig war, hing sie den Lappen zum Trocknen auf. Wie sie aber in der Nacht darauf im Bette lag, kam eine schwarze Gestalt auf sie zu, faßte sie bei den Haaren und zog sie mit sich in den Klosterhof; dort stieß und schlug sie das Mädchen furchtbar. Diese rief laut um Hülfe. Ein Mann, der eben ins Dorf kam und ihr Rufen hörte, eilte zu der Stelle, um zu helfen, aber eine weiße Gestalt tanzte fortwährend vor ihm hin und her und wollte ihn nicht in den Klosterhof lassen. Mehrmals nahm er vergebens einen Anlauf, um über das Gitter hinüber zu springen. Bei dem letzten Versuche sprang ihm die weiße Gestalt auf den Rücken und ward so schwer, daß er niederfiel und eine Zeitlang besinnungslos da lag. Das Mädchen aber wurde am anderen Morgen ohnmächtig in der Kammer gefunden, worin es gescheuert hatte, und ihr ganzer Leib war voll blauer Flecke. Der Kasten mit den Kleidern soll noch jetzt da sein.

Nach einer anderen Ueberlieferung hatte das Mädchen den Anzug einer Nonne aus dem Kasten genommen, ihn angezogen und damit seinen Spott getrieben; dafür wurde sie Nachts von einer Nonne, die ihr erschien, arg geohrfeigt. Den Kasten mit den Kleidern der Nonnen hat man eingemauert, um eine Wiederholung solcher Dinge zu verhüten.

233.

Beweine die Todten nicht zu sehr!

Jede Thräne die um einen Begrabenen geweint wird, fällt in dessen Leichentuch und macht es naß. — Meiner Großmutter starb ein Kind, welches sie sehr beklagte und beweinte. Da erschien ihr das Kind des Nachts und sagte: „Mutter, höre doch auf über mich zu weinen! In meinem Leichentuche ist nur eine Stelle, wie ein Thaler groß, noch trocken; wenn auch diese naß ist, dann habe ich keine Ruhe im Grabe mehr.“

234.

Laß die Todten ruhen!

Einer Frau in Dorste war der Mann gestorben; sie härmte sich sehr darüber und flehte immer, ihr Mann möchte doch wieder kommen und ihr in manchen Stücken Rath geben. Eines Abends in der Dämmerung weinte sie wieder viel und bat den lieben Gott, er möchte doch ihren Mann wiederkommen lassen. Da erschien wirklich ihr Mann, gab ihr in manchen Stücken Rath, fügte aber hinzu, sie hätte ihn in Ruhe lassen sollen. Zum Schlusse sollte sie ihm noch versprechen das zu thun, was er ihr gesagt hatte; er ging also auf seine Frau zu und hielt ihr die Hand hin. Diese hielt ihm einen Peitschenstiel hin, den er anfaßte und schüttelte. Am anderen Morgen bemerkte die Frau, daß der Peitschenstiel an der Stelle, wo der Todte ihn angefaßt hatte, durchgebrannt war.

235.

Liebe nach dem Tode.

1. In Drüber war eine Frau gestorben und hatte ein kleines Kind hinterlassen. Für dieses mochte nicht so gesorgt sein, wie es eigentlich hätte geschehen müssen; denn acht Tage nachher kam Nachts um elf Uhr die verstorbene Mutter in die Stube, worin das Kind lag, ging hin zur Wiege, nahm dasselbe heraus und that so, als wenn sie es säugte. Dann suchte sie die Kin-

dertücher zusammen, ging damit aus dem Hause hinaus und zum Brunnen, wo sie dieselben wusch und zum Trocknen ausbreitete. Hatte sie das gethan, so kam sie in die Stube zurück, wo sie bei dem Kinde blieb, bis es zwölf schlug, worauf sie verschwand. Am anderen Morgen war alles in der Wiege ganz so, wie es am Abend gewesen war. So kam der Geist der Mutter vier Wochen lang in jeder Nacht eine Stunde, dann erschien er nicht wieder.

2. Ein Kutscher aus Dassel fuhr einst mit seinem Gespann ins Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Leichenzug; von den Leuten erfuhr er, daß es die Leiche einer in einem benachbarten Orte verstorbenen Frau sei. Als er zurückkam, begegnete ihm die Begrabene, die, weil sie ein kleines Kind hinterlassen hatte, nach ihrem Hause zurückging, um dasselbe zu säugen.

3. Ein Bauer aus Wennigsen fuhr eines Tages gegen Abend nach dem Walde, um Holz zu holen. Unterwegs begegnete ihm ein Leichenzug, doch er fuhr ruhig daran vorbei und holte sein Holz. Auf dem Rückwege wurden die Pferde auf einmal scheu. Der Bauer selbst spürte einen Leichengeruch und sah, wie die Frau an ihm vorbeiging, die in dem Sarge gelegen und, wie ihm gesagt war, sieben Kinder zurückgelassen hatte. Da auch der Mann derselben gestorben war, so waren die Kinder völlig verlassen; dazu kam, daß das jüngste beim Tode der Frau noch an der Mutterbrust gelegen hatte. Dieses soll nun die verstorbene Mutter noch so lange ernährt haben, bis es selbst essen konnte.

4. Ein Edelfräulein hatte heimlich ein Liebesverhältnis mit einem Dienstknechte ihres Vaters und ward zuletzt schwanger. Als ihr Vater das merkte, jagte er den Knecht auf schimpfliche Weise fort, das Mädchen aber wurde von ihm so viel „geängstigt und gequält“, daß sie starb. Nachdem sie einige Tage begraben war, ließ sich ihr Geist Nachts in weißem Anzuge sehen. Zuerst erschien sie ihrem Geliebten und kam ihm leibhaft vors Bett; er hätte sie gern gefragt, weshalb sie erschiene, aber er hatte nicht das Herz dazu. So erschien sie ihm drei Nächte hinter einander. In der dritten Nacht fragte er sie endlich, weshalb sie ihn beunruhige. Sie erwiederte, sie könne nicht ruhen, weil ihr Vater ihm so großes Unrecht gethan habe; er möge

das doch an ihren Vater bestellen. Der Knecht erzählte darauf dem Vater alles, doch dieser wollte ihm nicht glauben und „gab ihm harte Worte“. In der vierten Nacht erschien sie ihrer Mutter und bat diese dem Vater zu sagen, er möge doch dem Knechte verzeihen, sonst könne sie nicht ruhen. Die Mutter erfüllte ihre Bitte, aber ohne Erfolg. Als auch das nicht half, erschien sie dem Vater selbst, sagte ihm alles und bat ihn dem Knechte zu verzeihen. Der Vater gelobte es ihr und hielt auch Wort. Von der Zeit an ließ sich der Geist nicht wieder sehen.

236.

Feindschaft nach dem Tode.

1. Ein Steinmetz in Hardegsen hatte eine Frau, die ihm nie genug zu essen gab. Als er nun eines Tages in die Steinbrüche ging, gab sie ihm ein Päckchen in Papier gewickelt mit. Er glaubte, seine Frau habe ihm eine Freude machen wollen; um so größer war aber seine Enttäuschung, als er zur Essenszeit das Papier los wickelte und nichts als eine Schuhsohle darin fand. Darüber ward er so empört, daß er schwur, das solle seiner Frau nicht ungestraft hingehn, er wolle es ihr gedenken. Nun traf es sich, daß er an demselben Nachmittage durch einen Stein erschlagen wurde. Um neun Uhr desselben Abends kam der Todte in die Küche seiner Frau, schüttete ihr zwei Eimer Wasser über den Kopf und zerschlug alles Geschirr. Das wiederholte sich jeden Abend. Als aber die Frau geliehenes Geschirr in die Küche stellte, verschonte er dieses.

2. Ein Todter kann einen Lebenden „nach sich ziehen.“ In Einbeck sagte eine sterbende Frau zu ihrer Schwiegertochter, mit welcher sie beständig in Unfrieden gelebt hatte: „Dein Kind lasse ich dir nicht!“ Die Alte starb; bald nachher fing das Kind an zu kränkeln und starb.

237.

Versöhnung nach dem Tode.

1. Auf der Burg Lichtenstein lebte vor Jahrhunderten ein Ritter, der zwar reich und im Kriegswesen wohl erfahren, aber

so wenig fromm war, daß er in dreißig Jahren nicht einmal die Kirche besucht hatte. Seine Gemahlin dagegen war sehr fromm und betete auch fleißig im Hause. Um sich in ihrer Frömmigkeit noch mehr zu stärken, ließ sie einen von ihren Burgleuten jeden Abend auf ihr Zimmer kommen, um mit ihm zu beten. Als dieß dem Ritter hinterbracht war, wurde ohne allen Grund Argwohn in ihm geweckt. Die Burgfrau betheuerte zwar ihre Unschuld, wurde aber dennoch von ihrem Gemahl verstoßen und muste ihr ferneres Leben in Kummer und Herzeleid hinbringen. Zu wiederholten Malen versuchte sie eine Versöhnung mit ihrem Gemahl zu Stande zu bringen, allein vergebens. Nicht lange nachher starb der Ritter ohne sich mit seiner Gemahlin versöhnt zu haben; auch diese starb bald darauf. — Ein Jahrhundert war seitdem verflossen und auf der Burg lebte ein Ritter, der in der ganzen Umgegend wegen seiner Frömmigkeit berühmt war. Eines Abends hatte dieser eben sein Gebet beendigt, als plötzlich ein heller Glanz sein Zimmer erfüllte und eine Frau in einem Anzuge vor ihm stand, der vor hundert Jahren Mode gewesen sein mochte. Alsbald fing diese an zu sprechen und erzählte dem Ritter, wie es ihr und ihrem Manne in jenem Leben ginge. Dieser richtete dann an sie noch mehrere Fragen und erkundigte sich insbesondere nach ihrer Herkunft. Sie beantwortete alle Fragen ganz genau und sagte namentlich, sie selbst sei zwar an einem guten Orte, aber ihr Mann müsse zwischen Himmel und Erde schweben und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis sie beide mit einander versöhnt wären. Diese Versöhnung zu Stande zu bringen, dazu sei er auserfehen und er allein könne dieß Werk vollbringen; geschähe es nicht, so würde ihr Mann auf ewig unglücklich sein, und auch sie könne die Seligkeit nicht genießen. Auf ihre Bitte das Werk der Versöhnung zu übernehmen, erwiederte er, sie möchte am folgenden Tage Nachts um elf Uhr wieder erscheinen, dann wolle er ihr Antwort geben. Am folgenden Tage nahm der Ritter einen Geistlichen in Rath. Dieser erklärte ihm, er müsse die Versöhnung zu Stande bringen, falls er selbst selig werden wolle. Am Abend ließ nun der Ritter alle Thüren und Fenster verschließen und stellte ringsum Wachen aus, selbst vor die Kammerthür. Mit dem Glockenschlage elf erschien auch der Geist, eben so angethan, wie am Abend zuvor. Sogleich fragte sie den Ritter, ob er sie mit ihrem Manne

versöhnen wolle, und er bejahte es. Nun sagte sie ihm, daß sie am folgenden Abend um elf Uhr mit ihrem Manne in diesem Zimmer erscheinen würde, und bat noch, daß er drei Wachslichter auf den Tisch stellen möchte. Nachdem jener es zugesagt, aber auch erklärt hatte, daß er eine Wache mit in das Zimmer nehmen würde, genehmigte sie das und verschwand. Der Ritter befragte nun die Wachen, ob sie etwas gesehen oder gehört hätten; diese versicherten aber nur gehört zu haben, daß er gesprochen hätte. Am nächsten Abend ließ er wieder sorgfältig alle Thüren und Fenster verschließen und nahm einige Mann Wache zu sich ins Zimmer. Kurz vor elf Uhr zündete er die drei Wachskerzen an. Kaum hatte er dieß gethan, als auch die Frau mit ihrem Manne in dem Zimmer erschien, und zwar auch den andern Anwesenden sichtbar. Der Mann trug eine alte Ritterkleidung und sah ganz blaß aus, was wohl von dem Umherirren in der Luft herrühren mochte. Die Frau nahm das Wort, stellte ihren Mann dem Ritter vor und setzte nochmals ihr früheres Misverhältnis mit ihm und ihre gegenwärtige Lage aus einander. Nachdem der Ritter den Geist des Verstorbenen um die Wahrheit dieser Aussage befragt und dieser ihre Richtigkeit zugegeben hatte, fragte er ihn, ob er Reue empfände. Hierauf erwiederte er: er wünsche zwar sehr, daß er fromm gelebt hätte, doch sei es unmöglich, sein früheres Leben jetzt wieder gut zu machen: mit seiner Frau habe er sich leider nicht versöhnt und dafür schwer büßen müssen; sei es jetzt noch möglich, so sei er gern dazu bereit. So hatte der Ritter den Mann und die Frau gehört und forderte sie nun auf, wenn sie sich versöhnen wollten, sich die rechte Hand zu reichen. Beide thaten es. Dann erklärte sie der Ritter für versöhnt und fügte hinzu, daß sie nun, wenn es Gottes Wille wäre, zur ewigen Seligkeit gelangen könnten. Darauf verschwanden beide und sind seitdem nicht wieder erschienen.

2. In Ahlshausen war ein Mann gestorben, der in seinem Leben mit seinem Bruder viel Zank und Streit gehabt hatte. Bald nachher kam der Todte zu seinem Bruder, der eben auf dem Boden Futter schnitt, und reichte ihm die Hand. Dieser gab ihm aber seine Hand nicht, sondern reichte ihm das Streichholz (strêke), welches jener sogleich durchgriff.

238.

Der Todte denkt an sein Versprechen.

1. Zwei Brüder pflegten sich gegenseitig zu rasiren. Als sie dieses schon lange gethan hatten, fing einst der ältere an: „Wie wird es aber, wenn einer von uns todt ist? wer wird dann den Lebenden rasiren?“ Da gaben sie sich einander das Versprechen, daß derjenige, welcher zuerst sterben würde, auch nach dem Tode den Bruder noch rasiren wolle. Der ältere Bruder starb zuerst. In der Nacht nach seinem Begräbnis, trat er in die Kammer seines Bruders und gab diesem zu verstehn, er solle sich auf einen Stuhl setzen, um sich rasiren zu lassen. Der jüngere wollte das nicht haben, aber der Geist ließ ihm keine Ruhe, bis er sich rasiren ließ. Nachdem das Geschäft vollbracht war, sagte er zu dem Geiste, er wolle seine Ruhe nicht stören, er brauche deshalb nicht wieder zu kommen. Der Geist wollte aber darauf nicht eingehen, bis der Bruder zu ihm sagte: „nur, so komm noch dreimal, dann sollst du deines Versprechens ledig sein.“ Hierauf kam der Geist noch dreimal, wie früher, und dann nicht wieder.

2. Einem Schäfer in Wenzen erschien im Jahre 1852 in der Nacht sein vor kurzem verstorbener Herr. Er klopfte an die Schäferkarre, in welcher jener lag, und als sie geöffnet war, sagte er zu ihm: „ich habe Dir, als ich noch lebte, eine neue Schäferkarre versprochen, und die sollst Du auch haben.“ Der Schäfer ward durch diese Erscheinung krank.

3. In dem Dorfe Nahensen im Braunschweigischen Amte Greene bestimmte (verlöwete) ein sterbender Mann den Armen des Dorfes ein Malter Roggen, welches unter diese vertheilt werden sollte. Als die Erben diese Bestimmung nicht ausführten, ging der Todte in seinem Hause um. Um nun befreit zu werden, ließen ihn die Leute im Hause durch einen Mann befragen, weshalb er noch umgehe („wat he dâ noch te gân dôe“)? Er verlangte von diesem, daß sein letzter Wille erfüllt und das Malter Roggen unter die Armen vertheilt werde; darauf solle er ihm die Hand geben. Doch dieser, welcher wohl wuste, daß man einem wiedererscheinenden Todten die Hand nicht geben darf, stellte sich auf die eine Seite des Wassersteins und faßte diese an, den Todten aber hieß er an die andere Seite desselben fassen. Als der

Todte das gethan hatte und darauf verschwunden war, sah man alle fünf Finger seiner Hand in dem Steine abgedrückt.

239.

Erlöste Geister.

1. Ein Bauer, der ein Nachtwandler war, starb. Nach seinem Tode erschien er, wenn die Leute gerade zu Tische saßen, in der Stube, setzte sich hinter den Ofen und rauchte. Weil das den Menschen im Hause sehr unangenehm war, so fragten sie ihn eines Tags, „was sein Begehr wäre.“ Darauf sagte er: das Geld, welches bei seinen Lebzeiten im Hause abhanden gekommen wäre, und wovon sie geglaubt hätten, daß es gestohlen sei, habe er im Zustande des Nachtwandelns weggenommen und auf den Hausboden um den Schornstein gelegt; sie möchten es von dort wegnehmen und den Armen geben, dann habe er Ruhe. Als das geschehen war, ließ sich der Verstorbene nicht wieder sehen.

2. Einem Küster, der gerade Heu einfahren wollte, war das Seil durchgerissen, womit der Heubaum auf dem Wagen befestigt werden sollte. Da er nun kein anderes zur Hand hatte, so holte er ein Thurmseil, vergaß aber nachher dasselbe wieder an seinen Ort zu bringen. Bald darauf starb er. Als einige Tage nachher seine Tochter in den Thurm ging, um zu läuten, stand mit einem Male ihr Vater leibhaftig vor ihr. Sie fragte den Todten, was sein Begehr sei. Dieser erwiederte, sie solle das Seil, welches noch im Hause liege, wieder in den Thurm bringen und ihm die Hand darauf geben, daß sie es wirklich thun wolle; wenn sie das verspräche, so würde er nicht wieder kommen. Das Mädchen wickelte schnell ihre Schürze um die Hand und hielt sie ihm so hin. Der Geist griff, indem er die Hand faßte, gleich durch die Schürze durch.

3. Ein Mann in Wulfsten war sehr bequem. Wenn er von seinen Aeckern Steine abgelesen hatte, ging er mit denselben über die Felder seiner Nachbaren hin nach einer angerfår, um sie da auszuschütten, und ließ dabei, um es sich leichter zu machen, immer mehrere Steine auf anderer Leute Aecker fallen. Als er gestorben war, kam er eines Tages in der Dämmerung zu seiner

Frau und bat sie ihm zehn Säcke zu geben. Die Frau fragte ihn, was er damit machen wolle; er sagte, wenn er zurück käme, wolle er es ihr sagen, und erhielt die Säcke. Nachts um ein Uhr kam er wieder und brachte die Säcke zurück; zugleich erzählte er ihr, er habe von den Aeckern die Steine abgelesen, welche er bei Lebzeiten absichtlich habe darauf fallen lassen, und bat sie zugleich, den Eigenthümern dieser Aecker eine gewisse Summe als Entschädigung zu geben. Das möge sie ihm versprechen und ihm die Hand darauf geben. Sie versprach es auch und reichte ihm die Hand. Am anderen Morgen war die Hand, welche sie ihm hingereicht hatte, ganz verbrannt und fiel ab; aus den Säcken aber war der Boden heraus, so viele Steine hatte der Todte darin getragen.

4. Die Magd eines Schullehrers fand eines Mittags, als sie die Betglocke läuten wollte, die Gestalt eines Mädchens auf einem Grabe sitzen. Als sich dieselbe Erscheinung noch zweimal wiederholte, wagte die Magd den Geist zu fragen, was sein Begehr sei. Die Gestalt erzählte ihr darauf, daß sie bei ihren Lebzeiten ein uneheliches Kind bekommen und dieses getödtet habe. Weil sie aber gestorben sei ohne ihre Sünde gebüßt und ohne das heilige Abendmahl genommen zu haben, so habe sie jetzt nicht eher Ruhe im Grabe, bis jemand für sie das gethan habe. Die Magd versprach ihr das Abendmahl für sie zu nehmen, und reichte ihr, als der Geist einen Handschlag forderte, die Hand hin, welche sie aus Vorsicht mit ihrer Schürze umwickelt hatte. Kaum war das geschehen, so war diese auch ganz schwarz gebrannt. Als nun die Magd ihr Versprechen erfüllt hatte und das dem Geiste verkündigte, sagte dieser ihr vielmals Dank und verschwand vor ihren Augen.

5. Eine Edelfrau war so geizig und hartherzig, daß sie keinem Armen etwas gab. Das ging so weit, daß sie den Armen, die sie darum baten, nicht einmal die abgerahmte Milch gab, sondern sie jedes Mal gleich in den Schweinetrog schüttete. Ihre Magd dagegen war mitleidig und goß oft solche Milch in den Gossenstein, woraus dann die Armen sie verstohlener Weise holten. Dafür erhielt sie auch manches Gotteslohn. Die Edelfrau starb, zeigte sich aber nach ihrem Tode alle Tage im Hause, indem sie leibhaftig auf dem Schweinetroge saß. Die Magd, welche sie wohl erkannte, fragte sie endlich, warum sie

wieder erschiene. Die Frau antwortete, sie könne nicht selig werden; wenn sie ihr aber nur ein einziges Gotteslohn abgeben wolle, so werde sie die Seligkeit erlangen. Die Magd erwiederte, sie wolle ihr gern alle ihre Gotteslohne geben, sie hoffe sich wieder andere zu erwerben. Darauf schied die Frau mit dem herzlichsten Danke von der Magd und sagte, sie werde nun nicht wieder kommen, denn jetzt werde sie selig werden.

6. Der Ritter Hans von Lichtenstein zeichnete sich durch seine große Stärke und Gewandtheit vor vielen anderen Rittern aus, so daß er allen Bewohnern der Gegend große Furcht einflößte. Seine große Kraft wandte er aber nur zu schlechten Dingen an und von Glauben und Gottesfurcht wollte er nichts wissen. Als er gestorben und begraben war, erschien er eines Mittags zwischen elf und zwölf Uhr seinem getreuen Hofmeister auf einer großen Breite Landes, auf einem „rothen Schimmel“ sitzend und mit feuriger Kleidung angethan. „Sage meiner Frau,“ sprach der Geist, „sie möge dem Nachbar dieser Breite Landes das unterste Stück zurückgeben; ich habe dasselbe durch einen falschen Eid an mich gebracht, und kann deshalb nicht zur ewigen Ruhe gelangen, sondern muß ewig in der Hölle bleiben.“ Der Hofmeister versprach alles getreulich zu bestellen und ging mit den Worten fort: „morgen Mittag bringe ich Nachricht.“ Nachdem er nun der Frau von Lichtenstein die seltsame Erscheinung erzählt und den Auftrag seines verstorbenen Herrn ausgerichtet hatte, erwiederte diese: „hat er im Leben Unrecht gethan, so mag er dafür büßen; ich gebe kein Land heraus.“ Am nächsten Mittage begab sich der Hofmeister erwartungsvoll an dieselbe Stelle. Um die elfte Stunde erschien ihm sein Herr in demselben Anzuge und hörte mit Schrecken die Botschaft von seiner Frau. „Wenn denn,“ sprach er, „meine Frau kein Erbarmen mit mir hat, so nimm du morgen Mittag eine Hacke und eine Mulde, und bringe mir diese hierher. Du kannst jedoch einmal mit mir gehn und sehen, wie es mir in meiner jetzigen Lage geht.“ Darauf führte er den Hofmeister zu dem Eingange einer Höhle in dem Lichtensteiner Holze und bat ihn ihm zu folgen. Als der Lichtensteiner an seinem Aufenthaltsorte angelangt war, setzte er sich auf ein rothes Ruhebett nieder. Der Ort war mit rothen Stühlen und anderen rothen Geräthen ausgeschmückt. Alsbald erschienen auch rothe Diener, brachten rothe Pantoffeln, schenkten rothen Wein ein und

trugen rothe Speisen auf den Tisch. Nachdem der Hofmeister das alles gesehen hatte, entfernte er sich, um seinen Auftrag auszurichten. Am folgenden Mittage ging er mit den beiden gewünschten Werkzeugen zu der bekannten Stelle, um sie dem Herrn zu geben. Dieser erschien auch bald und sagte: „setze Dich so lange nieder, bis ich fertig bin.“ Der Hofmeister that das. Nun fing der Herr gewaltig an zu arbeiten, um die Erde, die er sich einst zugeschworen hatte, wieder an das andere Stück zu schaffen. Als die Glocke zwölf schlug, kam der Edelmann mit den Werkzeugen wieder, gab sie zurück, bedankte sich und sprach: „es ist nur gut gewesen, daß die Hacke ein langes Eisen hatte, sonst wäre ich nicht fertig geworden und hätte dann ewige Qualen erdulden müssen.“ Der getreue Diener sprach erschrocken: „saget mir doch, Herr, warum Ihr Euch unglücklich nennt, da Ihr doch alles so bequem habt und auf einem rothen Pferdchen reiten könnt“. „Ach,“ antwortete der Edelmann, „das ist eben, was mich quält. Alles, was ich trinke, ist Feuer; was ich esse, ist Feuer; worauf ich reite, ist Feuer, und was ich athme, ist Feuer. Es ist gar schrecklich, das Leben in der Hölle. Nun ich das Land zurückgegeben habe, erhalte ich Vergebung und kann in den Himmel kommen. Lebe wohl!“ — Mit diesen Worten verschwand er.

Noch jetzt ist das Land zu sehen, welches der Edelmann an das andere Stück gebracht hat. Die Stelle aber, wohin er den Hofmeister führte, um seine Qualen zu schauen, wird noch jetzt die Hölle genannt.

240.

Gebannte Geister.

1. In Avendshausen war ein Bauer gestorben, spukte aber nach seinem Tode fortwährend im Hause umher. Die Frau des Mannes schickte deshalb zu einem katholischen Geistlichen, damit dieser den Geist banne. Der Geistliche kam auch, aber der Geist wollte ihn nicht annehmen und sprach, ihm könne er seine Sünden nicht bekennen, da er ja selbst nicht ohne Sünden wäre. Jener erwiederte, so viel er wisse, habe er nichts Böses gethan. Da wies der Geist auf seine Schuhe „mit Spangen“ hin, in deren einer eine Kornähre hing, die jener, indem er durch ein Korn-

feld ging, abgestreift hatte. So muste der katholische Geistliche unverrichteter Sache wieder weggehn, und es ward zu einem andern geschickt. Dieser fragte den Geist, wohin er sich wolle bannen lassen. Der Geist erwiederte: »in die Hecke auf meiner Wiese, in den dicken Nußbusch.« Die Frau aber, welche gutmüthig war, sagte zu dem Geistlichen, sie wollte den Geist nur im Hause behalten; daher ward er in einen Winkel des Hausbodens gebannt und daselbst an eine Kette gelegt, dann aber der Winkel ringsum mit Brettern zugeschlagen. Jetzt machte der Geist einen so gewaltigen Lärm und rasselte so furchtbar mit seiner Kette, daß es die Leute im Hause gar nicht aushalten konnten und den katholischen Geistlichen noch einmal kommen ließen. Als dieser den Geist gefragt hatte, was er denn eigentlich wolle, antwortete jener, er wolle in die Hecke in den Nußbusch. So ward er denn in den Nußbusch gebannt, und im Hause war Ruhe.

2. In einem Hause in Appenrode bei den Gleichen spukte ein Geist. Als die Bewohner es nicht länger ertragen konnten, ließen sie einen Jesuiten kommen, der ihn bannen sollte. Der Geist machte dem Jesuiten heftige Vorwürfe, was er von ihm wolle, da er doch selbst gestohlen habe. Das sei allerdings wahr, entgegnete der Jesuit, er habe seiner Mutter ein Ei gestohlen und es verkauft, aber das habe er gethan, um Papier dafür zu kaufen, welches er als Schüler nöthig gehabt habe. Dann verlangte der Geist in die Küche unter den Heerd gebannt zu werden, damit er wenigstens die Mägde noch quälen könne. Das ward ihm aber abgeschlagen und er ward in die sog. Hâmans Köke, eine Klippe bei Appenrode, gebannt.

3. Im sogen. Naenschen Selter, über dem Dorfe Bruchhof, ist eine Klippe, welche der Marensche Stein heißt, weil in dieselbe die Marensche von einem Kapuziner gebannt ist. Das war ein Mädchen, das im Leben arg gesündigt hatte. Nachdem sie gestorben war, trieb sie auf dem Greener Amte vielen Spuk, band Nachts die Kühe im Stalle los, so daß diese wild durch einander liefen, und dergleichen mehr, bis sie endlich hierher gebannt wurde. Neulich ging in der Nacht ein Mann an dieser Stelle vorbei und rief spottend: „Marensche kum!“ aber sie kam nicht.

4. Zwischen den Klippen bei Naensen liegt auch die sog. Kammerkeule, ein großer Felsen, der unten spitz und oben dick, wie eine Keule, geformt ist. Ungefähr zwanzig Schritt über die-

sem Felsen ist eine Höhle, welche fünf Kammern enthalten soll. Der Eingang in die Höhle ist etwa vier Fuß hoch, weiterhin aber ist die Höhle viel höher. In der letzten Kammer soll ein Mann an einem großen steinernen Tische sitzen und schreiben. Der Mann ist wegen seines rohen und schlechten Lebenswandels von einem mächtigen Zauberer dahin gebannt. Unter dem Tische liegt ein großer schwarzer Hund, der den Mann bewacht. Dieser muß so lange in der Höhle sitzen, bis es einem Menschen gelingt den Hund zu tödten.

5. Ein Amtmann in Katlenburg hat nach seinem Tode jeden Mittag auf dem Amthofe gespukt. Um ihn zu vertreiben, ließ man den katholischen Pfarrer aus Bilshausen kommen. Dieser zog ihm ein weißes Taschentuch durch die Nase und bannte ihn unter die Treppe. Das hielt aber nur kurze Zeit vor. Nun ließ man den Pfarrer zum zweiten Male kommen, der ihm wieder ein weißes Taschentuch durch die Nase zog und ihn nun in die tiefe Stelle beim Zusammenflusse der Ruhme und Oder bannte. Als der Verwalter aus Katlenburg einst dort badete, wollte er gern einmal sehen, wo der Amtmann geblieben wäre. Da sitzt dieser unten im Wasser und ist an einen Busch gebunden. Er ist auch niemals wiedergekommen.

6. Vor langer Zeit, als es noch spukte, lebte in einem Dorfe ein Wirth mit seiner Frau gar nicht glücklich. Die Frau war nur darauf bedacht Geld zu erpressen und die Leute zu betrügen. Den Fuhrleuten, die bei ihr logirten, nahm sie den Hafer, welchen sie ihnen theuer verkauft hatte, heimlich wieder und verkaufte ihn an andere noch einmal. Die Fuhrleute merkten zwar bald, daß ihre Pferde immer magerer wurden, wusten aber die Ursache nicht. Armen Leuten gab sie nie etwas. Wenn ihr die Magd, der sie mit aller Strenge jedes Almosen verboten hatte, Vorstellungen darüber machte, so erwiederte sie, sie hätte genug Arme auf dem Stalle, womit sie ihre Schweine meinte. Eines Tags gab die Magd einem Bettler etwas von ihrem Essen und bekam dafür von der bösen Frau Schläge. Der Mann war mit diesem Verfahren seiner Frau sehr unzufrieden und meinte, die Magd habe ja dieses Essen ihrem Munde entzogen. Es dauerte nicht lange, so konnte Gott diesen schlechten Lebenswandel nicht mehr ansehen und nahm die böse Frau aus dieser Welt. Der Mann aber heirathete bald nachher die gute Magd. Von der Zeit an

spukte es jede Nacht im Hause. Das neue Ehepaar wuste sich gar nicht mehr zu bergen, allenthalben stand die weiße Gestalt der verstorbenen Frau. Auf dem Boden wurde der Scheffel immer hin- und hergerückt, weil sie damit bei ihren Lebzeiten den Fuhrleuten den Hafer zugemessen und dabei betrogen hatte. Der Wirth klagte nun dem Pfarrer sein Leid. Dieser sagte ihm, weit von da im Walde wohne ein Mann, der könne den Geist bannen. Als dieser herbeigeholt war, befahl er dem Wirthe einen Eimer mit Wasser in die Stube bringen zu lassen und in denselben zu sehen; er werde Feuer und Flammen und brausende Wellen darin wahrnehmen. Er wolle jetzt seine frühere Frau in die „offenbare“ See bannen, darin wäre es schon sehr enge, denn es säßen dort bereits viele böse Geister. Wenn die Flammen und Wellen ruhig geworden wären, dann wäre sie an Ort und Stelle. Er citirte darauf den Geist. Mit lautem Brausen kam die verstorbene Frau in ihrer gewöhnlichen Kleidung in die Stube. Sie wollte sogleich die jetzige Frau kratzen und schlagen; der Banner hinderte es aber. Dreimal wurde sie citirt; das zweite und dritte Mal erschien sie mit noch viel stärkerem Brausen. Zuerst verlangte sie unter den Heerd gebannt zu werden, dann unter die Treppe, endlich unter den Schweinestall. Diese Plätze hatte sie aber gewählt, um die neue Frau noch quälen zu können; doch der Banner schlug ihr alle drei Stellen ab und bannte sie in die offenbare See. Erst „stürmten“ die Flammen und die Wellen in dem Eimer, allmählich aber legten sie sich und die Frau war in die See gebannt. Fortan lebte der Wirth mit seiner Frau in Ruhe.

7. In dem Dorfe Holtensen bei Einbeck war ein reicher Bauer, Namens Ebert, gestorben. Im Leben war die Scheuer sein Lieblingsaufenthalt gewesen, und so hielt er sich auch nach seinem Tode noch immer daselbst auf. Kamen Morgens die Knechte in die Scheuer, um zu dreschen, so waren in der Regel die Garben schon herabgeworfen; war dieß aber noch nicht geschehen und wollte dann einer hinaufsteigen, um sie hinunterzuwerfen, so wurden sie alsbald von selbst herabgeworfen, oder die Knechte brauchten nur zu sagen: wirf! und sogleich warf sie der Geist herunter. Hatten sie aber genug, so sagten sie: hör auf! und sogleich hörte er auf. Einst sagten die Knechte, als er gerade wieder Garben herunter warf: wirf nur zu! und nun hörte der

Geist gar nicht wieder auf, so daß sie am Ende von der Scheuer gehn musten. Da blieb nun nichts weiter übrig als den Geist zu bannen. Man ließ also aus Göttingen einen Professor kommen. Dieser bannte ihn auch in einen an die Scheuer angebauten Stall oben hinein und ließ jede Oeffnung sorgfältig zumachen. Da indessen die Wände nur aus Lehmsteinen bestanden, so hatten sich die Mäuse durch dieselben hindurchgefressen und durch die so entstandene Oeffnung war der Geist in die Scheuer zurückgekehrt und trieb darin sein Wesen von neuem. Da muste dann der Professor zum zweiten Male kommen. Dieses Mal bannte er den Geist so fest, daß er nicht wieder entweichen konnte.

8. Auf dem Kehrwiederthurm in Hildesheim saß viele hundert Jahre lang ein Gespenst, das hieß Schaper-Johann und konnte nimmer hinkommen, wo Gott etwas zu thun hat. Die Leute, die in der Nähe des Thurmes wohnten, hatten von Schaper-Johann viel zu leiden; besonders störte er die nächtliche Ruhe dadurch, daß er den Mädchen und Frauen immer die Bettdecken wegriß. Als er es nun gar zu arg machte, ging eine fromme Frau zum Pater Patricius und bat ihn, daß er den Geist bannen möchte. Dieser ging ihm denn auch bald so mit dem Weihwedel zu Leibe, daß er vor Angst und Schrecken keinen Ausweg finden konnte, sondern in seinem weißen Schäferrocke mitten durch das Thurmdach fuhr. Seit der Zeit können die Frauen und Mädchen am Kehrwieder ruhig schlafen.

241.

Die wunderbare Schrift.

In althannöverscher Zeit, ehe die Franzosen hierher ins Land kamen, hießen die Soldaten zu Pferde nicht Cavalleristen, sondern Reiter. Diese Reiter wurden, wenn nicht gerade die Exercirzeit war, einzeln auf die Dörfer gelegt. Da lag denn so ein Reiter bisweilen ein ganzes Vierteljahr in einem Orte; auf diese Weise wurde er mit den Leuten so bekannt, als ob er ins Haus gehörte. Hatte er sein Pferd und seine Kleidungsstücke gereinigt, so that er für seinen Wirth alle Arbeit, die es gerade zu thun gab. Ein solcher Reiter lag nun auch einmal in Edemissen. Dieser hatte sich das Trinken und Spielen sehr stark an-

gewöhnt, und wenn er dann viel verspielt und vertrunken hatte, fing er so schrecklich an zu fluchen und sich zu verwünschen, daß es einem durch Mark und Bein ging. Kam ihm das Trinken und Spielen in den Kopf, so ritt er zu seinen Kameraden, und dann wurde oft zwei, drei Tage hinter einander gespielt und gezecht. Kam er nun wieder nach Hause und war nüchtern geworden, so wünschte und fluchte er alle Teufel aus der Hölle, und war so unzufrieden mit sich, daß er sich wohl selbst wegen seines schlechten Lebenswandels hätte zerreißen mögen. Dann hielt er sich einige Tage ganz gut, bereute recht aufrichtig, was er gethan hatte, und nahm sich auch fest vor es nicht wieder zu thun. Sobald er aber wieder mit seinen Kameraden ins Gespräch kam, so waren auch alle guten Vorsätze wieder vergessen und das alte Leben ging von neuem an. So hatte er es nun lange Zeit getrieben und war immer gut davon gekommen, so daß er niemals Schaden genommen hatte, wenn er auch noch so betrunken mit seinem Pferde, oft erst nach Mitternacht, zu Hause gekommen war. Als er nun einst wieder einige Tage durchschwärmt hatte und Abends ganz langsam nach Hause ritt, sprang unterwegs ein Wild hastig auf. Das Pferd erschrak davor und sprang auf die Seite; da er nun betrunken und seiner nicht recht mächtig war, so verlor er das Gleichgewicht und bekam den Kopf unten, während die Füße in den Steigbügeln hängen blieben. Das Pferd aber lief bis nach Edemissen, wo es vor dem Stalle des Wirthes, bei dem der Reiter im Quartiere lag, still stand. Die Leute im Hause wachten von dem Geräusche auf, gingen hinaus und fanden das Pferd vor dem Stalle und den Reiter mit den Füßen in den Bügeln hängend; der Kopf war ganz zerschlagen und sah von Schmutz und Blut entsetzlich aus. Sie rieben und wuschen an ihm herum, aber er war todt und blieb todt. Als er nun begraben war, da sprach der eine noch mehr als der andere: Dieses Menschen Seele hat doch gewis der Teufel in der Mache (in der makige) und peinigt sie nun, denn wie oft hat der sich nicht dem Teufel verschworen und verflucht; wenn der selig gestorben und selig geworden ist, so werden auch alle Schelme und Spitzbuben selig. Während dieses Gerede noch so umgeht, fängt auf des Reiters Grabe eine Blume an zu wachsen, die wird immer größer und blüht zuletzt auf. Es war eine wunderschöne weiße Lilie, mit so herrlichen großen Blättern, wie

sich wohl noch nie eine gefunden hat, und in der Blume stand eine große goldene Schrift. Als die Leute das sahen, konnte keiner klug daraus werden. Da riefen sie denn einen Pastor herbei, der aber auch die Schrift nicht ausdeuten konnte. Noch mehrere Gelehrte kamen dazu, aber sie alle konnten nicht angeben, was das heißen sollte. Zuletzt sagten die Leute, sie wollten einen katholischen Pfaffen holen, ob der die Schrift wohl verstände. Als diesem die Schrift gezeigt war, konnte er sie Anfangs auch nicht erklären, nach und nach aber lernte er sie lesen. Da hat es dann geheißen: „Zwischen Himmel, Erde und Steigbügel gedachte ich an Gott, bekehrte mich und bin selig geworden.“

242.

Die Leichenpredigt.

In Hohnstedt ist in früheren Zeiten einmal ein gottloser Mann Superintendent gewesen, von dem noch viele Sagen in Umlauf sind. Er war so schlecht und schlimm, daß sich kein Mensch lange mit ihm vertragen konnte. Das ganze Pfarrland bebaute er selbst, weil er den Bauern den Verdienst nicht gönnte, den sie gehabt haben würden, wenn er es ihnen in Pacht gegeben hätte. Mit der Gemeinde lag er beständig in Streit und zwang sie auch ihm eine große Scheune und Stallungen zu bauen, die er zu seiner Feldwirthschaft nöthig hätte. Aus dem Kirchenvermögen ließ er auf dem Kirchhofe ein großes Haus bauen, worin seine Tagelöhner wohnten, weil kein Mensch im Dorfe dieselben unter Dach und Fach nehmen wollte. Knechte und Mägde konnte er nie lange behalten, immer gingen sie vor der Zeit aus dem Dienste. Niemals konnten sie ihm Arbeit genug thun, oder sie aßen ihm zu viel; oder er wollte den bedungenen Lohn nicht zahlen. Auch soll er seine Mägde verführt haben, und was der argen Dinge mehr sind, die von ihm erzählt werden. Als er nun endlich gestorben war und begraben werden sollte, wurde der Sarg, wie es früher Sitte war, mit der Leiche vor den Altar getragen, damit hier die Leichenrede gehalten würde. Ein Prediger aus der Inspection bestieg die Kanzel und fing die Leichenrede so an: „Hier ruht der Gerechte, der Fromme, der so unschuldig üble Nachrede hat erdulden müssen.“ Das sagte er dreimal,

dann machte er den Verstorbenen so engelrein, als wenn er die Frömmigkeit selbst gewesen wäre und „in seinem Leben keinem Küchlein etwas zu Leide gethan hätte.“ Mittlerweile kam ein großer schwarzer Hund, legte sich auf den Sarg und streckte die glühende, feuerrothe Zunge armslang aus dem Rachen. Als der Pastor das sah, erschrak er so gewaltig, daß er schnell Amen sprach, von der Kanzel herunterstieg und in Ohnmacht fiel. Sobald er von der Kanzel heruntergestiegen war, war auch der Hund verschwunden. Anfangs wollte keiner von den Leuten den Sarg anrühren, zuletzt aber setzten sie ihn in der Kirche bei. Der Pastor, welcher die lügenhafte Leichenrede gehalten hatte, legte sich, als er nach Hause kam, krank zu Bette und starb.

243.

Die Geisterkirche.

In einem Dorfe des Nieder-Eichsfeldes glaubte eine Frau am frühen Morgen das Läuten zur Frühmesse zu hören. Sie kleidete sich rasch an und ging in die Kirche. Hier nahm sie ihren gewöhnlichen Platz ein, sah aber, als der vor dem Altare stehende Geistliche sich umdrehte und der Gemeinde das Gesicht zuwandte, daß sie nicht den jetzigen Geistlichen des Orts, sondern einen vor vielen Jahren verstorbenen vor sich hatte. Nun schaute sie auch zur Seite und sah zu ihrem Schrecken ihre längst verstorbene Nachbarin neben sich. Diese berührte sie mit dem Ellenbogen und gab ihr einen Wink die Kirche zu verlassen. Sie beeilte sich nun das zu thun, ward aber von den Geistern ergriffen und ihr das weiße Laken, welches sie als Mantel umgethan hatte, vom Leibe gerissen. Doch gelang es ihr glücklich wieder aus der Kirche herauszukommen, das Laken aber war in lauter thalergroße Fetzen zerrissen.

244.

Die andere Welt.

In Stöckheim ist früher, namentlich unter den Kindern, „heimlich“ gesagt worden: unter dieser Welt befinde sich noch

eine andere (bewohnte) Welt, die von einem breiten und tiefen Wasser umgeben sei, über welches man fahren müsse, um in die untere Welt zu gelangen. »Jetzt glaubt aber kein Mensch mehr daran.«

245.

Der Nachtalp.

Ein Schäfer in Lauenberg, Namens Hansmann, hatte eine Braut, welche in Rothenkirchen diente. Er dachte viel an sie, und sie an ihn. Eine Zeitlang hütete sein Bruder für ihn die Schafe und so schlief er im Dorfe. In jeder Nacht kam der Nachtalp (de nachtmårte) zu ihm und drückte ihn. Er stopfte zwar vor dem Schlafengehn auf seiner Kammer alle Löcher sorgfältig zu, aber das half ihm nichts, der Nachtalp kam doch. Nun merkte er endlich, daß dieser durch das Schlüsselloch herein kam und hielt deshalb eines Abends eine Schnupftabacksdose davor. In der Nacht kam auch richtig der Alp wieder durch das Schlüsselloch und wurde in der Dose gefangen. Am anderen Morgen erhielt der Schäfer die Nachricht, daß seine Braut in der Nacht gestorben sei. An die Dose hatte er gar nicht wieder gedacht, erst nach drei Tagen, als seine Braut begraben werden sollte, dachte er wieder daran, machte die Dose auf und ließ den Nachtalp laufen. Gleich darauf wachte auch seine Braut auf und war wieder lebendig.

246.

Die wandernde Seele.

Nach dem Volksglauben verläßt die Seele den Körper eines Träumenden und begibt sich an den Ort, wovon dem Schlafenden träumt. Einst hüteten Jungen aus Roringen auf dem Pfingstanger die Pferde; bei dieser Gelegenheit schlief einer von ihnen ein. Als er schlief, bemerkten die anderen, wie ein schattenartiges Wesen in Gestalt einer Maus aus seinem Munde hervorkroch. Diese Maus lief (schwebte) fort und in einen da liegenden Pferdeschädel hinein, aus dem sie bald durch die Naslöcher, bald

durch die Augenhöhlen, bald sonstwo durch ein Loch sah. Endlich kehrte die Maus zu dem Körper des Schlafenden zurück und schlüpfte wieder durch den Mund hinein. Als der Junge erwachte, erzählte er den anderen: er habe einen merkwürdigen Traum gehabt, es habe ihm nämlich geträumt, er sei in einem prächtigen Schlosse gewesen und habe zu allen Fenstern hinausgesehen.

247.

Erzähle keinen Traum.

In einer Nacht träumte der Frau eines Bergmanns, ihr Mann stürze in die Grube und komme um. Beim Aufstehen erzählt sie ihrem Manne den Traum; dieser fuhr aber dennoch an. Einige Stunden darauf erhielt die Frau die Nachricht, daß ihr Mann in der Grube umgekommen sei, und bald nachher ward ihr auch die Leiche desselben ganz zerschmettert ins Haus getragen. In der nächsten Nacht erscheint der Umgekommene seiner Frau in leibhaftiger Gestalt und steht vor ihrem Bette. Diese erschrickt gewaltig, doch er spricht zu ihr, sie möge ruhig sein und wohl aufmerken; denn er habe ihr ein ernstes Wort zu sagen. Darauf spricht er Folgendes:

Erzähle keinen Traum,
Und schäle keinen Baum,
Und röste kein Brot,
So wird Gott helfen in aller Noth.
Hättest du deinen Traum verschwiegen,
So wäre dir dein Mann geblieben.

Damit verschwand er und erschien nicht wieder.

248.

Das Gesicht der Magd.

Es ist in Hattorf gewesen und am Andreasabend, da war eine Frau, die lag schon längere Zeit krank und weil das Dienstmädchen sie gut verpflegte, war sie heute recht zutraulich mit ihr und sagte: sie solle sich den Abend splitternackt ausziehen und in

den Schornstein sehen, da könne sie ihren Zukünftigen erblicken. Wenn er nicht im Schornstein wäre, so würde er im Ofenloche sitzen. Trüge sie aber schon einen im Herzen und hätte sich heimlich mit ihm versprochen, so könnte sie sehen, ob etwas daraus würde, wenn er da säße; aber dann wollte sie ihr nur wünschen, daß sie keine Leiche im Schornstein erblickte, sonst müste ihr Bräutigam sterben. Sie trüge keinen im Herzen, sagt das Mädchen, zieht sich den Abend splitternackt aus, blickt im Schornstein hinauf, sieht aber niemand. Da leuchtet sie auch mit ihrem Lichte ins Ofenloch, da sitzt der Herr vom Hause darin und betrachtet sie. Da läuft das Mädchen zur Frau und klagt ihr, was der Herr für einer sei. Die Frau fragt sie immer wieder, ob es denn wohl wahr sei, daß sie den Herrn im Ofenloche gesehen habe. Es will aber niemand mit dem Herrn darüber sprechen, die Magd nicht aus Scham und Verdruß, die Frau nicht, weil sie in der Sache tiefer sieht, als die Magd. Endlich sagt die Frau weinend zur Magd, wenn sie wirklich den Herrn im Ofenloche hätte sitzen sehen, so müste sie, die Frau, noch in diesem Jahre sterben; die Magd aber würde die Frau im Hause werden, und damit wollte sie ihr ihre Kinder empfohlen haben. Ein halbes Jahr darauf war die Frau todt. Nun sagt der Herr zu der Magd: „was kann das helfen? ich muß wieder eine Mutter bei meinen Kindern haben,“ heirathet sie, und die Magd wird die Frau im Hause.

249.

Vorherverkündigung einer Theuerung.

Einst begegnete einem alten Manne bei Dransfeld auf einem Berge ein kleines weißes Männchen und sprach zu ihm die Worte: „Koch Linsen, koch Linsen! das Korn wird theuer.“ Nachdem das Männchen auf diese Weise die bevorstehende Theuerung verkündigt hatte, war es alsbald wieder verschwunden. Die theuere Zeit trat wirklich ein.

250.

Die Kartoffelnkrankheit wird aufhören.

Jüngst fuhr ein Bauer mit einem Fuder Kartoffeln von

Northeim nach Einbeck. Unterwegs zerbrach eine Achse. Er spannte deshalb seine vier Pferde aus, um sich von dem nächsten Dorfe einen andern Wagen zu holen. Als er eine Strecke fortgeritten war, erhob sich auf einmal aus dem Chausseegraben ein kleiner Mann, der war vom Kopfe bis zu den Füßen ganz grau, und fragte ihn, wohin er wolle. Als der Bauer seinen Unfall erzählt hatte, erwiederte der Graue, er möge nur wieder umkehren, die Achse sei schon wieder hergestellt. Der Bauer wollte das zwar Anfangs nicht glauben, ließ sich aber doch bereden mit dem grauen Männchen umzukehren und fand, daß der Wagen ganz hergestellt war. Er spannte also die Pferde wieder an und setzte seinen Weg mit dem Unbekannten zusammen fort. Zur Belohnung bot ihm der Bauer dann einen Sack Kartoffeln an. Jener weigerte sich das Geschenk anzunehmen, bat aber um die Erlaubnis sich neun Kartoffeln aussuchen zu dürfen; diese wolle er sich in dem nächsten Wirthshause mit etwas Salz kochen lassen. Der Bauer war gern damit zufrieden. Als nun die Kartoffeln in dem Wirthshause gekocht waren, schnitt sie der kleine Mann in viele kleine Würfel. — Die Gaststube war aber ganz voll Menschen. — Dann sah er die zerschnittenen Stücke eine Zeitlang an und sagte, daß die Kartoffeln in diesem Jahre (1852) eine reichliche Ernte geben und nicht wieder krank werden würden; aber die Menschen würden sterben, wie die Fliegen. Darüber wunderten sich die Leute in dem Zimmer sehr und die Wirthin fragte ihn, wie er das so gewis sagen könnte? Der Graue erwiederte darauf: „was ich gesagt habe, ist so gewis wahr, als die Magd jetzt in der Küche todt liegt.“ Die Wirthin eilte darauf in die Küche und fand dort ihre Magd todt auf der Erde. Da machten die Gäste, daß sie davon kamen.

251

Die Pestfrau.

Als im Herbst des Jahres 1850 in Einbeck und der Umgegend die Cholera herrschte, fuhr ein Bauer aus Hullersen, welcher Mist auf sein Feld gebracht hatte, nach dem Dorfe zurück. Als er in dem sog. Sieke (Niederung) war, setzte sich eine weiß gekleidete Frau auf den Wagen und sagte, die Cholera komme des-

halb ins Land, weil jetzt die Polka so viel gespielt und getanzt werde, die auch bei der Kreuzigung des Heilandes gespielt worden sei. Vor dem Dorfe angekommen, sah sich der Bauer um, da war die weiße Gestalt mit einem Male vom Wagen verschwunden. Etwas später ist sie noch einmal in der Kirche gesehen.

252.

Eine Prophezeihung trifft nicht ein.

Bei Dassel war früher ein Teich, den der Volksglaube mit einer bei Eilensen stehenden Pappel in Verbindung brachte. An diese beiden Gegenstände knüpfte sich die Sage, wenn in einem Jahre der Teich und die Pappel verschwänden, so würde an der Stelle des Teiches eine furchtbare Schlacht geliefert werden. Nun geschah es, daß in einem Jahre in Folge eines starken Gewitters so viel Erde von dem nahen Berge herabgeschwemmt wurde, daß dadurch der Teich ganz ausgefüllt ward und das Wasser sich an eine andere Stelle zog. In demselben Jahre verschwand auch die Pappel. Die Schlacht hat aber dennoch nicht Statt gefunden.

253.

Der kostbare Stein.

Hinter dem Burgberge bei Dassel ist eine kleine Quelle, der Silberborn genannt. Dahin soll früher alle Jahre in einem bestimmten Monate (Juli oder August) ein Mann aus Italien gekommen sein und vor der Quelle ein Tuch ausgebreitet haben. Auf diesem Tuche fing er den Silbersand, den das Wasser mit sich führt, auf und ging damit fort. Einst warf ein Hirt, der da hütete, mit einem Steine nach einer Kuh; als der Italiener, welcher gerade da war, das sah, sprach er zu dem Hirten: „der Stein ist mehr werth, als deine Kuh.“

254.

Die unverweste Leiche.

In Herzberg wohnte ein Kaufmann, Namens Schachtrup,

der mit Stahl handelte. Einst bekam er aus London eine Tonne Gold aus Versehen für eine Tonne Stahl zugeschickt. Als später Nachfrage geschah, verschwur er sich, daß er nicht verwesen wollte, wenn in der Tonne Gold gewesen wäre. Nach seinem Tode ist er wirklich nicht verwest. Nachdem er zwanzig bis dreißig Jahre in der Erde gelegen hatte und sein Sarg schon ganz zerfallen war, wurde er ausgegraben und in das Haus gebracht, worin die Todtenbahren stehen. Da wurde er mehrmals den Leuten, um sie zu erschrecken, vor das Haus gestellt und so viel Unfug mit ihm getrieben, daß man beschloß der Sache ein Ende zu machen und ihn an das Museum zu Göttingen schickte. Da steht er nun, wenn man die Museumstreppe heraufkommt, gleich am Eingange.

255.

Zeichen der Unschuld.

Bei Speele ist der Eichenberg, der von einer darauf stehenden Eiche den Namen hat, unter welcher das Gras niemals grün wird. — Einem Kindermädchen war von seiner Herrschaft ein Kind zur Wartung übergeben. Da aber dieses gar nicht zunehmen und gedeihen wollte, so machte sich das Mädchen Klopfmilch und legte das Kind, welches Nachts bei ihr schlief, an ihre Brust. Wie sie es nun wieder einmal an ihrer Brust hatte, kam die Herrschaft dazu. Das Mädchen kam dadurch in den Verdacht ein Kind geboren und dasselbe getödtet zu haben. Sie ward also vor Gericht gestellt und, so viel sie auch ihre Unschuld betheuern mochte, dennoch zum Tode verurtheilt. Zum Richtplatze war der jetzige Eichenberg ausersehen. Als nun das Mädchen dahin gebracht war, betheuerte sie noch einmal vor Gott und den Menschen ihre Unschuld und erklärte, sie wäre so gewis unschuldig, wie auf dem Richtplatze eine Eiche wachsen und das Gras unter der Eiche stets verdorren werde. Dennoch wurde sie hingerichtet; an der Stelle aber, wo sie den Tod erlitt, ist eine Eiche emporgewachsen, unter welcher das Gras noch jetzt immer verdorrt.

256.

Der bestrafte Thierquäler.

Ein reicher Man in Einbeck hatte einen großen Kornboden. Auf diesen flogen die Sperlinge und fraßen ihm das Korn auf. Da fing er die Sperlinge, riß ihnen die Zungen aus und ließ sie dann wieder fliegen. Fortan wurden dem Manne lauter stumme Kinder geboren.

257.

Der ewige Jude.

Der ewige Jude kann niemals still stehn. Er nimmt einen bestimmten Weg und kommt alle sieben Jahre einmal herum. Rock und Bart reichen ihm bis auf die Erde. Jeden Tag erhält er achtzehn Pfennige zu seiner Zehrung.

258.

Jühnder Streiche.

1. Acht Jühnder gehn einst im Winter bei furchtbarem Wetter mit einander zur Stadt. Als sie zurückkommen, schlägt einer von ihnen vor, sie wollten sich einmal überzählen, um sich darüber Gewisheit zu verschaffen, ob sie auch noch alle da wären. Sein Vorschlag wird gebilligt, und er fängt an zu zählen. Er spricht: „ich bin ich,“ zählt sich deshalb nicht mit, sondern fängt erst bei dem folgenden an. Da er aber auf diese Weise nur sieben zählt, so wiederholt er die Zählung mehrmals, bringt aber immer nur sieben heraus. Jetzt macht ein anderer den Vorschlag, sie wollten ihre Nasen in den Schnee drücken und dann die Eindrücke derselben im Schnee zählen und sehen, was für eine Zahl alsdann herauskäme. Sie thun das und nun kommen richtig acht heraus. Froh darüber, aber ohne begreifen zu können, wie es zugegangen sei, daß bei der ersten Art zu zählen immer nur die Zahl sieben herausgekommen ist, gehn sie weiter nach Jühnde.

2. Die Jühnder hatten sich schon seit langer Zeit nach gu-

tem Wetter gesehnt, aber noch immer wollte es nicht kommen. Da hielten sie auf dem Gemeindeplatze (tî) eine Versammlung und rathschlagten, wie es am ersten zu bekommen sei. Nach langem Berathen spricht einer: in der Apotheke in Göttingen sei alles zu bekommen, daher könnten sie wohl auch das gute Wetter holen. Der Vorschlag findet allgemeinen Beifall, und es wird im Namen der Gemeinde einer nach der Stadt geschickt, um es von dort mitzubringen. Der Bote geht in die Apotheke und fordert das gute Wetter. Der Apotheker merkt gleich, was es damit für eine Bewandtnis habe, heißt ihn ein wenig warten und entfernt sich dann, um das gute Wetter machen zu lassen. Nach einiger Zeit kehrt er zurück und händigt dem Boten eine Schachtel ein mit dem ausdrücklichen Bedeuten um des Himmels willen ja nicht die Schachtel zu öffnen, sonst würde das gute Wetter unfehlbar davon fliegen. Lange bezwingt der Bote seine Neugierde, als er aber in den Leinebusch gekommen war, kann er nicht länger widerstehen, öffnet die Schachtel — und das gute Wetter fliegt davon. Der Bote springt schnell hinterdrein, und ruft dabei immerfort: „up Jüne tau!“ Als er ins Dorf kam und sein Unglück erzählte, gerieth das ganze Dorf in Bewegung und die Bauern zogen nach allen Seiten hin aus, um das gute Wetter wieder einzufangen, wobei sie unablässig riefen: up Jüne tau!

3. Einst kommt ein Fremder nach Jühnde und meldet, in der Jühnder Feldmark sei ein Thier, das fräße alles Getreide auf, — er meinte aber die Sichel mit Zähnen. Die Gemeinde beschließt auszuziehen und das böse Thier zu tödten. Sie bewaffnen sich mit Dreschflegeln und rücken unter der Anführung ihres Bauermeisters ins Feld. Bald hatten sie auch das Thier gefunden, welches, weil die Sonne gerade darauf schien, hell glänzte und weithin sichtbar war. Die Bauern sehen die vielen Zähne des Ungeheuers und keiner will beim Angriff der erste sein; endlich sind alle darüber einig, daß der Bauermeister voran müsse. Dieser entschließt sich auch dazu und führt mit dem Dreschflegel einen gewaltigen Streich nach dem Thiere; doch da er gerade auf den Stiel trifft, so springt ihm das Ding auf die Schulter. Die Bauern halten das für einen Angriff auf ihn und wollen ihn nicht im Stiche lassen, sie schlagen also alle mit den Dreschflegeln zu und den Bauermeister todt.

259.

Der Wald bei den falschen Gleichen.

Der Wald bei den sog. falschen Gleichen gehört seit langer Zeit den drei Dörfern Großen-Schneen, Friedland und Reifenhausen. Früher hat derselbe den Herrn des Schlosses gehört, welches auf dem freien Platze am Fuße des großen Bocksbühels stand. Die letzten Besitzer dieses Schlosses waren drei Jungfrauen, nach anderen war es nur eine. Diesen brachten bei irgend einer Gelegenheit die Bewohner der genannten drei Dörfer eine Nachtmusik. Zum Dank dafür schenkten die Jungfrauen den drei Dörfern den Wald, indem sie sagten, er solle ihnen so lange gehören, wie der Wind wehe und der Hahn krähe.

260.

Die weiße Jungfrau.

1. Einst hütete ein Schäfer am Grubenhagen die Schafe. Plötzlich erblickte er in einiger Entfernung eine Jungfrau, welche weißgekleidet war und ein Schlüsselbund trug. Diese rief ihn bei Namen und winkte ihm, er möchte zu ihr kommen. Er ging hin. Da fragte ihn die weiße Jungfrau, ob er sie erlösen wolle. Er sagte ja. Es stand nun ein großer Topf mit Geld da, und um den Topf hatte sich eine große Schlange dreimal herumgewunden. Das alles, sprach die Jungfrau zu ihm, auf den Topf hinweisend, solle er haben, und noch viel mehr dazu, wenn er die Schlange küsse. Doch das wollte der Schäfer nicht thun. Da fing die Jungfrau an zu schreien, so daß man es in Rotenkirchen hören konnte, und sprach, nun müsse sie wieder hundert Jahre wandeln, denn der sie erlösen könne, der sei noch nicht geboren.

2. Einem Schäfer, der auf der Homburg die Schafe hütete, erschien im Mittage zwischen elf und zwölf Uhr eine weiße Jungfrau. Auf den Schultern hatte sie ein goldenes Tragholz, woran zwei goldene Eimer hingen; in der Hand hielt sie einen goldenen Schlüssel, den sie fortwährend um den Finger herumdrehte. Sie sprach zu dem Schäfer, er allein könne sie erlösen und sich dadurch große Schätze gewinnen, er möge ihr folgen und auf ihren rechten Fuß treten. Doch jener weigerte sich beharrlich.

Da fing sie an zu wehklagen, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne, und verschwand.

3. Einem Dienstknechte aus Lauenberg träumte drei Nächte hinter einander, er solle im Mittage zwischen elf und zwölf Uhr nach dem sog. Rothen Wasser, einer Wiese über Lauenberg gehn, dort werde er einen großen Schatz gewinnen. Er ging dahin und traf daselbst eine weiße Jungfrau, welche ihm sagte, er könne sie erlösen, und ihn aufforderte mit ihr nach der sog. Hullerschen Grund, einem Eichenholze, zu gehn, woselbst „eine Reise Geld“ stände. Diese, fuhr sie fort, solle er haben, wenn er sie erlöse, nur dürfe er sich nicht fürchten: es werde ihm nemlich ein großer Eber begegnen, dem fortwährend glühende Funken aus dem Rachen flögen; er solle aber nur weite Schritte machen, dann würde der Eber ihm zwischen den Beinen hindurch laufen, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Anfangs schauderte der Dienstknecht zwar ein wenig, doch entschloß er sich mitzugehn und die Jungfrau zu erlösen. Als sie in der Hullerschen Grund angekommen waren, erhielt er von der weißen Jungfrau ein goldenes Tragholz mit zwei goldenen Eimern voll Geld. Sie gingen dann zurück und hatten fast schon das Ende der Hullerschen Grund erreicht, als ihm in der Richtung vom Dorfe her der Eber entgegenkam, dem ein Strom von glühenden Funken aus dem Rachen flog. Bei diesem Anblicke erschrak er aber doch, warf eiligst Tragholz und Eimer fort und sprang auf die Seite. Da fing die Jungfrau an laut zu schreien und sprach, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne.

4. Die jungen Burschen aus Lauenberg schlugen einst bei dem Burghalse Ball. Einer von ihnen schlug einmal den Ball zu weit, so daß dieser über die Dieße flog. Hurtig sprang er über den Bach, um den Ball zu suchen, und hatte ihn auch bald gefunden. Indem er ihn eben aufnahm, kam die weiße Jungfrau aus dem Burghalse hervor, reichte ihm ein Bund Schlüssel hin und sagte dabei, er möge doch die Schlüssel nehmen, dann sei er auf immer glücklich. Doch der Bursche fürchtete sich und sprang über das Wasser zurück. Die Jungfrau verfolgte ihn noch bis an die Dieße und schrie, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne. Dann verschwand sie.

5. Die Nêgenkâmer oberhalb des kleinen Dorfes Dögerode ist früher ein verwünschtes Schloß gewesen. In der neunten

Kammer befand sich eine Prinzessin, die dahin verwünscht war; sie saß dort auf einem Stuhle an einer steinernen Tafel, auf welcher ein Stock lag. — Einst hatte der Kuhhirt in Dögerode einen Traum, worin er aufgefordert wurde vor Tage dahin zu gehn und von einer bestimmten Stelle einen Gutengroschen zu holen. Er ging auch hin und fand richtig an der bezeichneten Stelle einen Gutengroschen. Nun ging er lange Zeit an jedem Morgen vor Tage dahin und jedesmal lag der Gutegroschen da. Eines Morgens aber muste er erst Brot backen und verspätete sich dadurch etwas; als er nun hinkam, waren da drei Vögel zusammengebunden und oben an den Stein gehängt, wo sonst der Gutegroschen gelegen hatte. Zugleich ließ sich eine Stimme hören: er solle machen, daß er fortkomme; in der Kammer selbst aber erhob sich ein lauter Schrei. Der Hirt eilte nun fort und ging nicht wieder dahin. Er hätte die Jungfrau erlösen können, wenn er immer pünktlich dahin gegangen wäre, um den Gutengroschen zu holen.

Vor etwa zwölf Jahren arbeitete ein Leineweber aus Seberen, Namens Trillert, als Geselle in Dögerode. Eines Tages wollte dieser bei der Nêgenkâmer Holz sammeln, als er plötzlich darin ein furchtbares Getöse und Gezische hörte; er ging dahin, um zu sehen was das wäre, ward aber völlig betäubt, und eine unsichtbare Stimme rief: Mittwochen! Was dieser Ruf aber bedeuten sollte, das hat er nicht erfahren.

6. In der Nähe von Billerbeck und Kreiensen liegt das Riesholz. Hier läßt sich bisweilen eine weiße Jungfrau sehen; sie sitzt auf einem Sacke voll Geld und das Haar hängt ihr um den Kopf. Einem vierzehnjährigen Jungen, der von Bentierode nach Greene zum Pfarrunterricht gehn wollte, lief sie nach und bat ihn, er möchte ihr einen Kuß geben und sie so erlösen. Doch dem Jungen graute vor ihr und er weigerte sich. Da schrie sie furchtbar auf und sprach, nun werde erst in hundert Jahren wieder einer geboren, der sie erlösen könne. — Ein anderes Mal hatte einem Manne in Billerbeck drei Nächte hintereinander geträumt, er könne die weiße Jungfrau erlösen und das Geld gewinnen. In der dritten Nacht ging er hin, sie war auch da und bat ihn, er möchte sie erlösen und ihr einen Kuß geben, allein das wollte er nicht thun. — Sie trägt Schuhe (Holzschuhe), mit welchen sie außerordentlich schnell von der Stelle kommt, wenn

sie auch nur geht. Einst ging sie einem Schneider nach und kam dabei so schnell vorwärts, daß dieser ihr, obgleich er lief, was er nur laufen konnte, kaum zu entrinnen vermochte.

7. Im Eichenbruche läßt sich alle sieben Jahre eine weiße Jungfrau sehen. Im vorigen Jahre ist sie von drei Knaben gesehen. Sie saß und hatte einen neuen Tragkorb bei sich stehn, vor ihr stand eine Tasse. An den Füßen hatte sie schöne seidene Strümpfe und feine Schuhe. Sie winkte den Knaben, diese liefen aber fort.

261.

Schätze.

1. Auf der Vogelsburg, der Stelle gegenüber, wo das Schloß gestanden haben soll, fand einst ein Mann aus Ahlshausen, der zufällig da vorbei kam, zwei schneeweiße Laken auf dem Boden ausgebreitet; darauf lag goldgelber Weizen, so gelb, wie er ihn noch nie gesehen hatte, und so rein, als wenn eine Taube ihn gelesen hätte. Verwundert wühlte er erst mit der Hand darin herum, dann nahm er ein Korn in die Hand, besah es genau und steckte es endlich beim Weggehn ein. Nachdem er eine Strecke gegangen war, fand er, als er zufällig in die Tasche griff, statt des Weizenkornes ein Goldstück. Sogleich kehrte er um und ging zu der Stelle zurück, wo die Laken gelegen hatten, aber diese waren verschwunden. Doch fand er da noch einige Goldstücke, die er vorher von den Laken geworfen haben mochte. Auch diese steckte er, halb froh halb ärgerlich, ein.

Genau an derselben Stelle sah der alte Asmus, dem diese Geschichte von seinem Vater viele Male erzählt war, als er einst nach Einbeck gehn wollte, um daselbst verschiedene Sachen einzukaufen, ein Goldstück am Boden liegen. Er bückte sich, um es aufzuheben, und sprach dabei: du kommst mir gerade gelegen (passig). Kaum hatte er das Wort gesprochen, so war das Goldstück verschwunden.

2. Ein Bettler kam einst an einen einzeln stehenden Ackerhof, und bat um Aufnahme für die Nacht. Diese wurde ihm zwar verweigert, er wuste sich aber doch auf den Heuboden zu chleichen und legte sich dort schlafen. Um Mitternacht erwachte

er von einem Geräusche. Er stand auf und sah von dem Bodenfenster aus, wie der Herr des Hofes eine große Menge Gold aus dem Hause auf die Scheune brachte. Dort sagte er zu dem Teufel, welchen er am Tage vorher citirt hatte, er wolle das Geld, das er unrechtmäßig erworben habe, in der Scheune vergraben, und es solle nicht eher gehoben werden können, als bis zwei ganz schwarze Ziegenböcke, welche von einer Ziege geboren wären, sich auf der Stelle, wo es läge, zu Tode stießen. — Am andern Morgen machte sich der Bettler in der Stille davon. Nach vielen Jahren kam er wieder auf den Hof und fand dort alles verfallen. Der Bauer war gestorben und die Frau lebte in großer Armut. Der Bettler sagte zu ihr, was sie ihm geben wollte, wenn er sie wieder so reich machte, wie früher. Die Frau versprach ihm viel Geld und machte sich auch anheischig ihn lebenslänglich auf dem Hofe umsonst zu behalten. Darauf erzählte ihr der Bettler, was er in jener Nacht gesehen und gehört hatte, und machte sich dann auf die Reise, um die zwei schwarzen Ziegenböcke zu bekommen. Nach langem Reisen fand er sie endlich, und als sie auf die Stelle geführt waren, wo der Schatz lag, fingen sie von selbst an sich zu stoßen, bis beide todt auf dem Platze blieben. Darauf wurde der Schatz gehoben.

B.

Märchen.

II.

Märchen.

1.

Die Prinzessin hinter dem rothen, weißen und schwarzen Meere.

Mitten in einem großen Walde lag ein altes Schloß, in welches eine schöne Prinzessin verwünscht war. Die Prinzessin konnte nur von einem Prinzen erlöst werden, der eben zwanzig Jahre alt und aus dem Stamme Heinrichs des Löwen war; außerdem muste der Prinz sich auf der Jagd verirrt haben und so immer tiefer in den Wald hineingerathen sein. Nun fügte es sich, daß einst ein Sohn Heinrichs des Löwen, der eben zwanzig Jahre alt war, in dieser Gegend jagte und sich in dem Walde, worin das verwünschte Schloß lag, immer mehr verirrte, bis er endlich von der Nacht überrascht wurde. Mit einem Male sah er in der Ferne ein Licht schimmern; dem ging er nach und kam zuletzt vor ein hohes Thor, welches fest verschlossen war. Nachdem er es vergeblich zu öffnen versucht hatte, stieg er hinüber und gelangte zu einer hohen Treppe, die zu dem eigentlichen Schloße führte. Auf diesem Wege ging er nun ins Schloß und suchte das Zimmer auf, aus dem der Lichtschimmer kam. Endlich fand er es und öffnete die Thür. In dem Zimmer saß eine wunderschöne Prinzessin; sie war prächtig gekleidet und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, eine Menge Katzen bedienten sie. Als sie den Prinzen erblickte, fragte sie, was sein Begehr sei. Er erzählte, wie er sich auf der Jagd verirrt habe und zufällig hierher gekommen sei. Die Prinzessin fragte dann, aus welchem Stamme er wäre; er antwortete, er sei ein Sohn Heinrichs des Löwen. „Wie alt bist du?“ fuhr sie fort. „Zwanzig Jahre,“ antwortete er. „Dann kannst du mich erlösen,“ sprach sie. „Recht gern,“ erwiederte er. – „Es ist aber sehr schwer,“ sagte sie, „denn du must drei qualvolle Nächte aushalten. Du must drei Nächte hinter einander mitten in der Kirche hinter diesem Schlosse schlafen

und wirst jede Nacht von Geistern ganz zerhackt werden. Am nächsten Morgen wird dann ein kleiner Hirsch kommen, der ein Oelgläschen im Munde hat; dieser wird alle Knochen deines Leibes zusammensuchen, sie in die rechte Ordnung legen und mit etwas Oel bestreichen, worauf sie sich wieder zusammenfügen und Fleisch bekommen werden. Kaum ist das geschehen, so wirst du wieder lebendig werden.“ Der Prinz war entschlossen die Erlösung zu vollbringen und machte sich sogleich ans Werk. Er ging in die Kirche, legte sich in das dort bereit stehende Bett und schlief bald ruhig ein. Nachdem er ein Weilchen geschlafen hatte, ward heftig auf die Kanzel geschlagen, wovon er erwachte. Dann wurden Messer geschärft und die Geister kamen vor sein Bett. Einer von diesen legte das Ohr auf sein Gesicht, um sich davon zu überzeugen, ob er auch schliefe. Er that aber, als ob er fest schliefe, und rührte und regte sich nicht. Dann nahmen sie ihn aus dem Bette und legten ihn auf eine Bank, um welches sie sich alle, zwölf an der Zahl, herumstellten. Alle hatten Messer in den Händen, der Meister stand ihm über dem Kopfe, und zwei Gesellen neben ihm. Der Meister sprach: „Fest!“ und mit diesem Worte ward ihm der Kopf abgehauen. Darauf zerlegten ihn die andern Geister in Stücke und nagten die Knochen rein ab. Am andern Morgen kam das junge Hirschlein mit dem Glase im Munde, suchte die Knochen zusammen, legte sie so, wie sie gehörten, wischte an alle etwas Oel, und in einer halben Stunde war der Prinz wieder lebendig. Er ging nun zu der Prinzessin, fand sie aber nicht, sondern statt ihrer einen großen Kater, in welchen sie verwandelt war. In den beiden folgenden Nächten wiederholte sich genau dasselbe, was in der ersten Nacht mit ihm geschehen war. In der vierten Nacht legte er sich hin, um auszuruhen. Als er am andern Morgen erwachte, saß die Prinzessin, welche über Nacht wieder zu einem Menschen geworden war, vor seinem Bette und hatte lauter junge Mädchen um sich. Das waren die Katzen, die nun alle wieder zu Menschen geworden waren. Die Prinzessin bat ihn aufzustehen und mit ihr ein wenig im Schlosse herumzugehn, sie habe ihm etwas wichtiges mitzutheilen. Er stand auf, zog sich an und ging mit ihr im Schlosse herum. Auf diesem Spaziergange sprach sie zu ihm: „Ich bin sehr weit von meiner Heimat und meinen Eltern entfernt; meine Eltern wohnen über dem rothen, weißen und schwar-

zen Meere, wo mein Vater König ist; als Kind von sechs Jahren wurde ich von einem Manne geraubt und hierher gebracht. Ich wünsche dich mit in meine Heimat zu nehmen und bitte dich daher dich Mittags nicht schlafen zu legen; denn es wird ein feuriger Wagen kommen, der mit zwei feurigen Pferden bespannt ist, und mich durch die Luft abholen, und das wird drei Mittage hinter einander geschehen. Wenn du nun auch an den beiden ersten Tagen nicht auf deiner Hut bist und Mittags schläfst, so gib doch ja am dritten Mittage recht Acht, daß du nicht einschläfst, denn wenn du dann schliefest, so sähest du mich nie wieder.“ Er versprach ihr das. An den beiden ersten Mittagen gab er nicht Acht auf sich, sondern „ließ sich schlafen“; am dritten Mittage wollte er durchaus nicht schlafen, allein es kam eine alte Frau zu ihm und bot ihm einen Becher mit Wein den er auch annahm und trank. Sowie er den Wein, in welchem ein starker Schlaftrunk war, getrunken hatte, fiel er sogleich in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, stand auf dem Tische vor ihm geschrieben: „Geliebter Bräutigam, wir sehen uns nun nicht wieder; lebe wohl!“ Er stand auf, schnallte das Schwert um, zog sein Pferd aus dem Stalle und ritt fort; er war nemlich entschlossen, so lange zu reiten, bis er dahin käme, wo der Vater seiner Braut König war. So ritt er immer weiter, konnte aber nicht einmal die drei Meere finden, hinter denen die Prinzessin wohnte. Endlich kam er zu einem Manne, der ein Horn besaß, welches die Eigenschaft hatte, daß alle Thiere der Welt zusammenkamen, wenn er darauf blies. Diesen Mann bat er, er möchte doch einmal alle Thiere der Welt zusammenrufen und fragen, ob sie nicht das rothe, weiße und schwarze Meer wüßten. Der Mann war dazu bereit, ließ alle Thiere der Welt zusammenkommen und fragte sie, ob keins von ihnen wüste, wo das rothe, weiße und schwarze Meer läge, aber kein Thier wuste es anzugeben. Ganz zuletzt kam noch ein brüllender Löwe an; auch dieser wurde gefragt und antwortete, er kenne die drei Meere, zugleich sagte er, er wolle den Prinzen dahin bringen; dieser möge nur Lebensmittel einstecken und sich auf seinen Rücken setzen. Der Prinz setzte sich nun auf den Rücken des Löwen und im Hui ging es davon. Als der Prinz an das rothe Meer kam, waren da Seeräuber, die ihn von dem Rücken des Löwen reißen wollten, der Löwe aber zerriß sie sämmtlich und schwamm mit dem Prinzen

hindurch. Am anderen Ufer schliefen sie und setzten dann am nächsten Morgen ihre Reise zum weißen Meere fort. Als sie das Ufer des weißen Meeres erreicht hatten, waren da wieder Seeräuber, die den Prinzen rauben wollten, doch der Löwe zerriß auch diese und schwamm hindurch. Dann durcheilte er wieder ein Land, kam zu dem schwarzen Meere, schwamm hindurch, setzte den Prinzen hier ab und schwamm zurück. Der Prinz wanderte nun allein weiter und stieß auf einen armen Mann. Diesem gab er ein Goldstück und fragte ihn, ob die verlorene Prinzessin wieder angekommen wäre und ob sie schon geheirathet hätte. Der Bettler antwortete, in zwei Tagen halte sie Hochzeit. Damit ging der Prinz fort und erreichte die Hauptstadt des Landes, worin der König wohnte. Hier ging er in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er nicht an diesem Mittage einen rothen Wagen mit rothen Pferden bekommen könne. Er selbst habe einen solchen Wagen und solche Pferde, erwiederte der Wirth. Dann möchte er nur anspannen lassen, sagte der Prinz. Nachdem der Wagen angespannt war, fuhr der Prinz selbst dreimal um den Palast des Königs herum und kehrte dann zu seinem Wirthshause zurück. Am anderen Mittage fuhr er wieder dreimal um das Schloß herum. Da wurden ihm die Thore geöffnet und der Weg war mit Blumen bestreut; dennoch fuhr er nicht in den Schloßhof, sondern zu seinem Wirthshause zurück. Jetzt dachte die Prinzessin bei sich: „sollte das nicht dein alter Bräutigam sein?“ Am dritten Mittage fuhr der Prinz wieder um den Palast herum; als er einmal herumgefahren war, ward schon zur Hochzeit geläutet und der Hochzeitszug schickte sich an zur Kirche zu gehn. Als er das dritte Mal herumgefahren war, wollte der Hochzeitszug eben vom Hofe zum Thor hinausgehn. Da konnte er sich nicht länger halten, sprang vom Wagen, fiel ihr um den Hals und sprach zu ihr, er habe einige Worte mit ihr allein zu sprechen, worauf sie sogleich mit ihm ins Schloß ging. Hier sprach er zu ihr: „kennst du denn deinen alten Bräutigam nicht mehr?“ Als sie diese Worte hörte, fiel sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, rief sie ihren Vater herbei und sprach: „lieber Vater, wenn man einen alten Schlüssel verloren hat und sich einen neuen hat machen lassen, dann aber den alten wiederfindet, welches ist da wohl der beste?“ Der Vater antwortete ohne Bedenken: „der alte!“ „Dann ist auch dieser der beste

Bräutigam,“ rief sie aus, „denn dieser ist mein Erlöser, der mich aus meinem Jammer erlöst hat; und auf der Stelle will ich mit ihm Hochzeit halten.“ Der Vater willigte in alles ein. Der Zug ging also sogleich zur Kirche, wo sie getraut wurden. Die Hochzeit dauerte acht Tage hinter einander, und die beiden lebten noch lange friedlich zusammen.

2.

Die drei Federn des Drachen.

Tief in einem Walde stand ein verwünschtes Schloß. Darin befanden sich drei verwünschte Prinzessinnen und ein Prinz. Mit diesen war zugleich die gesammte Dienerschaft verwünscht, und selbst die Thiere waren dem Zauber verfallen. Sie konnten nur von einem Jünglinge erlöst werden, der rein und tugendhaft war und noch nie ein Weib berührt hatte; bei wem das nicht der Fall war, dem konnte die Erlösung nicht gelingen und er muste dabei sein Leben verlieren. Schon hatten es viele versucht und waren dabei um ihr Leben gekommen. Da geschah es, daß ein „Knecht“ sich in dem Walde verirrte und endlich ganz ermattet und vom Hunger gequält das Schloß fand. Er ging hinein. Die tiefste Ruhe herrschte darin und alles war wie ausgestorben. In dem ersten Zimmer, in welches er trat, war nichts zu sehen als ein Tisch, worauf etwas Brot, eine Flasche mit Wein und ein Glas stand. Da er hungerig und durstig war, so schenkte er sich ein Glas Wein ein und trank es aus; die Flasche aber war alsbald wieder so voll, wie sie vorher gewesen war, und das wiederholte sich, so oft er ein Glas füllte. Er ging dann in ein zweites Zimmer; hier war alles schon viel schöner, und ein Tisch stand da mit köstlichen Speisen besetzt. Er aß davon, aber so viel er auch essen mochte, so blieb der Speise doch so viel, wie Anfangs da gewesen war. Aus dem zweiten Zimmer gelangte er in ein drittes, aus dem dritten in ein viertes, aus dem vierten in ein fünftes, aus dem fünften in ein sechstes. Das eine Zimmer war immer noch schöner und herrlicher, als das andere. Aus dem sechsten Zimmer führte eine Treppe in ein unterirdisches Gemach, darin saßen drei Prinzessinnen in einem Halbkreise;

alle drei waren schön, aber die mittlere war die schönste. In einer Kammer daneben befand sich der Prinz. Der Knecht redete die Jungfrauen an, und fragte sie, was sie da machten. Das erste und zweite Mal erhielt er keine Antwort, als er aber zum dritten Male fragte, öffnete die mittlere den Mund und sagte, sie wären verwünscht, er aber könne sie erlösen. Zu dem Ende möge er zu dem gläsernen Berge gehen, darauf stehe ein Schloß, worin ein grimmiger Drache hause. Den Drachen werde er schlafend finden und eine Frau damit beschäftigt, ihn zu lausen. Drei Tage hinter einander müsse er zu dem Glasberge gehn und jedes Mal eine Feder des Drachen holen; er solle sich an einen heimlichen Ort stellen, die Frau werde ihm dann schon die Feder geben. In der Nacht würden dann auch noch Katzen kommen und ihn übel zurichten, doch würde er jedes Mal wieder geheilt werden, er möge also nur geduldig alles ertragen. Er ging zu dem Glasberge, und fand, wie die Jungfrau gesagt hatte, den Drachen schlafend. Er hatte seinen Kopf einer Frau auf den Schoß gelegt und diese war damit beschäftigt ihn zu lausen. Er fragte die Frau, ob er hier auf dem Glasberge sei? Sie bejahte es. Er sagte darauf, daß er gekommen sei drei Fräulein zu erlösen. Da hieß sie ihn unter das Bett kriechen, damit der Drache ihn nicht sähe, denn wenn dieser ihn erblickte, so würde er ihn zerreißen und auffressen. Als er das gethan hatte, riß sie dem schlafenden Drachen eine Feder aus und warf dieselbe unter das Bett. Davon erwachte der Drache, gerieth in große Wuth und brüllte schrecklich. Er fragte die Frau, wer da wäre, er rieche Menschenfleisch und das müsse er haben. Sie erwiederte, daß kein Mensch da wäre, und sprach ihn zufrieden. Als er nun wieder fest schlief, gab sie dem Knechte unter dem Bette einen Wink, worauf dieser alsbald hervorkam und sich schnell davon machte. Mit der Feder eilte er hin zu dem verwünschten Schlosse in eine Kammer, worin er allein schlafen muste. Am anderen Tage ging er wieder zum Glasberge und holte die zweite Feder, und so auch am dritten Tage. Aber das letzte Mal bekam ihn der Drache, als er davon eilte und schon halb den Berg wieder hinunter war, zu Gesicht, setzte ihm in großer Wuth nach, und spie Feuer nach ihm. Doch der Knecht erreichte glücklich den Fuß des Berges, wo der Drache ihm nichts mehr anhaben konnte. So oft er mit einer Feder des Drachen in das verwünschte

Schloß zurückgekehrt war und sich in seiner Kammer zum Schlafen niedergelegt hatte, erschienen Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in derselben Katzen, in der ersten Nacht zwölf, in der zweiten vier und zwanzig, in der dritten sogar dreißig. Diese rissen ihn aus dem Bette, zerbissen und zerkratzten ihn auf das schrecklichste, und rissen selbst ganze Stücke von seinem Leibe. Er hielt aber alles geduldig aus. Sobald mit dem Glockenschlage zwölf die Katzen verschwunden waren, erschien schweigend eine alte Frau — es war das aber eine der drei Jungfrauen — winkte ihm sich auf einen Stuhl zu setzen, bestrich dann seine Wunden mit einer Salbe und fügte alles wieder zusammen, was die Katzen zerrissen hatten. Als er nun die dritte Feder zurückgebracht und den Besuch der Katzen überstanden hatte, ward er in die Kammer der drei Prinzessinnen gerufen. Die mittlere von ihnen sprach zu ihm, ehe sie völlig erlöst wären, sei noch eins nöthig, sie müsse noch ein Bad nehmen; er dürfe aber um des Himmels willen nicht neugierig sein und sie im Bade sehen; sonst sei das Werk der Erlösung nichtig. Sie begab sich nun in eine Kammer, um das Bad zu nehmen; er aber vermochte nicht seiner Neugierde zu widerstehn, begab sich an die Thür der Kammer, und sah durch das Schlüsselloch. Die Prinzessin bemerkte ihn sogleich, weinte und jammerte, und sagte: nun sei es noch schlimmer, als vorher; jetzt könne er sie nur noch erlösen, wenn er sechs Jahre lang täglich Mittags eine Stunde zu einem bestimmten Teiche gehe. Auf diesem würden drei Enten schwimmen, nach der mittleren derselben solle er schießen; er werde sie zwar schwerlich treffen, doch, wenn das sechste Jahr gekommen wäre, dann möge er sich zusammennehmen und ja treffen. So ging er nun fünf Jahre lang täglich zu dem Teiche, ohne zu treffen; als aber von dem sechsten Jahre ein Vierteljahr um war, da gelang ihm sein Schuß und er traf die mittlere der drei Enten. Sogleich waren alle drei verschwunden; als er aber zu dem verwünschten Schlosse zurückkehrte, kamen ihm auf halbem Wege die drei Jungfrauen schön gekleidet entgegen und führten ihn hinein. Hier fand er alles ganz verändert; die Diener waren alle wieder erwacht; in dem Hofe und in den Ställen waren die Hühner, Tauben und Gänse, die Hunde, Kühe und Pferde, kurz alles Vieh, wieder lebendig geworden. Nicht lange nachher hielt der Knecht mit der mittleren der Prinzessinnen Hochzeit; er ward König, sie

ward Königin und beide lebten noch lange glücklich und zufrieden mit einander.

3.

Sausewind.

Unser Herr Jesus wanderte einst mit dem Apostel Petrus wieder einmal auf der Erde herum. Eines Abends kamen sie zu „einer reichen Wirthschaft“ und wollten da übernachten. Sie fragten also die Wirthin, ob sie über Nacht bleiben könnten; weil sie aber sehr ärmlich und wie Bettler aussahen, so antwortete ihnen diese sehr kurz, sie herberge keine Bettler, sie müßten in das Haus nebenan gehen. Dieses war ebenfalls ein Wirthshaus, die Besitzer gehörten aber zu den ärmsten Leuten im Orte. Die beiden gingen also in das Nachbarhaus. Die arme Wirthin antwortete auf ihre Frage, ob sie sie herbergen wolle, sogleich sehr freundlich: „ich muß euch wohl behalten, habe aber kein Stroh, worauf ihr liegen, und nichts, was ihr essen könnt.“ Jene sagten darauf, daß thue auch nichts, und blieben da. Als sie am anderen Morgen fortgehn wollten, sprach der Heiland zu der Frau, sie möge ihm ihren einzigen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, mitgeben, es solle sein Schaden nicht sein. Die Mutter aber sagte, das könne nicht geschehen, denn der Junge habe weder Schuhe noch eine Hose. Da die beiden Fremden aber immer mehr in sie drangen, so war sie endlich dazu bereit und wollte ihm nun auch gern wenigstens eine neue Hose mitgeben. Zufällig hatte sie noch einen Rest (stuwe) Leinwand; sie nahm also Elle und Scheere zur Haud, um nachzumessen, ob wohl noch eine Hose daraus zu machen wäre. Als der Heiland das sah, fragte er sie, wohin sie mit der Elle und der Scheere wolle. Sie sagte, sie habe auf der Kammer noch einen Rest Leinwand, den wolle sie messen, um zu sehen, ob es noch zu einer Hose genug wäre. Da sprach der Heiland zu ihr, sie möge nur hingehn und den ganzen Tag messen. Sie ging hin und fing an zu messen, allein die Leinwand wollte gar kein Ende nehmen, und sie maß den ganzen Tag. So machte der Heiland, daß die armen Wirthsleute ganz reich wurden, den Knaben aber nahm er mit sich in die Fremde und brachte ihn zu einem Müller, damit er das Mül-

lerhandwerk lerne. Dann ging er mit Petrus weiter. Nun begab es sich, daß der reiche Wirth einmal eine Reise machte und auch zu der Mühle kam, worin der Sohn seines Nachbars als Lehrling diente. Als dieser den Jungen erblickte, sprach er zu ihm: „Junge, wie in aller Welt kommst du hierher?“ Der Junge erzählte nun, wie die beiden armen Reisenden ihn hierher gebracht hätten, und wie er jetzt Müller sei. Da schrieb der reiche Wirth einen Brief und bat den Jungen freundlich, er möge doch den Brief nach seinem Hause bringen und ihn seiner Frau übergeben. In dem Briefe hatte er aber geschrieben, wenn der Junge käme, so solle sie sogleich den Backofen heizen und recht glühend machen, ihn dann hinein werfen und so verbrennen. Der Junge war bereit den Brief dahin zu tragen und ging damit fort. Wie er unterweges war, fand er mit einem Male wieder den Heiland und Petrus am Zaune liegen. Sie fragten ihn, wohin er wolle. Er antwortete, er wolle für seinen ehemaligen Nachbar einen Brief nach dessen Hause bringen. Darauf sagten jene, so möge er nur hingehn. Der reiche Wirth aber hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, die dereinst sein ganzes Vermögen erbte. Als nun der Junge zu dem Wirthshause gekommen war und seinen Brief übergeben hatte, fand die Frau darin geschrieben, sie solle dem Ueberbringer ihre Tochter sogleich zur Frau geben; thäte sie das nicht, so werde er den Backofen glühend machen und sie sammt dem Mädchen hinein stecken. Da schickte die Frau sogleich zum Pastor und ließ ihre Tochter mit dem Jungen trauen. Als nun der Wirth von seiner Reise wieder nach Hause kam, sprach der Junge zu ihm: „Guten Tag, lieber Schwiegervater.“ Jener erstaunte nicht wenig und fragte seine Frau, was sie denn da gemacht hätte? Diese antwortete, er selbst habe ja alles so befohlen, und sie habe nur seinen Auftrag ausgeführt. Zum Beweise holte sie den Brief hervor, den sie sorgfältig aufbewahrt hatte. Der Mann las den Brief, und fand wirklich alles so darin geschrieben, wie die Frau angegeben hatte. Da wandte er sich zu dem Jungen und sagte: so könne er sein Schwiegersohn nicht sein, er müsse erst ein Stück Gold von der Goldklippe holen, worauf der Goldthurm stehe. Es war das ein Felsen und ein Thurm, welche aus reinem Golde bestanden. Der Junge ging also zum Thore hinaus, um ein Stück Gold von der Goldklippe zu holen, wuste aber nicht, wohin er sich wenden sollte. Er

war noch nicht lange gegangen, da begegnete ihm wieder der Heiland in demselben Bettleranzuge, wie früher, und fragte ihn, wohin er wolle. Der Junge erzählte nun, daß er nach der Goldklippe wolle, und doch nicht wisse, wo diese sei. Da sagte der Heiland zu ihm, er möge nur auf dem Wege bleiben, und gab ihm einen Stock, mit dem solle er, wenn er an ein Wasser käme, nur an das Ufer schlagen und dabei sprechen „hol über“, dann würde alsbald ein Steg über das Wasser führen; wenn er aber müde würde, dann solle er sagen, er wolle, daß er ein Pferd habe, und sogleich werde ein Pferd kommen, darauf solle er sich setzen und so lange reiten, bis er an ein Quartier gekommen sei. So kam der Junge richtig zu der Goldklippe und dem Goldthurme. Er fand daselbst eine Frau, die sagte, als sie ihn erblickte: „ach, du frommer Gott, was willst du hier machen?“ Der Junge erzählte ihr, er müsse ein Stück Gold von der Goldklippe haben, eher dürfe er nicht wieder nach Hause kommen. Die Frau gebot ihm sich sogleich unter das Bett zu legen und sich da ganz ruhig zu verhalten, denn Sausewind, dem die Goldklippe gehöre, käme bald nach Hause, wenn der ihn röche, so fräße er ihn auf. Als es Abend geworden war, kam Sausewind nach Hause und sprach sogleich: „ich rieche Menschenfleisch!“ Doch die Frau beschwichtigte ihn wieder, indem sie sagte, es sei ein Rabe dahin geflogen, der habe einen Knochen „im Halse“ gehabt, das möge er wohl riechen. Als sich Sausewind nun ins Bett gelegt hatte, sprach die Frau zu ihm, es sei da ein König, der habe drei Prinzessinnen, die wären verwünscht, ob er wohl nicht wisse, wo die wären. Da fing Sausewind an zu lachen und sagte: „wenn einer ein Schwert nimmt und schlägt dir den Kopf ab, so bist du die eine; dort unten am Wasser steht ein Erlenbusch, wenn davon der rechte Ast (schacht) abgehauen wird, so ist das die zweite; und oben am Wasser steht noch ein Busch, wird davon ebenfalls ein Ast abgehauen, so ist das die dritte; dann sind alle drei wieder beisammen.“ Sausewind schlief darauf ein und ging am anderen Morgen wieder hinaus in die Welt. Als er fort war, stieg die Frau auf die Goldklippe und holte dem Jungen von dort ein Stück Gold. Nachdem sie ihm dasselbe gegeben hatte, bat sie ihn flehentlich, er möge ihr doch den Kopf abhauen. Zuerst weigerte sich der Junge, endlich aber that er es, und sogleich stand eine schöne Prinzessin vor ihm. Dann sagte der Junge:

„ich wollte daß ich ein Pferd hätte!“ und sogleich stand das Pferd da. Die beiden setzten sich darauf und eilten davon. Zuerst ritt der Junge oben an das Wasser und hieb von dem Busche einen Ast (enen arm) ab; der abgehauene Ast ward aber zu einer wunderschönen Prinzessin. Auch diese muste sich mit aufs Pferd setzen. Dann ritt er unten an das Wasser und hieb von dem Erlenbusche ebenfalls einen Ast ab, aus dem auch sogleich eine schöne Prinzessin ward, die sich mit auf das Pferd setzte. Nun waren die drei Prinzessinnen, welche verwünscht gewesen waren, wieder beisammen. Mit ihnen ritt nun der Junge zu dem Schlosse ihres Vaters und übergab sie diesem. Der König freute sich sehr und forderte ihn auf sich eine von den drei Prinzessinnen zur Frau zu wählen, doch er dankte und sagte, er sei schon verheirathet. Darauf wollte ihm der König viel Geld und sein halbes Königreich schenken, doch auch das lehnte jener ab, weil er reich genug wäre. Alsdann kehrte er zu seinem Schwiegervater zurück, dem er das Stück Gold von der Goldklippe gab. Dieser war jetzt mit seinem Schwiegersohne wohl zufrieden, der nun noch lange mit seiner Frau auf das glücklichste lebte.

4.

Die Rose.

Ein reicher Kaufmann hatte drei Töchter. Die jüngste derselben, die noch ein Kind war, hatte zu einem armen Mädchen, der Tochter eines Besenbinders, eine innige Zuneigung gefaßt, so daß sie dieselbe immer als Gespielin um sich hatte. Im Hause des Kaufmanns nannte man das arme Mädchen, welches zuletzt ganz ins Haus genommen wurde, nicht anders als das Besenstielchen. Der Kaufmann machte oft große Reisen und pflegte dann vor der Abreise seine Töchter zu fragen, was er ihnen mitbringen solle. Die jüngste sagte dann immer, er möge ihr mitbringen, was er wolle, es wäre ihr alles recht. Einst wollte er wieder verreisen und fragte nach seiner Gewohnheit seine Töchter wieder, was er ihnen mitbringen solle. Die älteren Töchter wählten sich jede etwas; die jüngste sagte aber, sie wäre mit allem zufrieden, was er ihr mitbrächte. Weil sie aber durchaus

wählen sollte, so wünschte sie sich zuletzt eine Rose aus einem Garten. Es war mitten im Winter und es gab also keine Gartenrosen; doch der Kaufmann dachte, unterweges wolle er schon von einem Gärtner eine bekommen. Auf der Rückreise erinnerte er sich seines Versprechens, konnte aber nirgend eine Rose auftreiben. Da kam er eines Tags zu einer Stadt, bei welcher sich ein großes schwarzes Gebäude erhob, dessen Thor weit offen stand. Drinnen war alles ganz schwarz und kein Mensch ließ sich sehen. Der Kaufmann schaute hinein und sah zu seinem großen Erstaunen, wie darin die schönsten Rosen in Menge standen. Da sich niemand sehen ließ, so ging er zuletzt hinein und pflückte sich selbst eine Rose ab. Als er aber wieder hinausgehn wollte, hing ihm plötzlich ein Unthier („Gedierze“) wie ein Bär im Nacken, so daß er nicht von der Stelle konnte. Das Unthier fing an zu sprechen und fragte ihn, ob er ihm seine jüngste Tochter geben und hierher bringen wolle, sobald sie dreizehn Jahr alt geworden wäre, oder ob er jetzt sterben wolle. In seiner Todesangst versprach der Kaufmann ihm seine Tochter zu geben, worauf ihn das Ungethüm wieder los ließ. Ohne einen weiteren Unfall legte er dann seine Reise zurück und gab bei seiner Zurückkunft seinen Töchtern die mitgebrachten Geschenke, der jüngsten die Rose, über welche sie sich sehr freute. Die Rose blieb aber immer frisch, als wenn sie eben abgebrochen wäre. Alle im Hause wunderten sich darüber. Der Kaufmann hatte es zwar keinem gesagt, wie er zu der Rose gekommen wäre, er war aber seit seiner Rückkehr so nachdenkend und still, daß es allen auffiel. Seine Frau drang so lange in ihn, ihr die Ursache seines Kummers zu sagen, bis er ihr am Ende alles erzählte. Von der Mutter erfuhr es dann auch die jüngste Tochter. Als diese das gehört hatte, sprach sie zu ihrem Vater: „darüber, lieber Vater, brauchst du nicht so betrübt zu sein; wenn die Zeit gekommen ist, dann will ich hingehen: komme ich dann um, so sterbe ich gern für dich.“ Damit war die Sache einstweilen abgemacht und ward fast vergessen. Als aber die Zeit abgelaufen war, kamen von dem Bären Boten zu dem Kaufmann, welche ihn aufforderten jetzt seine Tochter zu schicken; thäte er das nicht, so werde sie geholt werden. Doch der Kaufmann konnte sich nicht dazu entschließen. Da kamen eines Tages drei schwarze Wagen vor das Haus gefahren, jeder mit sechs schwarzen Pferden bespannt, um das Mädchen abzuho-

len. In den Wagen saß niemand, und außer den Leuten bei den Pferden war kein Mensch zu sehen. Der Kaufmann wollte jetzt noch durch eine List seine Tochter retten, und Besenstielchen, die ungefähr eben so alt war, ward statt seiner eigenen Tochter in den mittleren Wagen gehoben, und fort ging es in sausendem Galopp. Doch es dauerte nicht lange, so ward Besenstielchen zurückgebracht: das wäre die rechte nicht, die rechte müsse kommen. Jetzt setzte sich die jüngste Tochter in den Wagen, und fort ging es dem alten schwarzen Schlosse zu. Als sie dorthin kam, sah sie zwar keinen Menschen, aber das schönste Essen und Trinken war aufgetragen, und alles, was sie nur begehrte, stand alsbald da. Nur der Bär kam zum Vorschein und blieb immer bei ihr. Setzte sie sich an den Tisch, um zu essen, so setzte er sich zu ihr; sie bot ihm dann wohl zu essen und zu trinken an, er nahm aber nie etwas, sondern brüllte nur laut. So blieb das Mädchen eine lange Zeit bei dem Bären, gewöhnte sich allmählich an ihn und gewann ihn zuletzt so lieb, daß sie gar nicht mehr ohne ihn sein konnte. Wohin sie nur ging, dahin begleitete er sie. Als sie eines Tags wieder mit ihm im Garten war, hatte sie ihn auf einmal verloren; sie suchte ihn nun im ganzen Garten, konnte ihn aber lange Zeit nicht finden, bis sie ihn endlich an dem Wasser, welches an dem Garten hinfloß, wie todt auf dem abhängigen Ufer liegen sah. Als sie ihn in diesem Zustande erblickte, fing sie bitterlich zu weinen an, setzte sich zu ihm und neigte sich ganz über ihn hin, so daß die heißen Thränen, welche ihr auf den Wangen herunter flossen, auf ihn fielen. Kaum hatten die Thränen des Mädchens den Bären berührt, so erwachte er und alsbald stand ein schöner Prinz vor ihr. Zugleich that es mehrere furchtbare Schläge und alles krachte. Das alte Gebäude verwandelte sich in ein schönes, herrliches Schloß, und von allen Seiten strömten jetzt schön gekleidete Diener herbei. Der Prinz aber umarmte seine Erlöserin und küßte sie herzlich. Dann heiratheten sie sich und lebten lange mit einander auf das glücklichste.

5.

Das klingende und singende Blatt.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter,

die war des Vaters Stolz und Freude. Einst wollte der König verreisen und fragte sie, was er ihr mitbringen sollte. Sie sagte: „ein Blatt, welches klingen und singen kann.“ Der König reiste nun in eine große Stadt, überall erkundigte er sich nach dem Blatte, welches klingen und singen könne, aber er konnte es nirgend bekommen. Betrübt darüber, daß er den Wunsch seiner Tochter nicht erfüllen könne, reiste er zurück und kam in einen großen Wald. Mit einem Male hörte er zu seiner Freude auf einem Baume ein Blatt, welches klang und sang. Ganz froh darüber, ließ er den Kutscher auf den Baum steigen, um das Blatt zu holen. Als dieser aber die Hand danach ausstreckte, rief plötzlich ein Ungeheuer in der Nähe: „dat sint mîne bèren!“ Ein großer Wolf kam hervor und sprach zum Kutscher, er möge dem Könige sagen, wenn er ihm geben wolle, was ihm zuerst auf der Brücke zu seinem Schlosse begegne, so solle er das Blatt haben. Als der König das gehört hatte, willigte er in die Bedingung ein, um nur seiner Tochter das Blatt mitbringen zu können. Der Wolf aber setzte sich hinten auf den Wagen und fuhr so mit. Als sie zu der Brücke kamen, sah der König von weitem seine Tochter ihm entgegenkommen. Er erschrack heftig und rief ihr schon aus der Ferne „zurück!“ entgegen, allein als sie ihren Vater und das klingende und singende Blatt sah, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern eilte dem Vater auf der Brücke entgegen. Als die im Schlosse hörten, was der König dem Wolfe versprochen hatte, war da ein großes Herzeleid. Zuletzt beschloß man des Kuhhirten Tochten in die Kleider der Prinzessin zu stekken und diese dem Wolfe zu übergeben. Am anderen Morgen zog die Tochter des Kuhhirten die schönen Kleider der Prinzessin an und wurde dem Wolfe übergeben. Dieser sprach zu ihr: „sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen! und trabte mit ihr fort. Unterwegs machte er Halt und sagt zu ihr: „lûs mek enmâl!“ und fragte dann: „wat was de glocke, as we wegtôgen?“ Das Mädchen antwortete: „as mîn vâder med den koien wegtôg.“ Da sprach der Wolf: „sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte nich!“ und brachte sie wieder zurück ins Schloß. Hier forderte er die rechte Tochter; die Prinzessin aber weinte und schrie so viel, daß der König endlich beschloß die Tochter des Schweinehirten die Kleider der Prinzessin anziehen zu lassen und diese dem Wolfe zu geben.

Als er unterweges mit ihr rastete, fragte er sie: „wat was de glocke, as we weglôgen?“ Das Mädchen antwortete: „as mîn vâder med den swînen ûtdrêf.“ Da sagte der Wolf ganz ärgerlich: „sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte nich!“ So brachte er auch diese wieder zurück und forderte die rechte Prinzessin. Trotz alles Jammerns und Klagens muste jetzt die Königstochter mit ihm fort. Unterwegs sprach er auch zu ihr: „lûs mek enmâl!“ und dann: „wat was de glocke, as we weglôgen?“ Sie antwortete: „als mein Vater mit den silbernen Löffeln klingelte.“ Vergnügt sprach der Wolf: sett dek up mînen rûen swanz, hurle, hurle, hen; du bist de rechte!“ So trabte er mit ihr in den großen Wald, gerade dahin, wo der hohe Baum stand, worauf das klingende und singende Blatt gesessen hatte. Hier muste die Prinzessin mit dem Wolfe zusammen leben, er war aber gegen sie so gut, daß sie ihn zuletzt recht lieb hatte. Eines Tages sprach der Wolf zu ihr, sie solle ein Feuer anmachen; zugleich gab er ihr ein Schwert in die Hand und befahl ihr ihm damit den Kopf abzuhauen und diesen in das Feuer zu werfen. Sie wollte es zuerst nicht thun, weil sie ihn so lieb hatte; sie fiel ihm um den Hals, weinte und jammerte, doch er bestand darauf und legte seinen Kopf hin. Sie hieb ihn darauf ab und warf ihn ins Feuer. Da sprühte die Flamme hoch empor und in demselben Augenblicke stand ein schöner Prinz vor ihr. Beide reisten nun zu dem Könige, dem Vater der Prinzessin, heiratheten sich und lebten recht lange glücklich mit einander.

6.

Der Mistkäfer.

Ein Bauer wollte zu Markte gehn und fragte seine Kinder, was er ihnen mitbringen solle? Das eine wünschte sich dieses, das andere jenes. Die Magd stand gerade auch da, und er fragte auch diese, was er ihr mitbringen solle? Sie antwortete, das erste, was er auf dem Wege fände. Als er nahe bei der Stadt war, sah er auf dem Wege einen Mistkäfer (pâgelworm) liegen. Aus Scherz hob er ihn auf, wickelte ihn in Papier und steckte ihn in die Tasche. Am Abend kam er nach Hause zurück und gab sei-

nen Kindern das, was sich jedes gewünscht hatte, der Magd aber gab er das Papier mit dem Mistkäfer. Sie nahm es und steckte es unbesehen sogleich in die Tasche. Des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr kam ein Mensch zu ihr und sagte, er sei in den Mistkäfer verwünscht, den sie in der Tasche habe; wenn sie ihn sieben Jahre lang bei sich trüge, so werde er wieder ein Mensch und ein König und werde sie heirathen. Die Magd that, wie er gesagt hatte, und nach sieben Jahren ward der Mistkäfer zu einem Menschen. Er hielt nun auch Wort und heirathete das Mädchen.

7.

Der dumme Hans.

Ein Bauer hatte drei Söhne, von denen der jüngste und dümmste Hans hieß. Der Bauer war schon bei Jahren und wollte sich deshalb auf die Leibzucht setzen. Da sich nun aber seine Söhne nicht um das Haus vertragen konnten, so schickte er sie in die Welt mit dem Gebote, nach einem Jahre wieder zu kommen; wer dann die feinste Stiege Leinwand brächte, der sollte das Haus haben. Die drei Söhne gingen fort. Hans ging in den Wald hinein und traf darin ein verwünschtes Schloß an. In dem Schlosse fand er eine Maus, die sprach zu ihm: „Hans, wo kommst du denn her?“ Hans antwortete: ja so und so, und erzählte nun, daß er und seine Brüder von dem Vater fortgeschickt wären, weil sie sich nicht um das Haus hätten vertragen können, und daß derjenige von ihnen, welcher nach einem Jahre die feinste Stiege Leinwand brächte, dasselbe haben solle. Die Maus sprach zu ihm: „willst du ein Jahr hier bleiben, so sollst du die Leinwand haben, aber du must mich alle Morgen kämmen und waschen.“ „Das will ich wohl thun,“ entgegnete Hans und blieb da. Nun kämmte und wusch er die Maus alle Morgen und hatte es übrigens recht gut. Als nun das Jahr um war, da sprach die Maus zu ihm: „Hans, du must dich auf den Weg machen, deine Brüder sind gewis schon da; geh auf die Kammer, da liegt eine Stiege Leinwand, die nimm zu dir.“ Hans that, wie ihm befohlen war, wickelte die Stiege Leinwand zusammen und steckte sie in die Westentasche. Dann ging er fort.

Als er in das Dorf kam, worin sein Vater wohnte, ging er unter einem Wagenschauer hin und fand da ein altes rûflaken (ein grobes Betttuch), dieses wickelte er zusammen, hing es auf seinen Stock und ging damit nach dem Hause seines Vaters. Als ihn seine Brüder, die schon da waren, von fern kommen sahen, dachten sie: der Hans wird das Haus gewis nicht davon tragen. Der Vater fragte: „Hans, ist das deine Stiege?“ „Ja,“ sagte Hans ruhig. Als aber seine Brüder in der grösten Freude waren, holte er seine Stiege aus der Tasche hervor. Darauf sprach der Vater: „Hans, das Haus ist dein.“ Als nun Hans das Haus beziehen wollte und die beiden Brüder heraus sollten, da wollten diese nicht im Guten weichen, und der Vater konnte den Streit nicht schlichten. Deshalb schickte er die drei Brüder noch einmal auf ein Jahr fort; wer dann die feinste Kette brächte, die gerade um das Haus paßte, der sollte das Haus haben. Die drei gingen fort, Hans aber ging wieder in den Wald hinein und gerade auf das verwünschte Schloß los. Als er in das Schloß gekommen war und die Maus ihn erblickte, sprach sie zu ihm: „Hans, du kommst ja wieder; was heißt das?“ „Ja,“ sagte Hans, „meine Brüder wollten nicht zugeben, daß ich das Haus erhielte, da musten wir noch einmal auf ein Jahr weg; wer dann die feinste Kette bringt, der soll das Haus haben.“ „Du kannst wieder ein Jahr hier bleiben,“ sprach die Maus, „dann sollst du die feinste Kette haben, aber du must mich wieder alle Morgen kämmen und waschen.“ „Das will ich wohl thun,“ erwiederte Hans, und blieb wieder ein Jahr in dem verwünschten Schlosse. Als nun das Jahr um war, sprach die Maus zu ihm: „Hans, du must jetzt wohl fort; geh auf die Kammer, da liegt eine Kette, die wickele zusammen und stecke sie ein.“ Hans nahm die Kette und steckte sie in die Westentasche. Auf dem Wege zu seinem Vater fand er mitten im Walde eine dicke Drahtkette, die nahm er auf und ging damit zu seines Vaters Hause. Als er daselbst ankam, waren seine Brüder mit ihren Ketten schon da. Nun zeigten sie ihre Ketten, aber keine wollte recht passen, die eine war zu kurz, die andere zu lang; auch die dicke Kette, welche Hans im Walde gefunden hatte, war viel zu kurz. Darauf zog dieser seine feine Kette aus der Westentasche heraus, legte sie um das Haus herum und sie paßte ganz genau. So hatte Hans wieder das Haus gewonnen. Aber seine Brüder wollten auch jetzt nicht

aus dem Hause, und so muste der Vater seine drei Söhne noch einmal fortschicken. Dieses Mal bestimmte er, wer von den dreien die reichste Braut mitbrächte, der solle das Haus haben. Alle drei gingen fort und Hans wieder in den Wald, wo das Schloß stand. Als die Maus ihn erblickte, sprach sie: „Hans, du kommst ja schon wieder; du kannst wieder ein Jahr hier bleiben, aber du must mich auch wieder kämmen und waschen.“ „Das will ich gern wieder thun,“ antwortete Hans. Als nun an dem Jahre nur noch drei Wochen fehlten, da sprach die Maus zu Hans: „geh hinein in den Garten und schneid da ein Reis ab, welches ein Jahr alt ist, und schlag mich damit so lange, bis ich blutrünstig geworden bin. Hans ging hinaus in den Garten und fand da einen Stachelbeerbusch; aus diesem schnitt er ein Reis heraus, welches ein Jahr lang gewachsen war, ging damit zwischen elf und zwölf Uhr zu der Maus und schlug sie so lange, bis sie blutrünstig war. Kaum war das geschehen, so fingen alsbald alle Pferde um das Haus herum an zu wiehern (ranschen) und auch die Hähne und die Puter ließen lustig ihre Stimmen erschallen. Jetzt wurde auch im Schlosse alles wieder lebendig, Diener liefen wieder geschäftig hin und her und die Maus war eine Kronprinzessin geworden. Diese sprach zu Hans: „du hast mich und das ganze Schloß erlöst, nun bist du mein lieber Bräutigam. Jetzt komm, wir wollen uns aufmachen und zu deinem Vater reisen.“ Hans war sogleich dazu bereit. Als sie hinkamen, kannte der Vater Hans nicht mehr, so prächtige Kleider hatte dieser an. Anfangs gab sich Hans mit seiner Braut nicht zu erkennen, sondern sie fragten nur, ob er sie wohl drei Wochen lang beherbergen könne. Der Vater sagte, das könne wohl geschehen. Unterdes kamen auch die beiden anderen Söhne an; sie erkannten aber Hans auch nicht. Als nun die drei Wochen abgelaufen waren und der Vater immer aus dem Fenster sah, ob Hans noch nicht käme, da stand endlich die Kronprinzessin auf und fragte ihn, ob er seinen Sohn Hans wohl noch kenne. „Gewis kenne ich den noch,“ sprach der Vater. „Ist es denn dieser, der hier neben mir steht?“ fragte die Kronprinzessin weiter. „Nein,“ sagte jener, „das ist er nicht.“ Da stand Hans auf und sagte: „Ja Vater, ich bin dein Sohn.“ So hatte Hans das Haus zum dritten Male gewonnen, aber jetzt wollte er es nicht haben, sondern schenkte es seinen Brüdern. Seinen Vater nahm

er mit nach dem Schlosse, und da lebten sie vergnügt mit einander bis an ihr Ende. Die Brüder aber durften nicht zu ihm kommen.

8.

Die Ziege.

Ein Schustergeselle kam auf der Wanderung in einen großen Wald. Er verirrte sich darin und es blieb ihm nichts weiter übrig, als auf gut Glück gerade aus zu gehen. Da erblickte er in der Ferne ein Licht, er ging darauf zu und kam endlich zu einem schönen Schlosse. Er ging hinein; kein Mensch und überhaupt kein lebendiges Wesen ließ sich darin blicken, übrigens war alles auf das schönste eingerichtet. In einem der Zimmer ließ er sich auf einem schönen Sopha nieder. Es dauerte nicht lange, so erschien eine niedliche Ziege und setzte sich zu ihm. Dann wurden von unsichtbaren Händen zwei Tassen auf den Tisch gesetzt und in schönem Geschirr Caffee aufgetragen. Er schenkte beide Tassen voll, aus der einen trank er selbst, aus der anderen die Ziege. Als es Mittag geworden war, ward wieder, ohne daß er jemand sah, der Tisch gedeckt, Teller, Messer und Gabeln aufgelegt, und ein köstliches Mal aufgetragen. Auch jetzt setzte sich die Ziege wieder zu ihm und aß mit ihm. Am Abend geschah dasselbe. Als er schlafen gehn wollte, folgte ihm die Ziege in die Kammer; legte das Ziegenfell ab, ward darauf eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit und ging mit ihm zu Bette. So lebte er vierzehn Tage im Schlosse, ohne ein anderes Wesen als die Ziege zu sehen. Da dachte er lebhaft an seine Eltern und wünschte bei diesen zu sein; alsbald stand eine schöne Kutsche mit zwei schwarzen Pferden bespannt vor der Thür. Er setzte sich in den Wagen, aber die Ziege sprang auch hinein und fuhr gerades Weges mit ihm zu dem Hause seiner Eltern. Diese wunderten sich nicht wenig und waren gar nicht damit zufrieden, als sie sahen, daß ihr Sohn eine Ziege mitgebracht hatte, die mit ihm aß und Abends sogar mit ihm zu Bette ging. Sie waren neugierig zu erfahren, was es damit für eine Bewandtnis habe, und so sah denn der Vater eines Abends durch das Schlüsselloch. Da bemerkte er, daß die Ziege das Fell ablegte, ein schönes

Mädchen ward und dann mit seinem Sohne zu Bette ging. Als er das gesehen hatte, nahm er einen Nebenschlüssel, öffnete behutsam die Thür und zerhackte das Ziegenfell. Dadurch war die Jungfrau erlöst und blieb nun ein Mensch. Sie heirathete nun den Gesellen; nach der Trauung setzte sie sich mit ihrem Manne und ihre Schwiegereltern in den Wagen, und fuhr nach ihrem Schlosse zurück. Als sie daselbst ankamen, war auch dort der Zauber gelöst und alles wieder lebendig geworden, Menschen und Thiere. Knechte und Mägde kamen ihnen entgegen und bewillkommneten sie. Auf dem Hofe tummelte sich das Federvieh lustig herum, in den Ställen aber standen viele Kühe und sieben Gespann Pferde.

9.

Die weiße Katze.

Es war einmal ein armer Bauernjunge, der war sehr einfältig, aber dreist und ohne alle Furcht. Dieser vermiethete sich bei einem alten Schweinehirten, welcher gerade krank war und deshalb nicht selbst seine Schweine austreiben konnte. Der Alte befahl ihm nachdrücklich vor Sonnenuntergange mit den Schweinen nach Hause zu kommen. Der Junge merkte aber in seiner Dummheit nicht, daß die Sonne untergegangen war und statt ihrer der Mond am Himmel glänzte; er wartete also noch immer auf den Sonnenuntergang und blieb mit den Schweinen draußen bis zum Morgen, wo der Mond unterging. Als der Junge am anderen Morgen mit den Schweinen zurück kam, war der Alte sehr zornig und drohte ihn fortzujagen. Da verlangte er trotzig seinen Lohn und ging damit weg. Weil er sich vor nichts fürchtete, so beschloß er, sich nach einem verwünschten Schlosse zu begeben, in dem, wie er gehört hatte, alle Nacht jemand wachen muste, dem aber am anderen Morgen jedes Mal der Hals umgedreht war. Es waren dabei schon so viele umgekommen, daß sich niemand mehr dazu finden wollte, obgleich der Graf, dem das Schloß gehörte, demjenigen eine große Belohnung verheißen hatte, der bereit wäre eine Nacht darin zu wachen. Der Junge kam nun zu dem Grafen und erklärte ihm, er sei bereit in dem Schlosse zu wachen, nur verlange er ein Spiel Karten, eine Geige und ein Spiel Kegel, um sich damit

die lange Weile vertreiben zu können. Es wurde ihm alles gegeben, was er gefordert hatte, und nachdem er sich erst noch recht satt gegessen hatte, ging er am Abend auf das Schloß und richtete sich in einem Saale wöhnlich ein. Da es kalt war, so heizte er in dem Ofen stark ein und fing dann an Karten zu spielen. Bald nach elf Uhr öffnete sich die Thür, und es kamen vier schwarze Männer herein, die trugen eine „todte“ Leiche, setzten diese, ohne ein Wort zu sprechen, nieder und gingen dann wieder fort. Der Junge sagte nichts und bekümmerte sich nur um sein Spiel. Als die vier Männer fort waren, ging er zu der Leiche, richtete sie auf und sagte: „es ist kalt, du wirst wohl tüchtig gefroren haben, jetzt kannst du dich wärmen.“ Damit stellte er sie an den Ofen. Nach einer Weile entstand aber ein entsetzlicher Gestank im Zimmer. Da sprang er zornig auf und sagte: „willst du hier einen solchen Gestank machen?“ Mit diesen Worten gab er der Leiche eine Ohrfeige, so daß sie umfiel. Dann spielte er wieder ruhig weiter. Nicht lange nachher kamen die vier Männer wieder und trugen die Leiche fort, ohne daß er sich stören ließ. Ein Weilchen nachher kam einer der vier Männer wieder herein und setzte sich zu ihm an den Tisch. Sogleich lud ihn der Junge ein mit ihm zu spielen; er meinte, zu zweien spiele es sich doch besser, bemerkte aber zugleich, indem er auf die langen Nägel des schwarzen Mannes hinwies: „wenn du verspielst, so schneide ich dir jedes Mal einen Nagel ab. Mein König hat viel Land, um dieses umzugraben, bedarf er vieler Spaten und dazu will ich deine Nägel nehmen.“ Jener schwieg und nahm auch die ihm vorgelegten Karten nicht an. Etwas später kam auch der zweite herein, dann der dritte. Nun, meinte der Junge, könnten sie Solo spielen. Endlich kam auch der vierte. Alle hatten sich um den Tisch herumgesetzt, allen bot er Karten an und forderte sie auf mit ihm zu spielen, nur machte er zur Bedingung, daß er ihnen, wenn sie verlören, die langen Nägel abschnitte. Sie nahmen aber die Karten nicht an, sprachen auch kein Wort, und als es zwölf schlug, gingen sie fort. Darauf kam eine weiße Katze herein und setzte sich zu ihm an den Tisch. Es war zwar eine weiße Katze, doch bemerkte er an den Vorderpfoten ganz deutlich menschliche Finger und an einem derselben einen dicken goldenen Ring. Der Junge sprach zu der Katze, er freue sich sehr, daß er Gesellschaft erhalte; doch die Katze sprach

kein Wort und ging nach einer Weile wieder fort. Bald nachher erschien sie wieder und öffnete eine Kammer, worin ein schönes Bett stand. Sie verwandelte sich dann in eine wunderschöne Prinzessin und legte sich in das Bett. Er aber blieb ruhig an seinem Tische sitzen und spielte, bis die Nacht zu Ende ging. Beim Anbruche des Tages öffnete er die Fensterladen, setzte sich in ein Fenster und spielte auf seiner Geige. Als der Graf das hörte, wunderte er sich nicht wenig darüber, daß er noch lebe, und versprach ihm noch mehr Geld, wenn er auch noch eine zweite und dritte Nacht in dem Schlosse wachen wolle. Der Junge war gern dazu bereit und bat nur, daß man ihm reichlich zu essen und zu trinken mitgeben möge. Es wurde ihm so viel Speise und Trank mitgegeben, wie er nur haben wollte, und so wachte er auch die zweite und dritte Nacht im Schlosse, worin sich alles das wiederholte, was er schon in der ersten Nacht erlebt hatte. Als er nun auch die dritte Nacht glücklich überstanden hatte, war im Schlosse die weiße Katze und alles, was darin bezaubert gewesen war, erlöst; und von allen Seiten kamen die entzauberten Menschen zum Vorschein. Man bat ihn dringend doch im Schlosse zu bleiben, allein er hatte dazu keine Lust, sondern wanderte, nachdem er reichlich belohnt war, weiter.

10.

Die grüne Gans.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwölf Kinder und nichts zu leben. Eines Tages war der Vater mit der ältesten Tochter in den Wald gegangen, um Holz zu holen, da kam eine Kutsche, mit zwei Pferden bespannt, mit großer Schnelligkeit daher gefahren und hielt dicht bei den beiden still. In der Kutsche saß eine grüne Jungfrau, die fragte den Mann, weshalb er so betrübt sei. Als er ihr seine Noth geklagt hatte, sagte sie: „willst du mir deine älteste Tochter geben, so sollst du alles in Ueberfluß haben und dein Keller soll stets mit Speise und Trank gefüllt sein. Deine Tochter wird auch gut bei mir aufgehoben sein, und du kannst sie später wieder bekommen. Besinne dich darauf und wenn du damit zufrieden bist, so bringe das Mädchen zu dem Baumstumpfe, der dort steht.“ Dann fuhr

die Jungfrau wieder fort. Der Mann besann sich einige Zeit, beschloß aber zuletzt seine Tochter hinzugeben. Er brachte sie also an die bezeichnete Stelle und ließ sie auf den Baumstumpf steigen. Sogleich erschien die Kutsche wieder und die grüne Jungfrau befahl dem Mädchen einzusteigen. Als sie das gethan hatte, ging der Wagen wie im Fluge dahin und war bald aus den Augen des Mannes verschwunden.

Als der Mann wieder zu Hause gekommen war, sagte er zu seiner Frau, sie möchte Brot, Butter und Käse aus dem Keller holen und eine Flasche Wein dazu. Diese wuste nicht, was sie dazu sagen sollte, weil er aber darauf bestand, so ging sie in den Keller und fand dort alles in großer Fülle. Sie brachte das Verlangte herauf und fragte nun ihren Mann, wie das zuginge. Er erzählte ihr darauf, was ihm im Walde begegnet war. Von nun an hatten die beiden alles was sie nöthig hatten, in Menge und führten ein frohes Leben.

Das Mädchen aber fuhr mit der grünen Jungfrau mitten in den Wald hinein, bis sie an ein großes, prächtiges Schloß kamen, vor welchem die Kutsche still hielt. Sie stiegen aus und gingen hinein. In dem Schlosse waren viele, viele Zimmer, zu welchen die grüne Jungfrau dem Mädchen die Schlüssel gab und sagte: „diese Zimmer hast du jeden Tag auszukehren und die Betten, die darin sind, zu machen; aber ein Zimmer, zu dem ich dir auch den Schlüssel gebe, darfst du in den sieben Jahren, welche du bei mir bleiben must, nicht öffnen.“ Darauf ging die grüne Jungfrau fort. Das Mädchen blieb nun in dem Schlosse allein, kehrte alle Morgen die Zimmer und machte die darin befindlichen Betten, ohne das verbotene Zimmer zu öffnen. So waren schon sechs Jahre verstrichen, als ihr eines Tages in den Sinn kam, doch auch einmal zu sehen, was in dem ihr verbotenen Zimmer wäre. Sie öffnete die Thür und sah nun in dem Zimmer einen großen Teich; auf dem Teiche schwamm eine grüne Gans, welche die grüne Jungfrau war. Als diese sich bemerkt sah, that sie einen lauten Schrei und verschwand. Das Mädchen verließ sogleich das Zimmer und bereute ihre Neugierde sehr. Darauf kam die grüne Jungfrau zu ihr, machte ihr über ihren Ungehorsam bittere Vorwürfe und sagte: nur noch ein Jahr hätte sie ihr Gebot treu befolgen müssen, dann wäre sie erlöst gewesen; nun aber könne erst in hundert Jahren wieder einer geboren werden, der

im Stande sei sie zu erlösen. Darauf stieg sie mit dem Mädchen in die Kutsche und brachte sie wieder zu dem Baumstumpfe, wo ihre Eltern sie zufällig bei einem Spaziergange fanden. Diese hatten aber von nun an wieder ihre frühere Noth.

11.

Goldhähnchen und Pechhähnchen.

A.

Eine Frau hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter. Die Stieftochter wurde von der bösen Stiefmutter fortwährend zur strengsten Arbeit angehalten. Eines Tages ließ sie, als sie gerade vor der Thür saß und spann, ihren Rocken in den Brunnen fallen. Weil sie fürchtete von ihrer Mutter Schläge zu bekommen, stieg sie in den Brunnen, um den Rocken wieder zu holen. Als sie unten war, kam sie zu einem Apfelbaume, der hing ganz voll von Früchten. Der Apfelbaum sprach zu ihr, sie möchte ihm doch die Früchte abpflücken, sie wären ja allzuschwer, sonst müsse er abbrechen. Das Mädchen pflückte die Früchte ab. Weiterhin kam sie zu einem Backofen, der bat sie das Brot herauszuziehen, sonst müsse es ganz verbrennen. Sie zog das Brot heraus und ging weiter. Darauf kam sie zu einer Kuh, die bat sie ihr die Milch auszumelken. Auch das that sie. Endlich kam sie zu einem kleinen Häuschen und ging hinein. Die Leute im Hause aber fragten sie, ob sie mit ihnen, oder mit Hunden und Katzen essen wolle. Das Mädchen sagte: „mit Hunden und Katzen.“ Statt dessen muste sie aber mit den Leuten am Tische essen. Als sie nun wieder weggehn wollte, fragten sie die Leute, ob sie durch die Goldthür oder durch die Pechthür gehn wolle. Sie antwortete: „durch die Pechthür,“ sie muste aber durch die Goldthür gehn. Da blieb alles Gold an ihr hängen, so daß sie über und über davon bedeckt war. Als nun das Mädchen wieder aus dem Brunnen kam, rief oben der Hahn: „Kikeriki, Goldhähnchen kommt!“ Nun wurde ihre Schwester neidisch auf sie und stieg auch in den Brunnen hinab. Als sie zu dem Apfelbaume kam, bat sie dieser ihm die Aepfel abzupflücken, aber sie sagte: „nein, das thue ich nicht, sonst zerreiße ich mir meine

Kleider," und ging weiter. Dann bat sie auch der Backofen das Brot herauszuziehen, aber das wollte sie auch nicht thun und ging vorbei. Als sie wieder etwas weiter gegangen war, kam sie zu der Kuh, die bat sie ihr die Milch auszumelken. Aber das that sie auch nicht. Endlich kam sie auch zu dem kleinen Hause. Die Leute fragten wieder, mit wem sie essen wolle? Sie wolle mit ihnen am Tische essen, war die Antwort des Mädchens. Da muste sie bei Hunden und Katzen essen, die bissen sie und zerkratzten ihr das ganze Gesicht. Als sie nun beim Weggehn auch gefragt wurde, durch welche Thür sie gehn wolle, sagte sie, sie wolle durch die Goldthür gehn. Da muste sie aber durch die Pechthür gehn. Wie sie nun wieder aus dem Brunnen kam, rief oben der Hahn: "Kikeriki, Pechhähnchen kommt!"

B.

Eine Frau hatte zwei Töchter, eine Stieftochter und eine rechte Tochter. Die rechte Tochter hatte ein schönes Gesicht und war auch schön gewachsen, die andere war aber häßlicher. Die Stieftochter muste die gröbste Arbeit thun; sie muste Holz holen, Gras für die Kuh schneiden, überhaupt die niedrigste Mägdearbeit verrichten. Ihre Schwester aber blieb immer zu Hause und konnte thun, was sie wollte; sie konnte lesen, oder stricken, oder häckeln, so oft sie Lust hatte, aber andere Arbeit that sie nie. Eines Tages muste die arme Stieftochter auch wieder über alle Maßen arbeiten, und sollte am Nachmittage noch eine große Menge Zeug waschen, womit sie vor dem Einbruch der Nacht kaum fertig werden konnte. Da bat sie ihre Schwester, sie möchte ihr doch helfen; doch diese antwortete ihr stolz, sie solle sich schämen so faul zu sein, daß sie eine so kleine Arbeit nicht einmal selbst thun wolle. Als sie spät am Abend das Zeug noch auf die Bleiche brachte, fror sie gewaltig, aber dennoch wagte sie es nicht eher wegzugehn, als bis sie ganz fertig wäre. Als sie nun aus dem Brunnen Wasser zum Besprengen (lecken) schöpfen wollte, sah sie da wunderschönes feines Zeug ausgebreitet, das war ganz "übermenschlich fein." Sie wollte ein Stück davon mitnehmen, da kamen aber die Nymphen aus dem Brunnen und baten, sie möchte doch das Zeug liegen lassen. Sogleich legte sie es wieder hin. Da warf ihr eine der Nymphen einen Stein ins

Gesicht und bespritzte sie mit Wasser aus dem Brunnen. Wie sie nach Hause kam, sah sie, daß sie recht schön geworden war, viel schöner als ihre Schwester. Der Stein aber war ein großer Edelstein. Als das die Schwester sah, ward sie sehr neidisch und wollte durchaus eben so reich werden. Sie ging also zu dem Brunnen und nahm gleich mehrere Stücke von der Wäsche weg. Die Nymphen baten wieder, sie möchte doch die Wäsche liegen lassen; das wollte sie aber nicht anders, als wenn sie auch einen solchen Edelstein erhielte, wie ihre Schwester. Nachdem sie nun das Zeug wieder hingelegt hatte, warf ihr eine der Nymphen ebenfalls einen Stein ins Gesicht und bespritzte sie mit Wasser. Vergnügt lief sie nach Hause. Hier aber fand sie, daß sie lange Eselsohren bekommen hatte und ganz mit Haaren im Gesichte bewachsen war; statt eines Edelsteines aber hatte sie einen dicken Kieselstein. Die schön gewordene Stieftochter heirathete bald darauf einen reichen, reichen Mann und wurde recht glücklich. Ihre Schwester aber wurde immer ärmer; denn sie hatte keinen mehr, der für sie arbeitete, und selbst arbeiten konnte und mochte sie nicht. Zuletzt ließ sie sich mit ihren Eselsohren von ihrer Mutter für Geld zeigen, damit sie nur zu leben hätten. So kam das Mädchen mit seiner Mutter eines Tags auch zu der Schwester, welche sie sogleich erkannte. Sie nahm sie aber freundlich auf und machte ihre Schwester auch wieder hübsch; dazu gab sie ihr noch so viel Geld, daß sie mit ihrer Mutter bequem davon leben konnte, indem sie dachte, der Hochmuth ihrer Schwester sei genug bestraft.

12.

Hänschen Glasköpfchen.

Es war ein armer, alter Mann, der hatte einen Sohn, der wollte nicht mehr bei seinem Vater bleiben. Er ging also fort, und wie er in den Wald kam, begegnete ihm »die alte Zauberin.« Sie fragte ihn, wohin er wolle; er antwortete, das wisse er selbst noch nicht, er wolle sich eine Herrschaft suchen. Da gab sie ihm eine Lilie und sagte dabei, in der Gegend wäre ein Schloß, mit der Lilie solle er die Thür des Schlosses aufschließen und darin einmal nachfragen, ob sie nicht einen Hausknecht nöthig hätten.

Er ging zu dem Schlosse und öffnete es, wie die Alte ihm gesagt hatte. Da nahm man ihn denn auch als Knecht an. In dem Schlosse fand er ein Glas, darin war eine schön aussehende Flüssigkeit; an dem Glase aber stand geschrieben, wenn er die Flüssigkeit an den Kopf wische, so würde dieser vergoldet, aber er dürfe dann die Mütze nicht absetzen. Er bestrich sich damit und bekam einen vergoldeten Kopf. In dem Schlosse war auch ein Gärtner, zu dem ging er bisweilen und half ihm bei seiner Arbeit. Diesen bat er, er möge ihm ein Stück des Gartens abgeben, er wolle sich hübsche Blumen darauf pflanzen. Der Gärtner erfüllte seinen Wunsch. Nun holte er sich Blumen von den Bergen und vom Anger und pflanzte dieselben in seinen Theil. Diese gediehen außerordentlich und wurden viel schöner, als die, welche der Gärtner in seinem Garten hatte. Einst ging die Prinzessin spazieren und bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß die Blumen in dem kleinen Garten so wunderschön waren. Am andern Tage stellte sie sich ans Fenster und sah, wie Glasköpfchen in seinem „Pflanzengarten" bei seinen schönen Blumen arbeitete. Zufällig hatte er auch einen Augenblick die Mütze abgesetzt, so daß sie seinen vergoldeten Kopf erblickte. Darauf schickte sie zu ihm und ließ ihm sagen, er solle ihr einmal einen Blumenstrauß bringen. Als er diesen nun der Prinzessin brachte, blieb er in der Stubenthür stehn, warf ihn in die Stube und lief dann wieder fort. Am andern Tage schickte die Prinzessin abermals zu ihm, er solle ihr einen Blumenstrauß bringen; er machte es aber wieder eben so, warf die Blumen in die Stube und lief dann fort. Am dritten Tage schickte sie wieder zu ihm, sagte aber vorher ihrer Kammerfrau Bescheid, die muste sich hinter ihn stellen und ihn, als er den Blumenstrauß hineingeworfen hatte und nun wieder davon eilen wollte, in die Stube stoßen. Als er einmal in der Stube war, fanden die beiden Gefallen an einander und liebten sich. Als der alte König, der Vater der Prinzessin, das erfuhr, war er gar nicht damit zufrieden, konnte sie aber doch nicht dahin bringen, daß sie von einander ließen. Da musten die beiden auf seinen Befehl nach einem alten Schlosse ziehen, welches in der Nähe stand. Hier kam nach einiger Zeit die alte Zauberin wieder zu Glasköpfchen und brachte ihm drei Lilien. Zugleich sagte sie, dem Könige sei der Krieg erklärt; nun solle er in den Wald gehn, darin stände ein Baum, den solle

er mit einer Lilie aufschließen; in dem Baume aber wäre ein Pferd und eine Rüstung (mundérunge), die solle er heraus nehmen, damit in den Krieg ziehen und mit fechten. Er that, wie sie gesagt hatte, und fand auch alles so. Darauf zog er mit dem Pferde und der Rüstung in den Krieg und gewann für den alten König die Schlacht. Zur Belohnung für seine Tapferkeit gab ihm dieser einen Reichsapfel. Als nun der Krieg vorbei war, ging er wieder zu dem Baume im Walde, brachte das Pferd und die Rüstung hinein und kehrte dann zu seinem alten Schlosse zurück. Bald darauf wurde dem Könige zum zweiten Male der Krieg erklärt; da schloß er mit der zweiten Lilie einen zweiten Baum auf, aus diesem kam wieder ein anderes Pferd heraus, darin hing eine andere Rüstung, die er nahm und anzog. Damit ging er wieder in den Krieg, gewann abermals die Schlacht und erhielt von dem Könige einen zweiten Reichsapfel. Nachdem er dann das Pferd und die Rüstung wieder in den Baum gebracht hatte, kehrte er zu dem alten Schlosse zurück. Dahin kam auch die alte Königin, um ihrer Tochter zu erzählen, daß ihr Vater gesiegt habe, sah aber dabei ihren Schwiegersohn nicht einmal an, weil er ihr zu arm und zu gering war. Da ward dem Könige zum dritten Male der Krieg erklärt. Glasköpfchen nahm nun die dritte Lilie, schloß damit den dritten Baum auf, nahm aus diesem ein drittes Pferd und eine dritte Rüstung und gewann damit die Schlacht. Der König schenkte ihm nun einen dritten Reichsapfel. Dieses Mal behielt er aber seine Rüstung an, ging damit nach Hause und hängte die drei Reichsäpfel unter der Decke auf. Die alte Königin kam wieder und wollte ihrer Tochter die frohe Nachricht bringen, daß ihr Vater gesiegt habe. Als sie aber den Mann in der Rüstung und die Reichsäpfel am Balken hängen sah, fiel sie fast in Ohnmacht. Die beiden wurden nun „voll Freuden in das Schloß genommen," und Glasköpfchen erhielt die Krone. Wenn er noch lebt, mag er heute noch regieren.

13.

Die sieben Soldaten.

Sechs Soldaten und ein Unteroffizier wurden an einem abgelegenen Orte auf Wache gestellt. Dreimal zwei Stunden hat-

ten sie daselbst schon gestanden ohne abgelöst zu werden. Endlich wurden sie so hungerig, daß sie zu desertiren beschlossen. Nachts um zwölf Uhr verließen sie ihren Posten und kamen am anderen Morgen, nachdem sie bis dahin in einem Walde gegangen waren, an ein altes, verfallenes, verwünschtes Schloß. Sie gingen hinein und gelangten in ein reines, schönes Zimmer. Sie setzten sich ohne weiteres hin, und der Corporal sprach: „wenn ich doch nur eine Pfeife Taback hätte, ich habe so lange nicht geraucht.“ Alsbald trat ein Diener ins Zimmer und brachte sieben Pfeifen nebst Taback. Sie sahen sich verwundert an und wusten nicht, was sie dazu sagen sollten. Als sie eine Weile geraucht hatten, sagte der eine Soldat: „ich habe seit langer Zeit nichts gegessen, und es wäre gar nicht übel, wenn wir etwas zu essen hätten.“ Abermals trat der Diener in das Zimmer und tischte die schönsten und besten Speisen auf. Sie wunderten sich nicht wenig, aßen aber und thaten sich gütlich. Als sie gegessen hatten, dachten sie ans Bett. Kaum hatte einer davon gesprochen, als auch schon der Diener wieder eintrat, ein Licht brachte und in eine Kammer ging, indem er ihnen zu folgen winkte, denn bis dahin hatte er noch kein Wort gesprochen. „Einer muß aufbleiben,“ sagte der Corporal, „man kann nicht wissen, was vorfällt.“ Da nun keiner freiwillig aufbleiben wollte, so muste das Loos entscheiden, und dieses traf den Corporal. Nachts um elf Uhr kamen sieben schwarzgekleidete Jungfrauen, nachdem sie zuvor angeklopft hatten, in die Kammer. Als der Corporal sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, nahm eine der Jungfrauen das Wort und sprach zu ihm: „wenn er mit seinen Kameraden sieben Jahr im Schlosse bleiben wolle, so sollten sie alles im Ueberflusse haben, und was sie nur wünschen möchten, das werde sogleich da sein; nur dürften sie in den sieben Jahren nicht aus dem Schlosse gehn und an keine Jungfrau denken.“ Er erwiederte: „er wolle das seinen Kameraden sagen und sich mit diesen besprechen.“ Darauf sagte dieselbe Jungfrau: „morgen Abend wollen wir wieder kommen;“ und damit waren sie verschwunden. Am andern Morgen erzählte er seinen Kameraden, was in der Nacht vorgefallen war. Sie besprachen sich darüber und beschlossen die sieben Jahre da zubleiben. „Nun will ich mich auch hinlegen, denn ich habe seit vier Nächten keine Ruhe gehabt,“ sagte der Corporal und legte sich schlafen. In der nächsten Nacht traf das Loos

zu wachen wieder den Corporal. Die sieben Jungfrauen erschienen wieder, um die Antwort zu vernehmen, und freuten sich sehr, als der Corporal ihnen erklärte, er und seine Kameraden wollten die sieben Jahre im Schlosse bleiben. Von da an hatten sie alles in Ueberfluß und waren fröhlich und guter Dinge. Das Loos Nachts aufzubleiben traf jedes Mal den Corporal. So waren schon sechs Jahre glücklich vergangen, als einer der sieben, der Einsamkeit überdrüssig, nicht länger im Schlosse bleiben wollte. „Soll ich denn," sprach er, „meine Lebenszeit in diesen Mauern, so einsam und ohne Frau hinbringen? nein, das will ich nicht." Seine Kameraden baten ihn sehr zu bleiben und sagten, er könne sie alle und sich dazu unglücklich machen. Allein er ließ sich nicht halten, sondern verließ das einsame Schloß. „Heute Nacht gibt es wieder etwas," sagte der Corporal, „und ich bleibe nicht auf." Aber das Loos traf ihn wieder, und er muste aufbleiben. Um elf Uhr kamen die sieben Jungfrauen, sechs weiß gekleidet, die siebente aber war ganz schwarz gekeidet. Die sechs weißgekleideten waren erlöst, die siebente schwarzgekleidete aber nicht. Dieselbe Jungfrau, welche früher gesprochen hatte, fragte auch dieses Mal, weshalb sein Kamerad weggegangen wäre. Er sagte den Grund. Darauf fragte jene, ob er wohl seinen Kameraden noch kennen würde. „O ja," antwortete er. Da öffnete die siebente schwarzgekleidete ihre Schürze und ließ daraus die Knochen seines Kameraden auf den Boden fallen. Der Corporal erschrack sehr, als er dies sah. Darauf fragte ihn jene, ob er wohl einen anderen an dessen Stelle anschaffen könnte? Er antwortete, er wolle es versuchen. Nun sagte sie ihm, in dem Stalle stände ein Pferd mit Reitzeug, Sattel und allem Erforderlichen; auch stände im Stalle ein Rennthier, das solle er vorauslaufen lassen und ihm auf dem Pferde nachfolgen, so werde er schon einen anderen finden. Als er in den Stall kam, fand er alles so, wie sie gesagt hatte; nur war das Pferdegeschirr sehr alt und ganz mit Spinngeweben überzogen, und das Pferd selbst ging auf drei Beinen. Er that, wie ihm gesagt war, und das Rennthier lief gerade auf die Stadt los, aus welcher er desertirt war. „Das wird gut gehn," dachte er, „nun werden sie dich fangen und erschießen." Doch als er ans Thor kam, fragten die Soldaten: was er zu befehlen hätte? — „Das geht gut," sprach er bei sich, und ließ sich in ein Wirthhaus führen. Hier wurde

er aufs beste bewirthet. Dann fragte er den Wirth, ob er keinen Bedienten für ihn hätte. „Ich habe einen Ochsenknecht,“ antwortete der Wirth, „der paßt dazu ganz gut; wie willst du ihn aber bezahlen?“ Darauf erwiederte er, in der Nacht käme eine Post von seinem Schlosse, welche ihm Geld brächte; sie möchten ihn dann nur wecken. Er dachte dabei: wenn auch kein Geld kommt, so läßt dich der Wirth doch wohl ziehen. In der Nacht aber kam eine Post und brachte einen Koffer voll Geld, welches die Jungfrauen geschickt hatten. Am anderen Morgen reiste er mit seinem Bedienten nach dem Schlosse ab. Hier setzte er diesem alles aus einander, und er war bereit das Jahr da zu bleiben. In der Nacht kamen die Jungfrauen wieder und erklärten sich zufrieden gestellt. Als nun die Zeit abgelaufen war, herrschte am anderen Morgen in dem Schlosse die gröste Pracht. Die Prinzessin, welche immer gesprochen hatte, war eine Kaiserin, und die anderen sechs waren Königinnen. Die Kaiserin heiratete den Corporal, die Königinnen heirateten die sechs anderen. Sie gaben dem Corporal ein Horn, womit er auf einen Thurm gehn und aus den Löchern desselben blasen muste. Da war alles entzaubert; „hier waren Königreiche, da Hofstaat, da allerlei Thiere.“ Sie lebten nun alle glücklich mit einander, und das Märchen ist aus.

14.

Die zertanzten Schuhe.

Ein König hatte sechs Töchter, die verschwanden in jeder Nacht aus ihren Betten, ohne daß man wuste, wohin sie gingen, und immer, wenn sie zurückkamen, waren die Sohlen von den Schuhen. Der König gab sich alle erdenkliche Mühe die Sache herauszubringen, aber alles war umsonst. Da ließ er bekannt machen, wer ihm sage, wohin sich Nachts seine Töchter begäben, der solle sich eine von ihnen zur Gemahlin wählen. Das hörte auch ein Bauer und versank über den Gedanken, daß er eine der Prinzessinnen gewinnen könnte, in tiefes Nachdenken, so daß er mit der Zeit ganz schwermüthig geworden war. Als er nun einst ganz betrübt seines Weges ging, begegnete ihm ein Zwerg.

Dieser fragte ihn, warum er so betrübt sei. Der Bauer wollte zuerst gar nicht antworten und meinte, er könne ihm doch nicht helfen, aber der Zwerg antwortete, das könne man nicht wissen, er möge es ihm nur sagen. Da erzählte er denn, was der König habe bekannt machen lassen, und wie er darüber ganz unglücklich sei, daß er die Sache nicht herausbringen könne. Der Zwerg sagte darauf, er möge nur vor die Stadt auf eine Wiese gehn, die er ihm näher bezeichnete, da stehe ein Waschhaus und darin ein Bett. In dieses Bett solle er sich nur legen und so thun, als liege er im festen Schlafe; auch solle er eine Flasche mit Branntewein neben sich legen, so daß es schiene, als habe er sich betrunken; trinken dürfe er aber bei Leibe nicht, vielmehr müsse er sorgfältig auf alles achten, was die Königstöchter thäten und genau dasselbe thun. Der Bauer begab sich nach dem bezeichneten Hause und that genau so, wie ihm gesagt war. Nachts um elf Uhr erschienen auch die Königstöchter und rüttelten ihn tüchtig, um sich zu überzeugen, ob er schliefe. Als er sich nun nicht rührte und nicht regte, öffneten sie eine Fallthür, die er vorher gar nicht gesehen hatte, und stiegen durch diese hinab. Nun sprang auch der Bauer rasch auf und stieg ihnen nach. Sobald er die Treppe betrat, wurde er unsichtbar, so daß die vorangehenden Königstöchter ihn nicht bemerken konnten. Sie kamen bald in einen wunderschönen Baumgang. Als sie eine Strecke darin fortgegangen waren, stand da ein Birnbaum am Wege, der lauter goldene Birnen trug, von welchen der Bauer eine abpflückte. Sobald als das geschehen war, entstand ein lauter Knall. Die Königstöchter hörten das, wurden sehr ängstlich und fürchteten schon, daß der Bauer in dem Bette ihnen gefolgt sei; doch als sie nichts sahen, gingen sie weiter. Sie kamen dann an einen breiten Fluß, an dessen Ufer ein Kahn lag. In diesen setzten sich die sechs Königstöchter, und der Bauer stieg ungesehen mit ein. Auf der anderen Seite des Flusses stand ein prächtiges Schloß; in dieses traten sie ein und gelangten in einen großen Saal, dessen Fußboden aus goldenen Hechelnzacken bestand. In dem Saale erwarteten sechs verwünschte Prinzen die Prinzessinnen schon und fingen alsbald mit ihnen zu tanzen an. Während sie tanzten, brach der Bauer eine der goldenen Hechelnzacken aus, und wiederum entstand ein lauter Knall. Abermals wurden die Prinzessinnen ängstlich; doch als sie nichts sahen, beruhigten sie sich

wieder. Nachdem sie die Stunde von elf bis zwölf Uhr hindurch getanzt hatten, machten sie sich eilig auf den Rückweg, stiegen in den Kahn und fuhren über den Fluß zurück. Der Bauer der wieder mit eingestiegen war, eilte voran, legte sich wieder in das Bett und that, als wenn er fest schliefe. Auch die Königstöchter legten sich, als sie im Schlosse wieder angekommen waren, in ihre Betten und schliefen. Am anderen Tage begab sich der Bauer zum Könige und sagte, jetzt wolle er ihm mittheilen, wohin seine Töchter in jeder Nacht gingen, und erzählte ihm dann alles. Der König ließ nun seine Töchter einzeln vor sich kommen und fragte sie, ob das wahr sei, was der Bauer angegeben habe, erst die älteste, dann die anderen, so wie sie auf einander folgten. Die fünf ältesten leugneten hartnäckig, worauf der König einer nach der anderen das Haupt abschlagen ließ. Nur die jüngste sagte, sie wolle alles gestehen. Schon fünf Jahre hätten sie mit den verwünschten Prinzen jede Nacht getanzt; hätten sie auch noch das sechste Jahr hindurch mit ihnen getanzt, so wären sie erlöst worden; auch wären sie erlöst worden, wenn sie sich, eben so wie ihre Schwestern, den Kopf hätte abschlagen lassen. Der Bauer erhielt nun die jüngste Prinzessin zur Gemahlin.

15.

Die drei Hunde.

Einem Soldaten, der aus einem langen Kriege zurückkehrte, war das Geld zu Ende gegangen, so daß er gar nichts mehr hatte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die bat er um eine kleine Unterstützung. Die Frau war auch dazu bereit und gab ihm ihre alte Schürze; mit dieser, sagte sie, solle er an dem Bache hinaufgehn, bis er zu einer hohen Weide käme, auf diese solle er hinaufsteigen und dann sich darin hinunterlassen. Als er nun von ihr wegging, fragte er sie noch, ob er ihr nicht auf dem Wege etwas besorgen könne. „O ja,“ antwortete sie, „bring mir doch das Feuerzeug mit, welches da steht, das habe ich vergessen.“ Der Soldat ging nun zu dem Baume und stieg darin hinunter. Als er unten war, stand da eine große Kiste, darauf saß ein Hund, der hatte ein Paar Augen im Kopfe, wie ein Paar Tassen. Dann stand da eine zweite Kiste, darauf saß ein

Hund mit Augen so groß wie zwei Teller, und noch eine dritte, worauf ebenfalls ein Hund saß, der hatte Augen, wie zwei große Schüsseln. Der Soldat nahm nun ohne langes Bedenken die Hunde, setzte sie alle drei auf die alte Schürze und machte dann die Kisten auf. Da war in der ersten Kupfergeld, in der zweiten Silbergeld, in der dritten aber gemünztes Gold. Daraus nahm er sich so viel, wie er nur tragen konnte, auch vergaß er nicht das Feuerzeug beizustecken. Darauf stieg er wieder aus dem hohlen Baume und ging weiter. Nicht lange darauf begegnete er wieder der alten Frau, die von ihm das Feuerzeug forderte; er wollte es aber nicht herausgeben. So kamen sie mit einander in Streit, und der Soldat schlug die alte Frau todt. Nun hatte er Geld genug und konnte recht vergnügt leben, aber er gab so viel aus, daß es doch bald zu Ende ging. Allmählich blieben nun seine vielen Freunde aus, und zuletzt lebte er ganz verlassen für sich allein. Eines Tages wollte er sich eine Pfeife anzünden und bediente sich dabei jenes Feuerzeuges, woran er bis dahin nicht wieder gedacht hatte. Jetzt merkte er auf einmal, wozu das Feuerzeug gut wäre; denn sogleich erschienen die drei Hunde und fragten ihn, was er wünsche. Da sagte er, sie möchten ihm Geld holen. Es dauerte keine halbe Stunde, so waren alle drei Hunde wieder da und brachten viel, viel Geld mit. Nun war er wieder reich und dachte jetzt sogar daran die Prinzessin zu heirathen, welche in der Stadt wohnte. Er wuste aber nicht, wie er das anfangen sollte, weil er gar nicht hübsch war. Da rief er seine Hunde und fragte sie, ob sie es nicht anzufangen wüsten. „Das wollen wir schon machen,“ erwiederten die Hunde und liefen fort. Am Abend gingen alle drei nach dem Schlosse und brachten die Prinzessin auf ihrem Rücken zu dem Soldaten; auf dieselbe Weise brachten sie sie nachher auch wieder ins Schloß zurück. Am anderen Morgen erzählte die Prinzessin die Geschichte, als wenn sie ihr geträumt hätte. Der König wurde aber doch bange und ließ Wachen vor ihre Kammerthür stellen. Als nun in der nächsten Nacht die Hunde wieder kamen, schliefen die Wachen, und so nahmen die Hunde die Prinzessin wieder mit sich. Ein Soldat hatte es aber doch gesehen, lief den Hunden nach und machte einen Strich an das Haus, in welches sie gelaufen waren. Diese hatten es aber bemerkt und machten an alle Häuser Striche, so daß nun doch keiner wissen konnte, in

welchem Hause die Prinzessin gewesen war. Am dritten Abend holten die Hunde die Prinzessin wieder. Dieses Mal streute die Wache Erbsen vor das Haus, aber die Hunde lasen die Erbsen alle wieder auf. Am vierten Tage ging der Soldat selbst zum Könige und hielt um dessen Tochter an; dieser ließ ihn aber ins Gefängniß setzen. Nun war er verloren, denn er hatte sein Feuerzeug nicht bei sich, konnte also auch die Hunde nicht rufen. Da zerbrach er sich nun darüber den Kopf, wie er wohl entkommen könnte, aber er konnte keine Mittel und Wege finden. Indem ging ein Junge unter seinem Fenster her, den bat er, ihm einen Gefallen zu thun, es wäre ja der letzte, denn in wenigen Tagen müßte er doch sterben. Der Junge war dazu bereit. Nun bat er ihn, er möchte ihm doch das Feuerzeug von seiner Stube holen, und beschrieb ihm die Stelle ganz genau, wo es stand. Der Junge kam bald mit dem Feuerzeuge zurück, und der Soldat zog es an einem Bindfaden zu seinem Gitterfenster herauf. „Nun ist es gut,“ dachte er. Als er nun auf dem Richtplatze stand, bat er um die Gnade, noch einmal rauchen zu dürfen, und das wurde ihm auch gewährt. Kaum hatte er aber mit seinem Feuerzeuge Feuer angeschlagen, als auch schon seine drei Hunde ankamen. Zu diesen sprach er: „faßt!“ und sogleich sprangen die Hunde zu und zerrissen die Richter und den König. Darauf heirathete der Soldat doch die Prinzessin und lebte mit ihr recht glücklich, und wenn sie nicht schon gestorben sind, so leben sie noch.

16.

Der Besenbinderjunge.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der ging eines Tages in einem Walde spazieren. Da begegnete ihm die Zauberin und fragte ihn, wohin er wolle? Er erwiederte, er wolle nur ein wenig spazieren gehn. Darauf fragte sie weiter, was er daran wende, wenn sie ihn glücklich mache? Der Kaufmann meinte, die alte Frau könne ihn wohl nicht glücklich machen. Aber die Zauberin gab ihm eine Lilie und sagte: in dem Walde läge ein Schloß, zu diesem solle er hingehn und mit der Lilie das Thor aufschließen; in dem Schlosse wäre ein langer Gang, in diesem

solle er hinausgehn, dann werde er zu einer Stelle kommen, wo zwei „Geld rührten;“ dabei läge ein großer Hund auf einem Kessel, der ihn grimmig anblicken würde. Die beiden solle er dann fragen, ob er sie nicht erlösen könne. Der Kaufmann that, wie ihm geheißen war, und fand auch alles so, wie ihm die Zauberin gesagt hatte. Als er die beiden, welche das Geld rührten, fragte, ob er sie nicht erlösen könne, antworteten sie, er könne das nicht, nur ein armer, unschuldiger Knabe vermöge sie zu erlösen. Darauf fragte sie der Kaufmann, ob sie ihm nicht drei Stücke Geld umwechseln wollten. Sie waren dazu gern bereit und gaben ihm für seine drei Stücke Geld drei Goldstücke. Als er zurückkam, war die Zauberin wieder da und sagte ihm, er solle drei Tage hinter einander jedes Mal am Morgen eins der drei Goldstücke irgendwo hinlegen; wer dann das Geld fände, der könne die beiden erlösen. Der Kaufmann that das. Am ersten Morgen kam ein Besenbinderjunge, der fand das hingelegte Goldstück und steckte es bei. Der Kaufmann aber befahl dem Jungen, er solle den nächsten Tag ihm noch eine Tracht Besen bringen, und legte das zweite Goldstück so hin, daß er es finden muste. Am dritten Morgen kam der Junge mit seinen Besen wieder und fand auch das dritte Goldstück. Darauf fragte ihn der Kaufmann, ob er nicht Lust hätte die Kaufmannschaft zu erlernen. Der Junge wollte Anfangs nicht und meinte, er sei ja nur ein armer Besenbinderjunge und habe kein Geld, darum könne er auch nicht Kaufmann werden; doch der Kaufmann redete ihm so lange zu, bis er endlich einwilligte und zu ihm in die Lehre ging. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Kaufmanne gewesen war, nahm ihn dieser eines Tages mit in den Wald. Die Zauberin kam wieder daher und sagte zu ihnen, sie sollten zu dem Schlosse gehn, aber ein schwarzes Huhn mitnehmen, welches keinen Schwanz habe (en stûphaun) und dasselbe neben den Hund auf den Kessel setzen. Als sie dahin gekommen waren, wo die beiden rührten, und das Huhn auf den Kessel gesetzt hatten, sprang dieses den Rührenden auf die Hände und hackte sie. Alsbald waren beide verschwunden; nun sprang das Huhn dem Hunde auf den Kopf und „hackte sich auch mit diesem lange herum,“ bis er endlich wich. „Als nun alles weg war,“ nahmen sie das Geld und gingen damit nach Hause. Sie haben nachher vielen armen Leuten davon Gutes gethan.

17.

Der Affe.

Ein Vater hatte einen Sohn, den raubte ein Affe, der ihn mit zu den Affen nahm. Nach und nach fiel dem Knaben das Zeug vom Leibe, und er sah endlich ganz wie ein Affe aus. Er kletterte mit den Affen auf die Bäume und half die Gärten verwüsten. Einst wurden sie dabei überfallen; viele wurden getödtet, einige gefangen, unter diesen war auch der Knabe. Niemand erkannte ihn als einen Menschen, sondern man hielt ihn für einen Affen und sandte ihn mit den übrigen an des Königs Hof. Hier hinterbrachte er, da er die Sprache nicht verlernt hatte, alles, was die Dienstboten heimlich thaten, dem Hofmeister auf das genaueste, und keiner dachte daran, daß der Affe sprechen könne. Endlich kam es doch an den Tag und der König ließ ihn zu sich kommen. Diesem erzählte er nun seine ganze Lebensgeschichte, wie er von dem Affen in den Wald geschleppt sei und sich nicht wieder habe herausfinden können. Der König ließ ihm das Haar schneiden und Kleider anziehen und machte ihn zu seinem Jäger. Es hauste aber zu der Zeit ein Unthier im Walde, welches alles verwüstete und Menschen und Vieh verzehrte. Um die Plage los zu werden, ließ der König im Lande bekannt machen, daß derjenige, welcher das Ungeheuer tödten würde, seine Tochter zur Frau haben solle. Schon hatten es viele versucht, waren aber alle von dem Ungeheuer umgebracht. Da machte sich des Königs Jäger auf dasselbe zu tödten. Er ließ sich zu dem Zwecke wieder die Haare wachsen, begab sich dann in den Wald und lauerte dem Ungeheuer auf. Als er es erblickte, sprang er ihm mit der Schnelligkeit eines Affen auf den Nacken und erdolchte es. So wurde das Land von der Plage befreit, und der Jäger bekam die Königstochter zur Frau und lebte mit ihr vergnügt und fröhlich bis an sein Ende.

18.

Das Schiff, das ohne Wind und Wasser fährt.

Ein König hatte eine Tochter, die war schöner als alle Mädchen im Lande. Es fanden sich viele Freier ein, die sich eifrig um sie bewarben,

aber ohne allen Erfolg; denn der König erklärte, er werde sie nur demjenigen geben, der ihm ein Schiff brächte, welches ohne Wind und Wasser führe. Das hörte auch ein Hirtenjunge (aubêre, d. i. Unterhirte), der dachte bei sich: „die Königstochter muß mein werden.“ Da nahm er eine Axt und ging weit, weit weg zu einem Walde, um da das Holz zu dem Schiffe zu hauen. Als er vor den Wald gekommen war, saß da ein kleines, weißes Männchen, welches ihn fragte, wohin er wolle und was er vorhabe. Nachdem der Hirtenjunge alles erzählt hatte, ließ sich das Männchen von ihm die Axt geben und sagte, er solle sich nur an seine Stelle setzen und warten, bis er wieder käme, er wolle für ihn das Holz schlagen. Nach einer kleinen Weile kam das Männchen in einem Schiffe zurück, welches ohne Wind und Wasser fuhr. In dieses ließ er den Jungen steigen und hieß ihn alles mitnehmen, was er an der Straße finden würde. Als er eine Strecke gefahren war, sah er einen Menschen an der Straße sitzen, der mit großer Gier von einem todten Pferde aß. Auf die Frage des Hirtenjungen, warum er das thue, antwortete jener: „ich habe einen so starken Hunger, daß ich schon zehn Pferde verzehrt habe; jetzt bin ich an dem elften, und doch bin ich noch lange nicht satt.“ Da sagte der Hirtenjunge, er möge nur mitfahren; bekomme er die Königstochter, so solle er sich auch recht satt essen. Nicht lange darauf kam er an eine Stelle, wo einer an einem Teiche lag und gierig trank. Auch diesen fragte er, weshalb er das thäte. Der Trinker antwortete: „ich habe einen so gewaltigen Durst, daß ich ihn gar nicht stillen kann; zehn Teiche habe ich bereits ausgetrunken, nun liege ich am elften und bin doch noch immer durstig.“ Der Hirtenjunge hieß ihn ebenfalls in sein Schiff steigen, mit der Zusage, daß er sich satt trinken solle, wenn er die Königstochter bekäme. So fuhr er weiter, und nicht lange nachher begegnete ihm wieder einer, der hatte das eine Bein auf die Schulter gelegt und lief doch noch so schnell, wie der Wind weht und der Vogel fliegt. Als er diesen fragte, wohin er so eilig wolle, sagte jener, er wolle noch viele, viele Stunden weit, um zu Mittage zu essen. Auch diesen hieß er einsteigen und sagte, wenn er die Königstochter bekäme, so wolle er ihn in seine Dienste nehmen. Auf der weitern Fahrt fand er noch einen am Boden liegen, der scharf mit dem Bogen zielte. Er fragte ihn, wonach er so scharf ziele. Jener antwortete: „viele Stunden weit von hier sitzt auf der

Spitze eines Kirchthurms eine Mücke, die will ich herunterschießen." Auch diesen nahm er mit und sagte, er wolle ihn in seine Dienste nehmen, wenn er die Königstochter geheirathet hätte.

Als der Hirtenjunge nun mit seinem Schiffe, mit dem Esser, dem Trinker, dem Läufer und dem Schützen nach der Königsburg kam, übergab er dem Könige das Schiff und forderte seine Tochter zur Frau. Diese aber zeigte gar keine Lust zu der Heirath und sagte: "das ist ja der Hirtenjunge, den mag ich nicht zum Manne haben." Auch ihr Vater, der König, war gar nicht geneigt sein Kind einem Hirtenjungen zu geben und erklärte, die Hochzeit könne nicht eher sein, als bis er von hundert Maltern Weizen das Brot aufgegessen habe. Das muste nun der Esser übernehmen, und als er damit fertig war, so war er kaum satt. Der König wollte aber dem Hirtenjungen seine Tochter noch nicht geben und sagte, die Hochzeit könne erst dann sein, wenn er von hundert Maltern Gerste das Bier ausgetrunken hätte. Auch davor war ihm nicht bange; sein Trinker muste sich daran machen, und als er das Bier ausgetrunken hatte, war sein Durst eben gestillt. Nun konnte der König dem Hirtenjungen seine Tochter nicht länger versagen, und die Hochzeit sollte vor sich gehn. Als aber Braut und Bräutigam zur Kirche gehn wollten, da fehlte diesem der Taufschein und es ward ihm nur eine Stunde Zeit gegeben, um ihn zur Stelle zu schaffen. Sogleich schickte er seinen Läufer ab; aber die Stunde war fast verflossen und der Läufer noch immer nicht wieder da. Nun wurde der Schütze abgeschickt, um zu sehen, wo der Läufer so lange bliebe. Dieser sah ihn bald, wie er auf einem Pferdekopfe liegend fest eingeschlafen war, und schoß ihm mit seinem Bogen den Pferdekopf unter dem Kopfe weg. Davon erwachte der Läufer und kam noch zu rechter Zeit mit dem Taufscheine an. Der König war nun gezwungen dem Hirtenjungen seine Tochter zur Frau zu geben, da ihm dieser das Schiff gebracht hatte, welches ohne Wind und Wasser fuhr, und außerdem alle anderen Forderungen erfüllt hatte.

19.

Kio.

Einem reichen Könige hatte seine Gemahlin das zwölfte Kind geboren, einen bildschönen Knaben. Da nun der König schon

so viele Kinder hatte, so bestimmte er, daß gar keine Gevattern gebeten werden sollten, sondern der erste Arme (biddeman), welcher vor die Thür käme, der sollte Gevatter sein. Bald kam auch ein Bettler vor das Schloß und bat um eine Gabe; sogleich wurde er zurück gehalten und ihm gesagt, daß er bei dem neugeborenen Prinzen Gevatter werden müsse. Er war auch dazu bereit, ging mit dem Kinde in die Kirche und hielt es über die Taufe. Indessen war, ohne daß es jemand bemerkt hatte, auch der Hofnarr des Königs, Namens Kio, mit in die Kirche gegangen und hatte sich hinter einem Stuhle versteckt, von wo aus er alles hören und sehen konnte, was bei der Taufe vorging. Als nun das Kind getauft war, sprach der Bettler zu demselben, er könne ihm zwar nichts einbinden, weil er selbst nichts habe, aber eines wolle er ihm doch mitgeben: wenn es heranwüchse und groß würde, so solle es immer das haben, was es sich wünsche. Kio, der das allein gehört hatte, merkte es sich wohl und schlich sich wieder unbemerkt aus der Kirche. Als nun der Knabe zwei Jahre alt geworden war und schon sprechen konnte, dachte Kio bei sich, er wolle doch einmal versuchen, ob das wirklich geschähe, was das Kind sich wünschte. Er sagte also eines Tages zu dem Knaben, er möge sich doch einmal einen Pfennig wünschen. Der Knabe that das, und sogleich war der Pfennig da. Dann machte er noch einen zweiten Versuch und sprach: „sage einmal, ich wollte, daß ich einen Stock hätte.“ Der Knabe sprach diese Worte, und gleich hatte er einen Stock. Im dritten Jahre raubte nun Kio das Kind und ging mit ihm weit weg in ein fremdes Land. Eines Tages kam er an einem großen und schönen Garten vorbei, worin wunderschöne Lilien standen. Er ging hinein, pflückte eine Lilie ab und sprach darauf zu dem Knaben: „sage, ich wollte, daß die Lilie ein Lilienstock wäre, und ich könnte ihn bei mir in der Tasche tragen.“ Der Knabe that, wie ihm gesagt war, und in demselben Augenblicke war die Lilie auch schon ein Lilienstock, den er in die Tasche steckte. Von da zog Kio weiter in ein anderes Land, und hier muste ihm der Knabe nach einander Knechte, Mägde, einen großen Hof mit einem schönen Hause und vielem Lande wünschen, was er alles für sich hinnahm; den Lilienstock aber muste das Kind zu einer Frau wünschen, die nun seine Mutter war. Auf dem Hofe war es sehr einsam, weil in der ganzen Gegend keine andere Menschen waren, als die zum Hofe

gehörten. Als der Knabe schon mehr herangewachsen und nun mit seiner Mutter einmal allein war, fragte er sie, ob er denn keinen Bruder, keine Schwester, keinen Großvater und keine Großmutter habe? Jene antwortete: „mein Sohn, ich weiß selbst nicht, woher ich gekommen bin, ich habe keinen Vater und keine Mutter.“ Darauf sagte der Knabe zu ihr: „wenn du dich heute Abend schlafen legst, so frage doch den Vater einmal, woher du stammst, und ob ich keinen Großvater und keine Großmutter habe; ich aber will mich unter das Bett legen und horchen.“ Am Abend kam Kio nach Hause und ging mit seiner Frau schlafen, der Knabe aber hatte sich unter das Bett gelegt. Wie sie nun so im Bette lagen, fing die Frau an: „höre, lieber Mann, woher bin ich denn eigentlich? hier ist doch kein Mensch, als ich und du und unsere Knechte und Mägde und das Kind.“ Er erzählte ihr nun, daß er bei einem reichen Könige Hofnarr gewesen sei und Kio heiße; wie dem Könige ein zwölftes Kind, eben dieser Knabe, geboren sei, den ein Bettler bei der Taufe so begabt habe, daß alles, was er nur wünsche, alsbald sich erfülle, und wie er dann den Knaben geraubt habe und mit ihm hierher gegangen sei. „Horch, Lietchen, horch! horch, Lietchen, horch!“ rief jetzt die Frau leise. Lietchen war aber der Name des Knaben, der unter dem Bette lag und alles mit anhörte. Jener erzählte weiter, wie der Knabe Haus und Hof, Knechte und Mägde, überhaupt alles gewünscht habe, was da sei. „Horch, Lietchen, horch!“ rief wieder die Frau. Kio sagte dann auch, daß sie eine Lilie gewesen sei, die von dem Kinde erst zu einem Lilienstocke und darauf zu einer Frau gewünscht sei, und daß sie wieder zu einer Lilie werden würde, wenn sie wieder in den Garten gebracht würde und der Knabe zu ihr spräche: ich wollte, daß du wieder eine Lilie wärest. „Horch, Lietchen, horch!“ ließ sich die Frau wieder vernehmen. In demselben Augenblicke sprach aber auch schon der Knabe unter dem Bette: „ich wollte, daß du ein Pudelhund wärest und fressen müßtest, was ich dir zu fressen gäbe.“ „Wau, Wau“ bellte es im Bette, und ein großer Pudel sprang daraus hervor. Der Knabe gab jetzt dem Pudel Steine, die dieser fressen muste. Dann wünschte er, daß seine Mutter wieder ein Lilienstock würde und er sie in der Tasche tragen könne. Mit diesem ging er zu dem Garten, worin die Lilie gepflückt war, und wünschte, daß sie wieder da stände. Von da reiste er hin zu seinem Vater; der

Pudel aber, welcher mit einem Beine hinkte, sowie Kio mit dem einen Fuße gehinkt hatte, muste immer neben ihm her laufen. Im Schlosse seines Vaters gab er sich für einen Küchenjungen aus und bat, daß man ihn in Dienst nehmen möchte, ward aber abgewiesen. Er sagte indes, er wisse nirgend hin, und bat so lange, bis er endlich als Küchenjunge angenommen wurde. Weil er nun den Hund bei sich behielt, so sagten die anderen in der Küche zu ihm, was sie mit einem solchen Küchenjungen sollten, der sich einen Hund hielte; sie hätten Hunde genug im Schlosse. Er antwortete ihnen, das ginge sie nichts an, sein Hund fräße nichts als Steine. Der alte König hatte davon gehört und kam selbst in die Küche, um den Hund zu sehen, der nur Steine fräße. Der Küchenjunge rief also: „Kio, Kio, zuch!" und sogleich kam der Hund herbei. Bei dem Namen Kio war der König aufmerksam geworden und fragte darauf den Jungen, wie der Hund zu dem Namen käme; er habe einmal einen Hofnarren gehabt, der habe so geheißen und, ebenso wie der Hund, mit dem einen Beine gehinkt. Da fragte der Küchenjunge, ob er nicht einen Sohn Namens Lietchen gehabt habe, der sein jüngstes Kind gewesen sei? Der König bejahte das und fügte hinzu: „der ist wahrscheinlich ertrunken, denn ich habe keine Spur von ihm auffinden können." Nun wünschte der Junge den Pudel wieder zu einem Manne, sagte dem Könige, daß er sein Sohn sei, und erzählte alles, was er erlebt hatte. Da hatte die Freude über den wiedergefundenen Sohn gar kein Ende; Kio aber ward zur Strafe für sein Verbrechen lebendig verbrannt.

20.

Der Riesengarten.

Es war einmal ein Kuhhirtenjunge, der wollte gern Jäger werden. Da gab ihm sein Vater sein Vermögen, dazu noch ein Brot und einen Käse, damit ging er fort. Nachdem er eine Weile gegangen war, begegnete ihm eine alte Frau. Diese fragte ihn, wohin er wolle, und bat ihn zugleich um Brot und Käse. Erst antwortete er, er habe nichts; als sie aber sagte, sie wolle es ihm vergelten, gab er ihr ein Stück von dem Brote und etwas von dem

Käse. Dafür schenkte ihm die Alte, welche eine Zauberin war, einen kleinen Stock und sagte dabei: „nach wem du damit winkest, der ist augenblicklich todt.“ Der Junge ging nun weiter und kam zu einem Schlosse; er ging hinein und fragte, ob sie keinen Jäger nöthig hätten? Der König, welcher in dem Schlosse wohnte, sagte nein, aber einen Kuhjungen könne er gebrauchen. Erst ging der Junge weg, dann aber besann er sich und dachte: „du hast so lange die Kühe gehütet, so kannst du sie auch noch eine Weile hüten,“ kehrte also wieder um und ward Kuhjunge. Als er am anderen Tage die Kühe ausgetrieben hatte, — es waren aber so viele, daß er sie gar nicht zählen konnte, — wollte er einmal versuchen, ob das Stöckchen, welches ihm die Alte gegeben hatte, wirklich das tödte, wornach er damit winke. Er winkte also damit nach einer alten Kuh, und auf der Stelle war sie todt. Als er am zweiten Tage wieder mit seinen Kühen auszog, warnte ihn der König und sagte, es wäre da ein großer Garten, und darin ein schönes Haus, dahin solle er ja nicht gehn, denn es wohnten darin zwei Riesen, die ihn sogleich tödten würden, wenn sie ihn erblickten. Der Junge versprach auch das nicht zu thun, trieb aber gleichwohl seine Kühe nach dem Garten, in dem die Riesen wohnten, stieg dann über die Hecke und setzte sich gerade vor des alten Riesen Thür in einen Kirschbaum. Nachdem er eine Weile da gesessen hatte, kam der Riese heraus und sprach: „warte, du Erdwürmchen, suche dir nur einen Baum aus, an dem du hängen willst.“ Doch der Junge winkte nur mit seinem Stöckchen, und der Riese war todt. Dann schnitt er dem Riesen die Zunge aus, wickelte dieselbe in sein Taschentuch, trug den Leichnam in den Keller und ging wieder zu seinen Kühen. Als er am Abend mit seiner Heerde nach Hause kam, war er überaus fröhlich und pfiff und sang in einem fort, so daß der König sagte, einen so fröhlichen Jungen habe er noch nie gehabt. Am folgenden Tage trieb er seine Heerde wieder in die Nähe des Riesengartens, stieg abermals über die Hecke und setzte sich vor des jungen Riesen Thür in einen Kirschbaum. Der junge Riese war noch viel wilder und zorniger als der alte; auch er sagte: „warte, du Erdwürmchen, suche dir nur einen Baum aus, an dem du hängen willst.“ Der Junge nahm ruhig sein Stöckchen, winkte damit nach dem Riesen, und dieser war todt. Dann schnitt er ihm auch die Zunge aus, band sie ein, und warf den Leichnam zu dem an=

deren in den Keller. Ein jeder der Riesen besaß ein treffliches Pferd und eine goldene Rüstung. Nachdem er erst noch auf den Pferden eine Weile umher geritten war, kehrte er nach Hause zurück. Am anderen Morgen sah er auf dem Schlosse eine schwarze Fahne aufgesteckt; er erkundigte sich, was das zu bedeuten habe, und erfuhr nun, es sei eine Trauerfahne; es müsse nemlich alle Jahre an einem bestimmten Tage den beiden Riesen eine Prinzessin geopfert werden, und heute sei nun der Tag, wo das wieder geschehe. Der Junge sagte nichts davon, daß er die Riesen getödtet hatte, sondern schwieg ganz still. Die Prinzessin ward darauf mit Musik in das Riesenhaus gebracht und daselbst in einem Zimmer allein zurückgelassen. Mittlerweile war auch der Junge in das Haus gegangen und hatte die Rüstung des jungen Riesen angelegt; in dieser ging er in das Zimmer, worin die Prinzessin mit entblößtem Halse auf einem schwarzen Stuhle saß, fest erwartend, daß sie jetzt sterben müsse. Er verkündigte ihr, daß sie erlöst sei und in das Schloß zurückkehren könne: doch sie blieb ruhig sitzen. Erst als er zum zweiten Male kam und sie aufforderte zu ihrem Vater zurück zu kehren, ging sie weg. In der Eile vergaß sie ihr Taschentuch, worin ihr Name stand; dieses nahm dann der Junge zu sich und steckte es ein. Als er nach Hause zurück kam, war eine Freudenfahne ausgesteckt und überall im Schlosse großer Jubel. Der König ließ darauf bekannt machen, wer ihm die Zungen der Riesen brächte, deren Körper man im Keller gefunden hatte, der solle die Prinzessin zur Gemahlin haben. Doch der Junge meldete sich nicht, sondern zog wieder mit seinen Kühen aus und ritt nach seiner Weise auf den Pferden der Riesen herum. Dabei hatte er sich nun das eine Bein wund geschabt, er band deshalb das Taschentuch der Prinzessin um die wunde Stelle. Statt seiner meldete sich ein anderer beim Könige und behauptete, er habe die beiden Riesen getödtet, und wies auch die Zungen vor, die er ihnen ausgeschnitten haben wollte. Diese paßten aber nicht recht, weil es Hundezungen waren. Trotzdem sollte er die Prinzessin zur Gemahlin erhalten, und es war schon der Tag gekommen, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte. An diesem Tage war der Junge müde nach Hause gekommen und hatte sich deshalb in den Klee gelegt, um ein wenig zu schlafen. Wie er so schlafend da lag, sah eine Magd das Tuch mit dem Namen der Prinzessin an seinem Beine; sogleich

lief sie hin zum Könige und meldete das. Der König schickte die Magd wieder ab und ließ durch sie dem Jungen sagen: er solle auf der Stelle zu ihm kommen. Der Junge wollte das zwar nicht gern und versuchte sich damit zu entschuldigen, daß er Kuhmist an den Füßen habe, doch das half ihm nichts; die Magd gab ihm ihre Pantoffeln, und so muste er mit zum Könige. Diesem erzählte er nun, wie er es mit den beiden Riesen gemacht hätte, und holte zum Beweis die beiden ausgeschnittenen Zungen hervor, die auch genau paßten. Der andere, welcher sich für den Besieger der Riesen ausgegeben hatte, ward darauf in ein tiefes Gefängnis geworfen, woraus er nie wieder ans Tageslicht kam; der Kuhjunge aber erhielt die Prinzessin zur Gemahlin und ward später auch König.

21.

Der Schatz des Riesen.

Einem Schweinehirtenjungen träumte drei Nächte hinter einander, er solle reich werden. Als es ihm zum dritten Male geträumt hatte, ließ er seine Schweine im Stiche und ging weg, um reich zu werden. Er kam in einen großen Wald. Nachdem er eine Zeit lang darin fortgegangen war, begegnete ihm ein Riese. Dieser fragte ihn, wohin er wolle? Der Junge antwortete, er suche einen Herrn. „Und ich suche einen Knecht,“ sprach der Riese, „da kannst du gleich bei mir in Dienst treten.“ Der Junge war damit zufrieden, und so wanderten sie mit einander des Riesen Wohnung zu. Unterwegs kamen sie zu einem schönen Apfelbaume, woran die köstlichsten Aepfel hingen. Der Junge bekam Verlangen einen von den Aepfeln zu essen und bat deshalb den Riesen, er möge ihm doch einen abpflücken. Der Riese faßte den Wipfel des Baumes, bog diesen fast bis zur Erde nieder und sagte dann dem Jungen, er möge sich selbst einen abpflücken. Indem dieser nun den Apfel pflückte, ließ der Riese den Baum los, so daß er in die Höhe schnellte und der Junge, der den Zweig fest gehalten hatte, über den Baum hinüber flog. Auf der anderen Seite stand er aber gleich wieder auf den Füßen und sagte darauf ganz keck zu dem Riesen: „den Sprung mache mir einmal nach.“ Der Riese, der wohl wuste, daß er das nicht könne,

schwieg still. Endlich kamen sie zu des Riesen Hause. Hier fand der Junge eine Frau, die der Riese geraubt hatte, und ein kleines Mädchen. Am Abend trug die Frau auf, was sie gekocht hatte; der Junge merkte bald, daß es Menschenfleisch sei, und aß deshalb nichts, der Riese aber aß desto mehr. Als es ganz dunkel geworden war, muste das kleine Mädchen den Jungen auf die Kammer führen, in welcher er schlafen sollte. Als das Mädchen wieder fort gehn wollte, warnte es den Jungen und sprach: „nimm dich in Acht, über Nacht kommt der Riese und schlägt dich todt.“ Er dankte dem Mädchen und meinte, mit dem Todtschlagen habe es keine Noth, sie möge ihm nur Licht, Stroh, einen Stock und einen großen Milchtopf bringen. Als ihm das Mädchen alles gebracht hatte, machte er einen Strohmann, dem der Milchtopf als Kopf dienen muste, und legte ihn ins Bett. Dann legte er sich unter das Bett und erwartete da die Ankunft des Menschenfressers. In der Nacht kam der Riese auch richtig an, tastete auf dem Bette herum, um zu wissen, wo der Kopf sei, und führte dann, als er diesen gefunden zu haben glaubte, einen gewaltigen Streich mit dem Beile nach dem Milchtopfe, so daß dieser in viele Scherben zersprang. Darauf ging er wieder hinunter und sagte zu der Frau: „einen Kopf, der so geknallt hat, habe ich noch nie zerschmettert.“ Der Junge aber zündete sich Licht an, brachte alles von der Kammer wieder herunter, legte sich dann ins Bett und schlief ruhig bis zum Morgen. Dann stand er auf, steckte sich des Riesen Pfeife an, die dieser auf der Kammer zurückgelassen hatte, legte sich damit ins Fenster und fing tapfer zu rauchen an. Als nun der Riese am Morgen im Garten spazieren ging, erblickte er den Jungen im Fenster, den er doch, wie er meinte, todtgeschlagen hatte, und sah deshalb ganz verwundert hinauf. „Ja, gucke nur noch lange,“ rief ihm drohend der Junge zu, „du hast mir gestern Abend meinen Kopf kurz und klein geschlagen, so daß ich die Stücke habe zusammen suchen müssen.“ Da ward der Riese bange und sagte, weil er sich nicht hinauf getraute, zu der Frau, sie möge doch einmal hinaufgehn und den Jungen fragen, wie viel er haben wolle, wenn er wieder fortgehn wolle. Der Junge verlangte so viel Geld, wie der Riese tragen könne. Um ihn nur schnell wieder los zu werden, nahm der Riese die Forderung an. Der Junge ging also mit ihm in den Keller, worin des Riesen Schätze lagen, und lud diesem immer-

fort auf den Rücken. Der Riese meinte zwar nach einer Weile, es sei jetzt genug, allein der Junge sagte trotzig „nein," und lud ihm weiter auf. Endlich sagte er, jetzt habe er genug; nun solle er es ihm auch dahin tragen, wo er ihn getroffen habe, als er ihn miethete. Der Riese machte sich also mit seiner Last auf den Weg. Als sie an die Stelle gekommen waren, befahl der Junge dem Riesen das Geld da abzusetzen. Dieser kehrte darauf zurück, sah sich aber, als er eine kleine Strecke gegangen war, noch einmal um. Da rief ihm der Junge grimmig zu: „warte, willst du dich noch lange umsehen?" und nun fing der Riese an zu laufen, was er nur laufen konnte. Der Junge aber ging zu seinem Vater, der muste zwei Wagen anschaffen, einen Vierspänner und einen Zweispänner, damit fuhren sie zu der Stelle, wo das Geld lag, luden es auf und brachten es in ihr Haus. So war nun der Junge reich geworden.

22.

Der Riese und der Zwerg.

Einen Zwerg, der sich am Wege niedergesetzt hatte, belästigten die Fliegen sehr. Sieben saßen auf einmal auf seinem einen Knie, da schlug er zu und schlug sie alle sieben todt. Voll Freude darüber schrieb er an seine Mütze: „ich bin ein Herr von großer Macht, ich habe sieben geschlagen mit einem Schlag." Er blieb noch länger da sitzen und schlief endlich ein. Nun kam ein Riese daher gegangen, der trug eine große eherne Stange in der Hand. Als der den Zwerg erblickte, dachte er bei sich: „den will ich überschlucken." Wie er aber näher kam und las, was an der Mütze geschrieben stand, machte er, daß er fort kam. Er that einen gewaltigen Sprung, stürzte dabei und brach ein Bein. Von dem Krachen, welches durch seinen Fall entstand, war der Zwerg aufgewacht. Der Riese aber fing an zu schreien und um Hülfe zu rufen. „Bitte, hilf," rief er dem Zwerge zu, „du sollst auch mein bester Bruder sein." Da ging der Zwerg hin und holte Hülfe. Sieben Zwerge trugen den Riesen zur Stadt, wo sein Bein wieder geheilt wurde.

23.

Verlefränzchen.

In früheren Zeiten durften die Frauen nicht ohne Mütze vor die Hausthür gehen, sonst waren sie den Zwergen verfallen. Einst war nun eine junge Frau ohne Mütze vor die Hausthür gegangen, alsbald kam aus dem nahen Walde ein Zwerg und kündigte ihr an, am nächsten Sonnabend werde er kommen sie abzuholen; wenn sie jedoch rathe, wie er heiße, so solle sie frei sein, dreimal dürfe sie rathen. Darüber grämte sich die Frau sehr, denn sie glaubte es nimmer errathen zu können, wie der Zwerg heiße. Da begab es sich, daß ein Jäger, der durch den Wald ging, hier einen Zwerg sah, der wie unsinnig vor Freude über einen „Kreuzgalgen“ sprang und dazu die Worte sang:

„Heute back' ich,
Morgen schlacht' ich,
Am Sonnabend hol' ich die schöne Magd ins Haus.
Ach, wie gut, daß sie nicht weiß,
Daß ich Verlefränzchen heiß'.“

Als nun der Jäger aus dem Walde zurückkam, führte ihn der Zufall zu dem Hause der Frau, und er ging hinein. Weil sie nun so sehr betrübt war, so fragte er sie, was ihr fehle. Anfangs wollte sie nicht mit der Sprache heraus und meinte, es wäre ganz unnütz ihm das zu sagen, er könne ihr doch nicht helfen. Er aber erwiederte, das könne man nicht wissen; — an den Zwerg aber dachte er nicht im entferntesten. Da sagte sie es ihm endlich. Nun fiel dem Jäger sogleich der Zwerg ein, welchen er im Walde gesehen hatte, und er theilte ihr mit, was jener gesungen hatte. Doch fügte er hinzu, sie möchte nicht gleich das erste Mal den rechten Namen des Zwerges nennen, sondern das erste und zweite Mal einen falschen sagen, damit jener nicht merke, daß ein anderer ihr seinen Namen verrathen habe. Als nun am nächsten Sonnabend der Zwerg ins Haus kam, that die Frau genau so, wie ihr der Jäger gesagt hatte. Wie sie nun das dritte Mal fragte: „heißest du denn Verlefränzchen?“ da kratzte sich der Zwerg gewaltig hinter den Ohren und zog betrübt ab.

24.

Das Zwergloch.

A.

Ein Bauer in Sudershausen hatte vier Töchter; alle vier waren schön, aber die jüngere war immer noch schöner, als ihre ältere Schwester. Eines Morgens wollte er in den Wald gehn, um bei dem sogenannten Zwergloche Holz zu hauen, und theilte das seiner Frau mit. „Wie willst du denn das Mittagsessen dahin bekommen?“ fragte die Frau. „Das soll mir unsere älteste Tochter dahin bringen,“ antwortete er. Das Mädchen wuste aber den Weg nicht und fragte deshalb den Vater, wie sie dahin finden solle. Der Vater versprach auf dem Wege Erbsen zu streuen, wornach sie sich richten könne. „Gut,“ sagte das Mädchen, „aber streue sie recht dick.“ So ging der Bauer nach dem Zwergloche und bestreute den ganzen Weg mit Erbsen, allein die Zwerge in der Höhle hatten es gemerkt und fegten alle Erbsen wieder weg. Als nun das Mädchen Mittags hinging, um dem Vater das Essen zu bringen, konnte sie keine Erbsen finden und irrte auf gut Glück im Walde umher. So kam sie endlich an das Zwergloch, wo die Zwerge sie sahen und gefangen nahmen. Nachdem der Bauer lange vergebens auf sein Mittagsessen gewartet hatte, kehrte er am Abend verdrießlich nach Hause zurück. Auf die Frage, warum sie ihm kein Essen geschickt habe, erzählte die Frau, daß die älteste Tochter damit fortgegangen sei. Beide suchten sie nun überall, konnten aber nirgend eine Spur von ihr finden. Im Zwergloche „hatte sich das Mädchen ungebührlich gegen die Zwerge betragen“ und erhielt dafür von einem derselben eine Ohrfeige. Durch diesen Schlag wurde sie sogleich in eine Rose ververwandelt und diese dann von dem Zwerge in ein Glas gestellt. Am anderen Morgen ging der Bauer wieder in den Wald und bestimmte, daß die zweite Tochter ihm das Essen bringen solle; damit sie den Weg finden könne, versprach er Linsen zu streuen, was er auch that. Doch die Zwerge fegten die Linsen weg, und so konnte das Mädchen den Weg nicht finden, ward von den Zwergen aufgefangen und in ihre Höhle geführt. Hier wurden ihr alle Schlüssel übergeben, und ihr erlaubt in der ganzen Höhle umherzugehn; nur eine Kammer dürfe sie nicht öffnen. Es war

das aber die Kammer, worin die Rose stand. Als die Zwerge aus der Höhle gegangen waren, vermochte das Mädchen ihrer Neugier nicht zu widerstehn; sie ging in die verbotene Kammer, erblickte die schöne Rose, und weil sie so lieblich duftete, roch sie daran. Kaum hatte sie das gethan, so war sie auch schon zur Rose geworden. Diese nahmen nachher die Zwerge und stellten sie zu der ersten in ein Glas. Da nun auch die zweite Tochter nicht zurückgekehrt und überall vergeblich gesucht war, so muste am dritten Tage die dritte Tochter dem Vater das Essen in den Wald tragen. Dieses Mal hatte der Vater Asche auf den Weg gestreut, aber auch diese ward von den Zwergen weggefegt, so daß das Mädchen sich verirrte und den Zwergen in die Hände fiel. Sie wurde in die Höhle gebracht und erhielt von den Zwergen alle Schlüssel, jedoch mit der strengen Weisung in die eine Kammer nicht zu gehn. Allein das Mädchen benutzte die Abwesenheit der Zwerge, ging in die Kammer, roch an eine der Rosen und ward ebenfalls in eine Rose verwandelt, und dann auch zu ihren Schwestern in ein Glas gestellt. Am vierten Tage kam nun die jüngste Schwester an die Reihe dem Vater das Essen zu bringen. Die Mutter wollte es zwar nicht zugeben, weil diese ihr Liebling war und sie fürchtete, daß sie sich ebenfalls verirren und im Walde umkommen möchte, doch muste sie es endlich erlauben. Dieses Mal hatte der Vater hellglänzende Steine auf den Weg gestreut, aber auch diese wurden von den Zwergen wieder weggefegt. Das Mädchen verirrte sich also, ward gefangen und in die Höhle geführt. Hier wurden ihr wieder alle Schlüssel übergeben, und ihr gesagt, die drei Rosen in der einen Kammer wären ihre drei Schwestern, sie möge sich wohl hüten daran zu riechen oder daran zu fassen, sonst würde sie ebenfalls in eine Rose verwandelt. Zugleich wurde ihr angekündigt, daß sie die Braut des Zwergenkönigs sei, und daß die Hochzeit gehalten werden solle, sobald sie zurückgekehrt wären. Dann gingen die Zwerge alle fort, um die anderen Zwerge in der Umgegend zur Hochzeit einzuladen, und ließen das Mädchen ganz allein. Als sie fort waren, ging das Mädchen in die bezeichnete Kammer und gab einer jeden der drei Rosen einen Kuß. Kaum hatte sie das gethan, so wurden die Rosen lebendig, und ihre drei Schwestern standen leibhaftig vor ihr. Alle vier freuten sich sehr und beriethen dann mit einander, wie sie aus der Höhle entkommen könnten. Es stand aber in der Höhle eine

Tonne mit Syrup und eine zweite mit Federn. Nun ging die eine Schwester zuerst in das Faß mit Syrup und dann in das Faß mit Federn, so daß sie, wie ein Vogel, überall mit Federn bedeckt war. So ging sie aus der Höhle und den Zwergen entgegen, die von allen Seiten zur Hochzeit herbei kamen. „Guten Tag, Federweib!“ sprachen diese zu ihr. „Wo kommst du her?“ „Ich komme aus dem Zwergloche,“ antwortete sie. „Was macht denn die junge Braut?“ „Die schaut oben zum Fensten hinaus.“ Damit ging sie weiter und entkam glücklich. Dann kam die zweite Schwester, als Bettelweib verkleidet. „Guten Tag, Bettelweib!“ sprachen die Zwerge zu ihr und fragten dann eben so, wie sie die erste gefragt hatten, erhielten aber dieselbe Antwort. Die Zwerge ließen sie ruhig ziehen. Dann kam auch die dritte und die vierte Schwester, beide ebenfalls verkleidet. Auch ihnen begegneten die Zwerge, fragten sie, wie die beiden ersten, erhielten dieselben Antworten und ließen sie ziehen. So entkamen alle vier Schwestern glücklich, die Zwerge aber sahen, als sie zur Höhle kamen, daß sie betrogen waren.

B.

Einst war ein Mädchen in die Erdbeeren gegangen, da kamen die Zwerge und nahmen sie mit sich in ihre Höhle. Einer der Zwerge hatte sich in sie verliebt und wollte sie heirathen. Als nun die Hochzeit sein sollte, zogen die Zwerge aus, um die Gäste einzuladen; das Mädchen sollte unterdes das Haus bestellen und alles zu dem Feste zurüsten. Diese wollte aber von einer Heirath mit einem Zwerge nichts wissen und beschloß zu entfliehen. Damit nun die Zwerge ihre Flucht nicht gleich merkten, zog sie ihre Kleider aus und diese einem Strohwische an, kroch darauf zuerst in eine Tonne voll Honig und dann in eine Tonne voll Federn, so daß sie über und über mit Federn bedeckt war und einem Vogel nicht unähnlich sah. So lief sie fort und stieg auf einen hohen Baum. Auf dem Rückwege zur Höhle kamen die Zwerge unter dem Baume vorbei, und als sie den vermeintlichen Vogel erblickten, riefen sie ihn an und sagten:

„Wohin, woher, du schöner Federvogel?“ —

Ich komme aus der Zwergenhöhle.

„Was macht die schöne, junge Braut?“ —
Die steht mit dem Besen und kehrt das Haus.

„Juchhei! so wollen wir auch hin,“ riefen die Zwerge und zogen weiter. Als sie nun zur Höhle kamen, sagten sie zu der vermeintlichen Braut guten Morgen und noch vieles andere. Da diese aber gar nichts antwortete, gaben sie ihr zuletzt einen Schlag hinter die Ohren, und der Strohwisch fiel um.

25.

Das Räuberhaus.

A.

An einem Walde stand ein Schloß, darin wohnte ein reicher Mann, der drei schöne Töchter hatte. Zu diesem kamen einst drei vornehm aussehende und kostbar gekleidete Männer, die sich für Grafen ausgaben, aber nichtswürdige Räuber und Mörder waren. Diese fragten den Herrn des Hauses, ob er keine Töchter habe? O ja, sagte er, er habe drei Töchter, er wolle sie rufen lassen. Die Töchter erschienen, und die fremden Männer fragten sie, ob sie nicht Lust hätten sie zu heirathen? Anfangs erklärten alle drei, sie hätten noch keine Lust zum Heirathen, als aber jene die Schönheit ihres Schlosses schilderten, wie alles darin noch viel herrlicher sei als bei ihnen, und sie einluden, sie daselbst einmal zu besuchen, bekam die eine, der einer der Männer nicht übel gefiel, doch Lust und sagte, sie wolle sich die Sache überlegen und sie in ihrem Schlosse einmal besuchen. Der Tag des Besuches ward verabredet, und die Fremden reisten wieder ab. Das Mädchen, welches den Besuch zugesagt hatte, beschloß aber nicht an dem festgesetzten Tage, sondern schon eher zu reisen und die Besitzer des Schlosses zu überraschen. Sie ließ eine Kutsche anspannen und fuhr in den tiefen Wald hinein, worin das Schloß lag. Als sie eine Zeit lang gefahren waren, hörten sie ein seltsames Rauschen; dem Bedienten erschien alles im Walde so unheimlich, daß er seine junge Herrin um des Himmels willen bat umzukehren. Doch diese bestand darauf das Schloß zu sehen. So fuhren sie weiter und weiter, bis sie endlich das Ziel ihrer Reise erreicht hatten. Vor dem Schlosse standen weiße Pfähle, auf einem

derselben saß ein schwarzer Rabe. Als dieser das Mädchen erblickte, fing er an zu sprechen und sagte: „Schöne Dame, geh nicht in dieses Schloß, es ist ein Mörderhaus!“ Von neuem fing der Bediente an zu bitten, sie möchte nicht hineingehn, sondern sogleich umkehren. Doch sie erwiederte: „wer wird sich an das Geschwätz eines unvernünftigen Thieres kehren? ich will hinein, damit ich weiß, wie es darin aussieht.“ Der Bediente stellte ihr vor, Gott sende oft solche Thiere, um die Menschen zu warnen, darum möge sie auf des Raben Stimme hören. Doch sie beharrte auf ihrem Sinne, und ging — es war unterdes schon Nacht geworden — in das Schloß. Der Wagen mit dem Bedienten muste draußen bleiben. Leise und behutsam betrat sie das erste Zimmer; sie fand hier alles auf das schönste und prächtigste eingerichtet, so daß sie schon bei sich davon überzeugt war, es verhalte sich alles so, wie die angeblichen Grafen gesagt hatten. Das zweite Zimmer, welches sie darauf betrat, war noch kostbarer; der Fußboden, über den Teppiche gelegt waren, bestand aus Glas. In dem dritten Zimmer blitzte gar alles von Gold und Edelsteinen. Als sie aber das vierte Zimmer betreten hatte, erkannte sie sogleich, wie begründet die Warnung des Raben gewesen war, denn ringsum standen Tonnen mit eingesalzenem Menschenfleische. Sie schauderte zusammen, entschloß sich aber dennoch auch noch das folgende Zimmer zu öffnen. Hier fand sie ringsum an den Wänden Menschen hängen, von denen das Fleisch abgeschnitten war. Voll Furcht und Entsetzen eilte sie aus dieser Mörderwohnung, erreichte glücklich ihren Wagen, stürzte hinein und gebot dem Bedienten mit aller Macht auf die Pferde zu peitschen, um so schnell wie möglich fortzukommen. Der Kutscher that das auch, doch hatte das Geräusch die Bewohner des Schlosses wach gemacht. Es dauerte nicht lange, so hörte sie in der grösten Geschwindigkeit einen Wagen hinter sich her kommen, worin ihre Verfolger saßen, aber sie erreichte glücklich den Ausgang des Waldes. Die Verfolger schossen noch nach dem Wagen, trafen aber nicht. Als sie zu dem nächsten Dorfe gekommen war, ließ sie halten, um den Pferden Erholung zu gönnen. So kam sie glücklich wieder zu ihrem Vater und ihren Schwestern zurück.

Nicht lange nachher kam aus der benachbarten Stadt eine Freundin sie zu besuchen. Diese sagte ihr, sie wolle ihr einen merkwürdigen Vorfall erzählen, der ihr begegnet sei. Und nun

erzählte sie, wie drei Männer bei ihr gewesen seien und wie einer sie zu heirathen begehrt habe. Auf die an sie ergangene Einladung ihr Schloß zu besuchen habe sie sich auch dorthin begeben, jedoch zu einer anderen Zeit, als wo sie erwartet sei. Sie erzählte dann, wie sie es im Schlosse getroffen habe, und das stimmte ganz mit dem überein, was jene selbst gesehen hatte. Doch war sie auch in das sechste Zimmer gegangen. „Hier,“ erzählte die Freundin weiter, „fand ich einen Hackeklotz, Beile und eine Säge, auch zerhackte Stücke von Menschen. Auf einem Tische lag ein Halsschmuck und ein goldener Ring, welche ich zu mir nahm. Während ich noch in dem Zimmer war, hörte ich mit einem Male die Mörder kommen, und weil es mir nicht mehr möglich war zu entfliehen, kroch ich schnell unter ein Bett, welches da stand, und versteckte mich. Als ich kaum in Sicherheit war, kamen die drei Männer herein und führten eine schöne Jungfrau mit sich. Diese warfen sie auf den Klotz und hackten ihr ein Glied nach dem anderen ab. Dabei sprang ein Finger, an dem ein Ring steckte, weg und flog unter das Bett, unter dem ich lag; ich nahm ihn und legte ihn zu dem Halsschmucke und dem Ringe, die ich schon hatte. Als die Räuber mit ihrer blutigen Arbeit fertig waren, vermißte einer den Finger mit dem Ringe und meinte, man solle diesen erst suchen, er würde wohl unter das Bett geflogen sein. Doch die andern beiden erwiederten: „wir sind jetzt müde, das können wir ja morgen thun,“ und so unterblieb es. Sobald die Räuber eingeschlafen waren, bin ich aus meinem Versteck hervorgeschlichen, habe ungesehen den Wald erreicht und bin wieder glücklich zu Hause gekommen.“ — Nun erzählte auch die andere, die bis dahin still zugehört hatte, daß auch sie in dem Räuberschlosse gewesen sei.

Drei Wochen darauf erschienen die Räuber, die nichts ahnten, wieder im Schlosse, um einen Besuch zu machen und sich zu erkundigen, warum das Fräulein nicht zu ihnen gekommen wäre. Das Mädchen erwiederte, sie habe Abhaltung gehabt. Zugleich wurden im Hause alle Zubereitungen zu einem großen Gastmahle getroffen und die Räuber dazu eingeladen, was diese bereitwillig annahmen. Auch aus der Stadt und Umgegend wurden eine Menge Gäste dazu eingeladen. Außerdem wurden aber viele Bewaffnete aufgeboten, und von diesen das Haus umstellt, so daß kein Entrinnen möglich war. Als die Gäste alle bei Tisch ver-

sammelt waren und sich die Speisen und den Wein wohlschmecken ließen, ward der Vorschlag gemacht, ein jeder solle eine Geschichte erzählen. Dieser Vorschlag ward angenommen. Als nun die Reihe zu erzählen an die Tochter des Hauses gekommen war, erzählte sie ihren Besuch im Räuberschlosse, indem sie vorgab dieß geträumt zu haben. Die Räuber, welche dabei doch etwas verlegen wurden, äußerten im Verlaufe der Erzählung, ja, das müsse ihr geträumt haben. Als sie aber geendigt hatte, sagte sie: „nein, nicht einen Traum, sondern die reine Wahrheit habe ich erzählt,“ und wies zum Beweise den Halsschmuck, den Ring und den Finger mit dem Ringe vor. Der Halsschmuck und der Ring hatten einer Freundin der beiden Mädchen angehört, die in dem Räuberschlosse gewesen war, und deren plötzliches Verschwinden man sich nicht zu erklären vermocht hatte. Die Räuber waren so überführt, sie wurden gefangen genommen und dem Scharfrichter, der schon bestellt war, überliefert. Dieser hackte ihnen erst die Finger einzeln ab. Die Räuber schrieen in ihrer Wuth, wenn sie gewust hätten, daß jene eine Verrätherin sei, so würden sie dieselbe in einen Kessel voll Oel geworfen und darin gebraten haben. Das Fräulein entgegnete darauf, so solle es nun ihnen ergehn, und so geschah es auch. Bei einem der Räuber fand man im Stiefel ein langes Messer und eine goldene Pfeife, womit er seiner Bande pfiff. Diese Pfeife nahm ein Mann, ging damit vor das Schloß, wo die Bewaffneten standen, und that einen Pfiff. Alsbald erschienen auch einige von der Bande, die sogleich gefangen genommen und in Verwahrung gebracht wurden. Nach einer Weile wurde zum zweiten Male auf der Pfeife gepfiffen, und wieder erschien eine Anzahl Räuber und ward gefangen genommen. Als aber die goldene Pfeife zum dritten Male ertönte, da erschien die ganze Bande. So wurden sämmtliche Räuber von den zahlreichen Bewaffneten ergriffen und nach kurzem Prozesse hingerichtet.

B.

In einer einsam liegenden Mühle diente eine Magd. Einst war der Müller mit seiner Frau nach dem nächsten Dorfe zur Kindtaufe gegangen, und das Mädchen ganz allein in der Mühle

zurückgeblieben. Da sah sie mit einem Male, wie zwölf Männer um die Mühle herum schlichen, um den Ort zu erspähen, wo sie am besten hineinkommen könnten, und traf sogleich Vorkehrungen zu ihrem Empfange. Nachts hörte sie denn auch ein Poltern und stellte sich mit einem scharfen Beile an das Loch, worin die Mühlwelle geht. Als sie so da stand, sah sie eine Gestalt durchkriechen; sogleich nahm sie ihr Beil, hieb ihr den Kopf ab und zog den Körper dann ganz herauf. Die unten fragten: „bist du herauf?“ „Ja,“ antwortete das Mädchen. Nun kam der zweite, auch ihm schlug das Mädchen den Kopf ab. So machte sie es nach einander mit elf; der zwölfte aber hatte noch zeitig genug Unrath gemerkt und sie schlug ihm nur oben die „Platte“ vom Kopfe, worauf er davon lief. Dann trug sie die Körper der elf Räuber in die Mühle und legte sie neben einander hin. Die Herrschaft wunderte sich nach ihrer Zurückkunft nicht wenig, als sie die todten Räuber sah und dann von dem Mädchen hörte, was geschehen war. Der zwölfte Räuber, welcher entkommen war, ging nach einiger Zeit Sonntags zu der Mühle und fragte das Mädchen, ob sie ihn heirathen wolle. Sie wies ihn aber zurück. Bald darauf kam er zum zweiten Male und wiederholte seinen Antrag, da sagte sie endlich Ja. Nach einigen Tagen kam der Räuber in einer stattlichen Kutsche vor die Mühle gefahren, um seine Braut abzuholen. Das Mädchen stieg ein und die Kutsche fuhr weg. Wie sie mit ihm allein in der Kutsche saß, bat er, sie möge ihn krauen, und nahm seinen Hut ab. „Du hast ja eine bloße Stelle auf dem Kopfe,“ sprach sie zu ihm. „Ja, warte nur,“ antwortete der Räuber; „weist du nicht, daß du mir ein Stück vom Kopfe gehauen hast?“ Das Mädchen erschrack, sprang aus dem Wagen und lief fort, doch der Räuber holte sie wieder ein und sie muste mit in das Räuberhaus. Hier wollten die Räuber sie tödten, doch vorher legten sie sich alle zwölf in der Stube auf den Fußboden, um zu schlafen. Das Mädchen, welches in der Kammer neben der Stube war, benutzte die Gelegenheit und lief weg. Sie entkam glücklich und vermiethete sich in einem Wirthshause. Von hier aus schlich sie sich einst wieder hin nach dem Hause der Räuber; alle zwölf waren ausgezogen, nur eine Frau war daheim. Diese sagte zu ihr, sie möge machen, daß sie wieder fortkomme, denn die Räuber würden sogleich zurückkehren. Doch das Mädchen bat, sie möge sie an einer Stelle verstecken, wo sie

nicht gefunden würde. Da kein anderer passender Ort da war, so muste sie sich unter ein Bett legen. Bald darauf kamen die Räuber zurück und brachten ein schönes Mädchen mit; dieses tödteten sie und zerhackten es dann. Dabei flog ein Finger, woran ein goldener Ring steckte, weg und gerade unter das Bett. Die Räuber wollten nun sogleich nach dem Ringe suchen, doch die Frau hielt sie davon zurück, indem sie sagte, sie möchten doch bis morgen warten, da könnten sie ja besser sehen. Das Mädchen unter dem Bette hatte aber den Finger mit dem Ringe in ihre Tasche gesteckt. Nachts, als die Räuber alle schliefen, machte sie sich auf, muste aber zwischen den Räubern, die in der Stube auf dem Fußboden lagen, hindurch gehn. Dabei berührte sie den ersten mit dem Fuße; „stoß mich nicht!“ sprach dieser zu seinem Nachbar. Ebenso berührte sie auch den letzten; „stoß mich nicht!“ sprach auch dieser zu seinem Nebenmanne. Im Hinausgehn knarrte die Thür ein wenig. „Du, die Thür hat geknarrt,“ sprach einer zu einem anderen. „Ei was, es ist eine Maus gewesen,“ erwiederte dieser. Doch beruhigten sie sich dabei nicht, sondern standen auf, setzten sich zu Pferde und ritten in den Wald hinein, um zu sehen, wer da gewesen wäre. In der Ferne sahen sie das Mädchen und setzten ihr nach; doch diese versteckte sich in einer Höhlung im Boden. Einer der Räuber stieß zwar mit seinem Schwerte auch da hinein und stach das Mädchen in den Hacken, doch gab sie keinen Laut von sich. So zogen die Räuber weiter, um ihre Nachforschungen fortzusetzen; das Mädchen aber bat einen Fuhrmann, der da vorbei kam, er möge sie doch unter die Felle kriechen lassen, womit sein Wagen beladen war. Dieser erlaubte es ihr gern und trieb dann seine zwei Pferde zur Eile an. Nach einer Weile begegneten die zurückkehrenden Räuber dem Fuhrmann, fragten ihn nach dem Mädchen und stachen zugleich durch die Felle hindurch; doch der Fuhrmann bat sie das zu lassen, er habe den Schaden davon, denn sie zerstächen ja alle seine Felle. So zogen sie denn weiter, und das Mädchen kehrte glücklich zu dem Wirthe zurück, bei dem sie diente. Nach einiger Zeit kamen die Räuber alle zwölf in den Krug, und ihr Anführer, den das Mädchen gezeichnet hatte, hielt wieder um ihre Hand an; die elf anderen gab er für seine Brüder aus. Das Mädchen aber erkannte sie sogleich und sagte dem Wirthe, daß das die zwölf Räuber wären. Dieser entfernte sich

sogleich und ging ins Dorf, um die Bauern herbeizuholen und umringte mit diesen das Haus. Das Mädchen aber ging zum Schein auf den Heirathsantrag ein. Als sie nun mit ihm allein war, sagte sie, sie wolle ihm einmal einen Traum erzählen, den sie gehabt habe, und nun erzählte sie alles, was sie in dem Räuberhause gesehen und erlebt hatte. Beim Schlusse ihrer Erzählung sagte sie dann zu dem ganz bestürzten Räuber: „Der Traum ist wahr, und der Finger ist da.“ Mit diesen Worten legte sie den Finger mit dem Ringe vor ihn auf den Tisch. Jetzt wollten die Räuber zu den Fenstern hinaus springen, aber das Haus war umstellt, und alle wurden gefangen genommen.

26.

Die Prinzessin mit dem Horne.

Ein armer Mann hatte drei Söhne. Alle drei musten ein Handwerk lernen; der älteste ward ein Tischler, der zweite ein Schuster, der jüngste und kleinste ein Schneider. Als sie nun ausgelernt hatten und in die Fremde gehn wollten, begleitete sie der Vater eine Strecke und empfahl dann beim Abschiede den kleinsten der Fürsorge der beiden älteren auf das dringendste. „Wo der kleine bleibt,“ sprach er, „da bleibt ihr auch; kann er keine Arbeit bekommen, so geht ihr auch weiter. Neun Jahre sollt ihr ausbleiben, dann kommt ihr aber wieder.“ Die drei Brüder wanderten nun munter mit einander fort; sie kamen in viele Städte, konnten aber nirgend alle drei zugleich Arbeit bekommen. Bald bekamen die beiden älteren Arbeit, und der jüngste konnte keine bekommen; bald aber bekam dieser Arbeit, und die beiden anderen konnten keinen Meister finden. So reisten sie immer weiter und kamen in einen großen Wald; schon acht Tage waren sie darin gegangen und konnten noch immer keine Stadt, nicht einmal ein Dorf oder ein Haus erreichen, auch der Hunger fing an sie zu quälen. Da in dem Walde viele Bären, Wölfe, Löwen und andere wilde Thiere waren, und sie doch im Walde übernachten musten, so hatten sie unter sich ausgemacht, daß immer zwei von ihnen schlafen, der dritte aber während der Zeit Wache halten sollte. Sie thaten das auch, nur daß jedes Mal, wenn der Schneider hätte Wache halten müssen, der Tischler für ihn

eintrat, weil der Vater gesagt hatte, sie sollten den kleinsten schonen. So war wieder die Nacht gekommen, wo der Schneider wachen sollte, und wie früher, so wollte auch jetzt der Tischler das für ihn übernehmen; doch dieses Mal wollte es der Schneider durchaus nicht zugeben und verlangte selbst seine Wache zu thun. Als nun die beiden älteren eingeschlafen waren, sah er um sich herum — es war heller Mondschein — ganz „helle" Reiser (sprickere) in Menge liegen. Davon sammelte er einen Haufen und ging damit von seinen Brüdern, die fest schliefen, weg und seitwärts in den Wald hinein; damit er aber seine Brüder wieder finden könnte, steckte er rechts und links ein Reis in den Boden. Nachdem er eine Strecke weit seine Reiser gesteckt hatte, sah er in einiger Entfernung ein Licht schimmern. Er ging dem Lichte nach und kam zu einem Schlosse, welches von einem Graben umgeben war, über welchen eine Zugbrücke führte. Die Zugbrücke ward sogleich herabgelassen; er ging hinüber und über den Hof gerades Wegs in das Schloß hinein. Nirgend sah er ein lebendiges Wesen, in einem großen erleuchteten Saale aber stand Butter und Brot, Braten und Wein auf dem Tische; herum standen auch viele Bücher, wenn er etwa lesen und sich damit die Zeit vertreiben wollte. Der Schneider aß und trank sich recht satt, dann nahm er Brot und Braten, dazu auch zwei Flaschen Wein, und machte sich auf den Rückweg zu seinen Brüdern, damit auch diese etwas zu essen und zu trinken bekämen. Als er wieder dahin kam, schliefen diese noch fest; er weckte sie und sprach: „nun eßt und trinkt erst, dann wollen wir mit einander hin zu dem Schlosse gehn;" zugleich erzählte er ihnen alles. Als sie in das Schloß kamen, war da ein Tisch schön gedeckt, Speisen und Getränke wurden aufgetragen, ohne daß sie einen sahen, der das alles brachte. Während sie am Tische saßen und aßen, kam ein kleines weißes Mäuschen, lief an dem Tischler in die Höhe, setzte sich auf seinen Schoß und sprach: „ihr könnt hier so lange bleiben, wie ihr wollt, und auch essen und trinken, was ihr wollt, aber ihr dürft nichts davon mitnehmen, wenn ihr weggeht; auch dürft ihr Nachts nicht schlafen." Trotzdem fielen der Tischler und der Schuster in der Nacht bald in einen tiefen Schlaf, der Schneider aber schlummerte nur leise. Nachts um zwölf Uhr kam die weiße Maus zu dem Tischler und sprach: „Schatz, schläfst du oder wachst du?" Doch der Tischler schlief fest. Darauf lief sie hin zu dem Schuster und sprach wie-

der: „Schatz, schläfst du oder wachst du?“ Doch auch dieser schlief fest; zuletzt lief sie auch zu dem Schneider, der nur ein wenig schlummerte, und sprach: „Schatz, schläfst du oder wachst du? ja, du schlummerst nur.“ Zwei Tage und drei Nächte blieben die drei Brüder in dem Schlosse; in jeder Nacht kam die weiße Maus und fand den Tischler und den Schuster fest schlafend, aber der Schneider schlummerte nur. Am dritten Tage verließen sie das Schloß, worin sie auf das beste bewirthet waren. Als sie auf die Zugbrücke kamen, lagen da drei dicke, dicke Schlangen. Die eine Schlange sprach zu der anderen: „was willst du deinem Schatze dafür schenken, daß er immer geschlafen hat?“ „Eine Tasche, die niemals von Gelde leer wird,“ sprach die angeredete, und damit schenkte sie dem Tischler eine Tasche mit Geld. Dann sagte die zweite Schlange zu der anderen: „was willst denn du deinem Schatze dafür schenken, daß er immer geschlafen hat?“ „Ich will ihm ein Horn schenken, wenn er hineinbläst, so bekommt er so viel Kriegsvolk, wie er nur haben will.“ Mit diesen Worten schenkte die gefragte dem Schuster ein Horn. Dann kam die Reihe an die kleinste Schlange. Diese ward von den beiden anderen Schlangen auch gefragt: „was willst denn du deinem Schatze dafür schenken, daß er nur geschlummert hat?“ „Ich will ihm einen Mantel schenken; wenn er diesen umhängt und sich hineinwickelt, so kann er sich dahin wünschen, wohin er will.“ Die Brüder nahmen die Geschenke an und bedankten sich; ehe sie aber damit fortgingen, sagten ihnen die drei Schlangen noch: „heute über neun Jahre müßt ihr euch alle drei wieder hier auf der Zugbrücke einfinden.“ So reisten sie weg und kamen auf ihrer Wanderung noch in manche Stadt, aber in keinem Orte konnten sie alle drei Arbeit bekommen. Endlich kamen sie in eine große Stadt, worin ein König wohnte, der nur eine einzige Tochter hatte. Dieser hatte bekannt machen lassen, wenn einer käme, der seine Tochter im Spiel überwände, so solle dieser, wenn er schon verheirathet wäre, sein halbes Königreich bekommen, habe er aber noch keine Frau, so solle er seine Tochter zur Gemahlin und mit ihr das ganze Königreich erhalten. Der Tischler sprach zu seinen Brüdern, er wolle mit der Prinzessin spielen, sie könne ihn doch nicht überwinden, weil er ja immer einen vollen Beutel habe. So ging er denn ins Schloß und fing an mit der Prinzessin zu spielen; er verlor zwar viel, aber behielt immer noch Geld genug.

Das setzte er alle Tage fort, und schon war eine geraume Zeit vergangen, während welcher er im Schlosse blieb. Eines Tages sprach die Prinzessin zu ihm, er möge ihr doch sagen, woher er das viele Geld bekomme, und wie es zuginge, daß er immer einerlei Geld habe. Da erzählte er ihr, daß er eine Tasche habe, die niemals von Geld leer werde, und zeigte sie ihr. Sogleich machte die Prinzessin einen Anschlag, wie sie die Tasche an sich bringen könnte. Sie ließ also eine Tasche machen, die dem Aussehen nach der seinigen völlig gleich war, ersah sich dann in der Nacht, während er fest schlief, einen günstigen Augenblick, stahl ihm die Tasche vom Leibe und gab ihm dafür die nachgemachte, die sie mit Geld gefüllt hatte. Als er nun am anderen Morgen wieder mit ihr spielte und zweimal Geld aus der Tasche genommen hatte, war diese leer und blieb leer. Da er jetzt kein Geld mehr zu verlieren hatte, so ward er mit Schimpf und Schande aus dem Schlosse getrieben. Er ging also wieder zu seinen Brüdern, die er vorher fast vergessen hatte, und sprach zu dem Schneider, nachdem er alles erzählt hatte: „du must mir deinen Mantel leihen, ich will mich dahin wünschen, wo die Prinzessin die Tasche hat.“ Der Schneider sagte zwar, er habe sich in den drei bis vier Jahren, die er im Schlosse gewesen war, um seine Brüder gar nicht gekümmert, dennoch wolle er ihm den Mantel geben. Sobald der Tischler den Mantel hatte, wünschte er sich dahin, wo die Tasche war, und sogleich befand er sich in einem großen Saale, wo die Prinzessin, welche die Tasche an ihren Leib gebunden hatte, gerade bei Tische saß. Die Prinzessin spürte seine Nähe, sah unter den Tisch, und erblickte da den Spieler; sogleich griff sie nach dem Mantel und riß ihm den vom Rücken. Nun hatte sie auch den Mantel, und der Tischler ward abermals aus dem Schlosse getrieben. Er ging nun zu seinem Bruder, dem Schuster, und dieser muste ihm sein Horn geben. Damit ging er fort, fing an darauf zu blasen und hatte bald ein sehr großes Kriegsheer beisammen. Jetzt kündigte er dem Könige den Krieg an, wenn er ihm die Prinzessin nicht ausliefere, denn die müsse sterben. Als der König sich weigerte, kam es zu einer furchtbaren Schlacht, worin dieser vollständig besiegt wurde, so daß er um Frieden bitten und seine Tochter ausliefern muste, die in einer schwarzen Kutsche gebracht wurde. Die Prinzessin, welche nicht wuste, daß er der Spieler sei, bat ihn flehentlich, er möge sie doch leben lassen, sie wolle ihn auch heira-

then. Nach vielen Bitten ließ er sich erweichen und war dazu bereit. So fuhren sie denn mit einander ins Schloß. Hier erkannte sie ihn aber und fragte, indem sie recht freundlich war, woher er denn das viele Kriegsvolk bekommen habe. Er erzählte ihr nun von dem Horne, und da er fest glaubte, daß sie jetzt seine Gemahlin würde, so gab er ihr auch das Horn zu der Tasche und dem Mantel, welche sie schon hatte, noch in Verwahrung. Kaum hatte aber die Prinzessin das Horn in ihren Händen, so ward er auch schon wieder aus dem Schlosse getrieben. Seine beiden Brüder waren unterdessen, weil die neun Jahre bald um waren und sie auf ihn nicht länger warten wollten, zu ihrem Vater zurückgekehrt. Er wollte nun auch nach Hause zurückkehren und suchte sich unterwegs als armer Handwerksbursche sein Brot. Schon war er lange in einem Walde fortgegangen, als er auf einen großen und schönen Apfelbaum stieß, dessen Zweige bis auf den Boden hingen und voll der schönsten Aepfel waren. Da ihn sehr hungerte, so pflückte er einige Aepfel ab und aß sie. Gleich darnach wuchs ihm auf dem Kopfe ein Horn, welches immer größer wurde, so daß er nicht mehr unter den Büschen durchkommen konnte. Mühsam arbeitete er sich vorwärts und kam nach einer Meile wieder zu einem hohen Apfelbaume, dessen Zweige er mit seinen Händen nicht erreichen konnte. Daher stieß er sich mit seinem langen Horne einige Aepfel herunter und verzehrte sie. Als er diese gegessen hatte, verging ihm das Horn wieder eben so schnell, wie es vorher gewachsen war. Darauf ging er zu dem ersten Apfelbaume zurück, pflückte sich eine Anzahl Aepfel ab und aß davon einige, damit ihm wieder das Horn wüchse. Nachdem das geschehen war, ging er noch einmal zu dem zweiten Apfelbaume und stieß sich mit seinem Horne auch von diesen noch mehrere ab. Hierauf aß er von diesen Aepfeln, so daß das Horn verging, und wandte sich mit beiderlei Aepfeln der Stadt zu, worin die Prinzessin wohnte. Als er dahin gekommen war, kaufte er sich ein niedliches Körbchen, füllte dieses mit seinen Aepfeln, und stellte sich damit an die Kirchthür, durch welche die Prinzessin in die Kirche ging. Die Prinzessin erschien auch, von einer Kammerjungfer begleitet, und wunderte sich über die schönen Aepfel. Bald bekam sie auch Lust davon zu kaufen und schickte die Kammerjungfer ab, um nach dem Preise zu fragen. Der Tischler forderte für einen Apfel nicht weniger als drei Goldstücke.

Die Kammerjungfer fand das zwar theuer, fragte aber doch, ob er ihr, wenn die Prinzessin zwei Aepfel kaufe, einen schenken wolle. Er versprach das. Da kaufte die Kammerjungfer zwei Aepfel. Für die Prinzessin gab er ihr nun zwei von den Aepfeln, wovon Hörner wuchsen, ihr selbst aber gab er einen von den Aepfeln, wovon keine Hörner wuchsen. Die Prinzessin aß gleich in der Kirche einen der beiden Aepfel. So wie sie diesen gegessen hatte, bekam sie auf dem Kopfe ein großes, großes Horn, welches oben durch die Kirche hinaus wuchs. Man muste also die Prinzessin auf den Rücken legen und so aus der Kirche tragen. Im Schlosse brachte man sie in ein großes Zimmer und ließ sie darin allein. Das Horn aber wuchs immer zu, so daß es bald oben durch das Dach des Schlosses gewachsen war. Der König, welcher seine Tochter um jeden Preis wieder von dem Horne befreien wollte, bot eine unermeßliche Summe Geldes, wenn sich einer fände, der seine Tochter heilen könnte. Da kam der Tischler, der seine Aepfel von beiden Arten zu Pulver gebraten und sich ganz unkenntlich gemacht hatte, und gab sich für einen Arzt aus, der das Horn wegschaffen könne. Er gab der Prinzessin ein Pulver von den Aepfeln, wovon das Horn verging, und richtig war am anderen Morgen das Horn nur noch ein Glied lang. Dann gab er ihr wieder einen Löffel voll von dem anderen Pulver, wovon das Horn wieder wuchs, und so wechselte er damit alle Tage ab, so daß das Horn bald verging, bald wieder wuchs. Einst sagte die Prinzessin zu ihm, ihr wolle es vorkommen, als habe sie ihn schon einmal gesehen; an ihrem Hofe sei einmal ein Spieler gewesen, der habe fast ganz so ausgesehen, wie er. Das könne wohl sein, antwortete er, bei ihm zu Lande wäre auch eine Dame, die sähe gerade so aus, wie die gnädige Prinzessin. Dann fuhr er fort, er habe doch mehrere Leute von ihren Hörnern schon befreit, daß bei ihr das Horn immer von neuem wachse, daß müsse einen besonderen Grund haben; gewis habe sie etwas auf ihrem Gewissen, sie möge ihm das nur offenbaren, dann verginge auch das Horn völlig. Darauf gestand sie ihm, „sie habe einen Spieler gehabt," dem habe sie nach einander Tasche, Mantel und Horn weggenommen. Da sagte der falsche Arzt, sie möge ihm alle drei Stücke mitgeben, er wolle sie auf seiner Schlafkammer aufbewahren, dann würde auch das Horn bald ganz verschwinden. Nun ward die Kammer-

jungfer abgeschickt, die drei Stücke herbeizuholen und dem Arzte zu übergeben, der damit auf sein Zimmer ging, nachdem er ihr vorher noch eine tüchtige Portion von dem Tranke eingegeben hatte, wovon das Horn wuchs. Nachdem er sich die Tasche angebunden, das Horn umgehängt und sich in den Mantel gewickelt hatte, sprach er: „ich wollte, ich wäre da, wo meine beiden Brüder sind.“ In demselben Augenblicke befand er sich auch schon auf seines Vaters Hofe neben seinen beiden Brüdern. Am anderen Tage waren auch gerade die neun Jahre um. Nun wickelten sich alle drei in den Mantel und wünschten sich auf die Zugbrücke, wo ihnen die drei Schlangen die drei Stücke gegeben hatten, und sogleich waren sie da. In dem Schlosse aber, welches verwünscht gewesen, war jetzt alles lebendig geworden; die drei Schlangen traten ihnen als drei wunderschöne Prinzessinnen entgegen und dankten ihnen für ihre Erlösung. Jeder der drei Brüder heirathete die Prinzessin, welche ihn damals auf der Brücke beschenkt hatte, und sie lebten mit einander glücklich und in Freuden. Der Prinzessin mit dem Horne aber wuchs das Horn noch immer fort, und wenn sie unterdessen nicht gestorben ist, so wächst es noch jetzt.

27.

Der gelernte Dieb.

Ein Mann hatte drei Söhne. Als sie so weit herangewachsen waren, daß sie etwas lernen musten, fragte er sie, zu welchem Handwerke sie Lust hätten. Der eine wollte Maurer werden, der zweite Tischler, der dritte aber erklärte, er wolle ein Dieb werden. Weil nun der Vater von diesem Handwerke durchaus nichts wissen wollte, so entlief ihm der Junge in der nächsten Nacht. Er ging in den Wald hinein und kam bald zu einer Stelle, wo ein großes Feuer brannte, um welches sich Räuber gelagert hatten. Diese fragten ihn, wie er hierher komme und was er wolle. Der Junge erzählte, daß er seinem Vater weggelaufen sei und ein Dieb werden wolle. Die Räuber sagten darauf, wenn das der Fall sei, so möchte er nur bei ihnen bleiben, das könne er bei ihnen auch lernen. So blieb der Junge bei ihnen und ward bald ein vollendeter Dieb. Nach vielen Jahren bekam er das Ver-

langen seinen Vater einmal wieder zu sehen. Er reiste also zu ihm und traf ihn auch lebendig und gesund. Der Vater freute sich, daß er ihn wiedersah, und fragte ihn, was er denn gelernt habe. Der Sohn antwortete: „das Diebeshandwerk.“ Der Vater fragte weiter, ob er denn auch etwas Tüchtiges darin gelernt habe. Das wolle er meinen, erwiederte der Sohn. Nun ging der Vater, der ihm doch nicht so ohne weiteres glauben wollte, zu dem Schulmeister des Dorfes, der zugleich sein Gevatter war, der sollte ihm auf den Zahn fühlen. Der Schulmeister kam nun zu seinem Gevatter ins Haus und fragte den Jungen, ob er ihm wohl sein Reitpferd stehlen könne; wenn er es ihm stehle, so solle er hundert Thaler von ihm haben, könne er es aber nicht stehlen, so müsse er ihm hundert Thaler geben. Der Junge ging die Wette ein und die nächste Nacht wurde zur Ausführung des Diebstahls bestimmt. Der Schulmeister stellte nun zwei Mann Wache an die Thür des Stalles und setzte sich, um ganz sicher zu sein, selbst auf das Pferd. Der Junge aber verkleidete sich so, daß er einem alten Weibe täuschend ähnlich sah. Darauf ging er am Abend zu denen, die im Stalle Wache hielten und bat, sie möchten doch erlauben, daß er sich in eine Ecke des Stalles setze und da die Nacht über bei ihnen bleibe. Jene erlaubten es. Nachdem sie eine Weile mit einander gesprochen hatten, meinte das alte Weib, sie müsten doch auch einmal trinken, und reichte ihnen eine Flasche, in der ein starker Schlaftrunk war, so daß sie bald alle drei schnarchten. Darauf brachte der Junge eine Winde unter der Decke an, befestigte die Stricke derselben an dem Sattel, den er losgemacht hatte, und wand so den Sattel mi dem Manne, der darauf saß, hinauf. Dann zog er das Pferd aus dem Stalle und ritt weg. Am anderen Morgen brachte er dem Schulmeister sein Pferd zurück, und dieser muste sich bequemen ihm die hundert Thaler zu zahlen. Doch der Schulmeister wollte sich damit noch nicht zufrieden geben und trug ihm daher eine zweite Wette an. Er hatte nämlich ein Gespann Pferde, von diesen sollte der Dieb an einem bestimmten Tage das Sattelpferd wegstehlen; gelänge es ihm, so sollte er wieder hundert Thaler erhalten, im entgegengesetzten Falle aber dem Schulmeister hundert Thaler zahlen. In Folge dieser Wette fuhr der Schulmeister mit seinem Gespann in den Wald, um Holz zu holen. Der Dieb war ihm aber schon dahin vorausgeeilt und hatte sich, völlig un-

kenntlich, an einem Baume aufgehängt, an welchem der Schulmeister vorbei fahren muste. Dieser kam vorbei, sah den Erhenkten, wunderte sich darüber, fuhr aber weiter. Kaum war der Wagen weg, so machte sich der Dieb schnell vom Baume herunter, eilte auf einem Nebenwege dem Wagen wieder voraus, und hing, als jener mit dem Wagen ankam, schon wieder an einem anderen Baume. So machte er es fünfmal hinter einander. Der Schulmeister wunderte sich über die Menge der Erhenkten und glaubte zuletzt eine gewisse Aehnlichkeit derselben unter einander zu bemerken. Um sich nun darüber Gewisheit zu verschaffen, wollte er zunächst den ersten und fünften, die ihm am ähnlichsten erschienen waren, näher mit einander vergleichen. Er ließ also den Wagen stehn und lief zurück. Während dessen kam der Dieb schnell vom Baume herunter, schnitt das Sattelpferd vom Wagen ab und ritt davon. Am anderen Morgen führte er dem Schulmeister sein Pferd vor und erhielt von ihm die zweiten hundert Thaler. Dieser war jetzt von seiner Kunstfertigkeit überzeugt und verlangte nach keiner weiteren Probe. Ein anderer Mann aber meinte, ihn solle er doch nicht betrügen, und erbot sich ihm hundert Thaler zu geben, wenn er ihm beim Pflügen von dem Gespann Ochsen den Handochsen wegzustehlen vermöchte; könne er aber das nicht bewerkstelligen, so solle er ihm hundert Thaler auszahlen. Der Dieb war auch zu dieser Wette bereit. Der Bauer zog nun zur bestimmten Zeit mit seinem Ochsengespann hinaus und fing an ein Feld, welches an einem Walde lag, umzupflügen. Wie er damit beschäftigt war, hörte er auf einmal im Walde eine Stimme laut rufen: „o Wunder über Wunder, seht einmal, was ist das!“ Anfangs kümmerte er sich nicht darum, doch als der Ruf sich wiederholte, dachte er bei sich, er wolle doch einmal sehen, was da wäre; er ließ also Pflug und Ochsen stehen und ging in den Wald, wo er aber nichts sah und auch nichts mehr hörte. Kaum war er aber von dem Pfluge weggegangen, so kam auch schon der Dieb blitzschnell aus dem Walde heraus, schnitt eins, zwei, drei! dem Handochsen den Schwanz ab, steckte diesen dem Nebenochsen (den benẽsten) ins Maul und brachte dann den Handochsen dem Bauern in den Stall. Als der Bauer aus dem Walde zurückkam, sah er, daß er betrogen war, und zog mit dem einen Ochsen nach Hause, wo er den ohne Schwanz schon im Stalle fand. Somit hatte er die

Wette verloren und muste dem Diebe die hundert Thaler zahlen. — Der Dieb starb aber zuletzt doch noch am Galgen.

28.

Der einfältige Bauer.

Ein Bauer hatte in der Stadt ein Schwein verkauft und sieben Thaler dafür bekommen. Auf dem Heimwege kam er an einem Teiche vorüber und setzte sich auf einen der da liegenden Steine, um sein Geld noch einmal nachzuzählen. Er fing also an laut zu zählen, und richtig waren es sieben Thaler. Während er nun so zählte, riefen die Frösche im Teiche fortwährend: achte, achte! Der Bauer, welche den Ruf der Frösche auf sich bezog und deshalb meinte, es müsten acht Thaler sein, fing also an von neuem zu zählen, konnte aber, so oft er auch zählte, immer nur sieben Thaler herausbringen. Die Frösche blieben aber nichts desto weniger bei ihrem Rufe: achte, achte! Da wurde der Bauer zuletzt ärgerlich, warf die sieben Thaler in den Teich und sprach dabei: „Nun, wenn ihr es denn besser wisset, so zählt selbst nach!“ Dann wartete er geraume Zeit darauf, daß ihm die Frösche das Geld wiederbringen sollten. Dieses blieb aber im Teiche, und er muste ohne das Geld nach Hause zurückkehren.

29.

Der Zaunkönig.

Die Vögel wollten einen König haben und beschlossen denjenigen Vogel zum Könige zu wählen, der am höchsten fliegen würde. Als der Wettflug begann, setzte sich der Zaunkönig dem Adler auf den Schwanz, und als dieser nun am höchsten geflogen war, erhob er sich vom Schwanze desselben und flog noch eine Strecke höher. Doch die Vögel wollten einem so kleinen Vogel nicht huldigen und schwuren ihm, ergrimmt über den Betrug, den Tod. Da kroch der Zaunkönig in ein Mauseloch, und die Vögel stellten die Eule als Wache davor. Doch diese schlief ein und der Zaunkönig entschlüpfte in einen Zaun. Daher rührt der Name

Zaunkönig und die Feindschaft der Vögel gegen die Eule, welche so schlecht Wache gehalten hatte.

30.

Die Katzen und die Hunde.

Vor Zeiten wollten einmal die Hunde die Knochen nicht mehr fressen und fingen deshalb einen Prozeß mit den Menschen an. Sie versammelten sich und gingen in Masse hin zu einem Advocaten. Als sie unterwegs auf eine Brücke gekommen waren, kamen die Katzen und warfen ihnen die Acten, welche sie auf ihren Schwänzen trugen, ins Wasser. So verloren denn die Hunde ihren Prozeß und müssen noch bis diese Stunde die Knochen fressen. Daher ist die Feindschaft zwischen den Hunden und Katzen entstanden.

31.

Weshalb der Esel ein Kreuz auf dem Rücken hat.

Als der Heiland nach Jerusalem reiten wollte, wandte er sich an das Pferd und fragte dasselbe, ob es ihn auf sich nehmen und nach der Stadt tragen wollte. Das Pferd aber, eben mit Fressen beschäftigt, antwortete ihm, es wolle erst fertig fressen. Zur Strafe dafür muß es seitdem immer fressen, ohne doch jemals satt zu werden, und wird nur müde. Darauf wandte sich der Heiland an den Esel und fragte, ob er ihn tragen wollte. Dieser war auch sogleich dazu bereit und trug ihn nach Jerusalem. Als Zeichen des bereitwilligen Gehorsams hat der Heiland dem Esel das Kreuz auf dem Rücken gegeben, welches immer dunkler gefärbt ist, als der übrige Rücken.

32.

Wer wird selig?

Eine Sauhirtin verthat viel Geld und war deshalb immer in Noth. Um dieser ein Ende zu machen, citirte sie den Teufel

und bat ihn ihr Geld zu bringen. Dieser war auch dazu bereit, nur stellte er die eine Bedingung, daß ihm gehören solle, was auf dem Hofe zuerst geboren würde. Die Frau ging darauf gern ein, weil sie an ihre Sau dachte, die bald Junge werfen muste. Der Teufel brachte nun immer Geld, so daß es der Frau nie daran fehlte, aber gegen alle Erwartung gebar sie früher und zwar einen allerliebsten Knaben, der nun nach dem Vertrage dem Teufel verfallen war. Je mehr der Sohn heranwuchs, desto betrübter wurde die Mutter darüber. Diesem blieb ihre Betrübnis nicht verborgen, und als er einst recht in sie drang, theilte sie ihm die Ursache ihres Kummers mit. Der Sohn beruhigte sie und sagte, dafür wolle er schon Rath schaffen, er wolle in die weite Welt gehn, um zu erfahren, wie er dem Teufel entginge. Er that das und kam auf seiner Wanderung zu einem Wirthe, der mitten in einem Walde wohnte. Diesem erzählte er sein Schicksal und fragte ihn um Rath, wie er dem Teufel entgehn könnte. Der Wirth sagte, er selbst könne ihn nicht retten, aber im nahen Walde hause ein Räuber, der könne ihm helfen. Darauf ging er zu diesem und eröffnete ihm, weshalb er gekommen sei. Der Räuber sagte, er könne sich und auch ihm helfen, wenn er ihm ein Glied des Leibes nach dem anderen mit einer glühenden Zange abschneide. So that der Jüngling, der Räuber aber starb. Der Jüngling wanderte nun weiter und kam zu einem Pastor, dem er alles erzählte. Dieser sagte, wenn der Räuber selig würde, so wolle er auf die Seligkeit verzichten; für den sei nämlich in der Hölle schon ein glühender eiserner Stuhl bereit, in dem er sitzen müsse. Doch der Räuber ward, wie der Sohn der Sauhirtin selig, der Pastor dagegen kam in die Hölle und zwar in jenen Stuhl, der nach seiner Rede für den Räuber bestimmt gewesen war.

32.

Petrus und der Heiland.

Als der Heiland einst mit dem Apostel Petrus auf Erden umherwanderte, kamen sie in eine große Stadt. Hier sahen sie vor der Thür eines Hauses eine Frau stehn, die sehr jammerte, weil so eben ihr Mann gestorben war und sie nun nicht wuste,

wie sie mit ihren fünf Kindern durchkommen wollte. Petrus hatte Mitleid mit der Frau und sprach zum Heiland: „Herr, hilf ihr und gieb dem Manne das Leben wieder.“ Der Heiland ließ sich bewegen, ging mit Petrus in das Haus und rief den Todten in das Leben zurück. Dann gingen sie weiter und kamen vor der Stadt bald zu einem Fischteiche. Der Heiland griff hinein, zog einen zappelnden Fisch heraus und nahm ihn mit. Nach einer kleinen Weile kamen sie zu einem Sandhügel. Hier blieb der Heiland stehn und hieß Petrus in dem trockenen Sande ein tiefes Loch graben. In dieses legte er den Fisch, der noch ganz lebendig war, und warf es dann wieder zu. Nach einem Jahre kamen beide wieder in dieselbe Gegend; da erblickten sie auf dem Sandhügel einen Galgen, woran ein Mann hing. Auf den Galgen hinweisend, sprach der Heiland zu Petrus: „sieh, das ist der Mann, dem ich vor einem Jahre auf deine Bitten das Leben wiedergab, und der jetzt wegen seiner Missethaten gehängt ist.“ Alsdann führte er Petrus zu der Stelle, wo er den lebendigen Fisch eingegraben hatte, und fing an im Sande zu graben, bis er auf den Fisch kam, den er lebendig herauszog. Indem er Petrus den Fisch hinreichte, sprach er zu ihm die Worte: „so gut wie ein Fisch im trockenen Sande lebt, so gut kann auch eine arme Mutter mit ihren fünf Kindern durchkommen.“

33.

Weshalb die Pfarrer keine Perücken mehr tragen.

Der heilige Petrus wollte einst einen Pfarrer durchaus in den Himmel haben und versuchte deshalb ihn an den Haaren hineinzuziehen. Der Pfarrer trug aber eine Perücke, welche Petrus statt der Haare faßte. So behielt er denn diese in der Hand; der Pfarrer aber fiel herunter und kam nicht in den Himmel. Seit der Zeit sind die Perücken bei den Pfarrern abgeschafft, weil sonst keiner in den Himmel kommen würde.

C.

Anmerkungen.

wie sie mit ihren fünf Kindern durchkommen wollte. Petrus hatte Mitleid mit der Frau und sprach zum Heiland: „Herr, hilf ihr und gieb dem Manne das Leben wieder.“ Der Heiland ließ sich bewegen, ging mit Petrus in das Haus und rief den Todten in das Leben zurück. Dann gingen sie weiter und kamen vor der Stadt bald zu einem Fischteiche. Der Heiland ging hinein, zog einen zappelnden Fisch heraus und nahm ihn mit. Nach einer kleinen Weile kamen sie zu einem Sandhügel. Hier blieb der Heiland stehn und ließ Petrus in dem trockenen Sande ein tiefes Loch graben. In dieses legte er den Fisch, der noch ganz lebendig war, und warf es dann wieder zu. Nach einem Jahre kamen beide wieder in dieselbe Gegend; da erblickten sie auf dem Sandhügel einen Galgen, woran ein Mann hing. Auf den Galgen hinweisend, sprach der Heiland zu Petrus: „Sieh, das ist der Mann, dem ich vor einem Jahre auf deine Bitten das Leben wiedergab, und der hier wegen seiner Schandthaten gehängt ist.“ Alsdann führte er Petrus zu der Stelle, wo er den lebendigen Fisch eingegraben hatte, und fing an im Sande zu graben, bis er auf den Fisch kam, [illegible] Petrus den Fisch hinreichte, sprach er zu ihm die Worte: „So gut wie ein Fisch im trockenen Sande lebt, so gut kann auch eine arme Wittwe mit ihren fünf Kindern durchkommen.“

33.

Weshalb die Pfarrer keine Perücken mehr tragen.

Der heilige Petrus wollte einst einen Pfarrer durchaus in den Himmel holen und versuchte deshalb ihn an den Haaren hineinzuziehen. Der Pfarrer trug aber eine Perücke, welche Petrus statt der Haare faßte. Also behielt er denn diese in der Hand; der Pfarrer aber fiel herunter und kam nicht in den Himmel. Seit der Zeit sind die Perücken bei den Pfarrern abgeschafft, weil sonst keiner in den Himmel kommen würde.

I.

Zu den Sagen.

1. Mündlich aus Münden und Dankelshausen. — Die Bramburg wurde im Jahre 1458, dann wieder 1494 erobert. Herzog Erich der Aeltere kam erst 1495 zur Regierung. Vgl. N. vaterländisches Archiv 1831, S. 158. 160. Willigerod Geschichte von Münden S. 92. 93. Die Sage von einer Kette oder einem Drahte mit einer Klingel, wodurch dem lauernden Räuber ein Zeichen gegeben wird, findet sich mehrfach. Vgl. N. 2. 66. 69. M. S. 66. 150. Ndd. S. 186 und Anm. Müllenhoff 278. Herrlein S. 25. Die Ableitung des Namens Löwenhagen ist, wie gewöhnlich die Volksetymologieen, falsch. — S. 9, Z. 9 l. mit denen.

2. Escherode. — Der Sichelstein stand schon im elften Jahrhundert; im Jahre 1372 ließ ihn Herzog Otto der Quade aufs Neue befestigen. Die Landgrafen von Hessen setzten dieser Burg den Sensenstein entgegen. Havemann Geschichte der Länder Braunschweig und Lüneburg 1853, B. 1, S. 440.

3. Meensen. — Der Brackenberg wurde im Jahr 1411 zerstört. Herzog Erich war also auch hier nicht der Eroberer. Willigerod a. a. O. S. 89. N. vaterl. Archiv 1831, S. 157 und 270, wo drei in der Nähe befindliche Denksteine erwähnt werden. Einer, der in der neuern Zeit weggeführt ist, hieß der Spangenbergsstein. An der Stelle, wo er stand, hat nach der Sage in alten Zeiten ein Herzog von Braunschweig einen Ritter von Spangenberg, den damaligen Inhaber der Brackenberges, ermorden lassen. Der zweite Stein bewahrt das Andenken an Ernst Oppermann, der dort 1645 erschossen wurde. Ueber den dritten s. zu N. 56.

4. Reinhausen, Bremke, Benniehausen, Gelliehausen. — 1. Zu dem Aushängen einer Laterne vgl. N. 23, 2. — 2. Daß Ritter und Räuber, um ihren Verfolgern zu entgehn, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt unterschlagen lassen, ist eine verbreitete Sage. Dasselbe wird auch von einem Herrn von Niedeck und den Bewohnern der Bramburg erzählt. Vgl. N. 67—69. D. S. 127. Müllenhoff 16. Ndd. S. 186. 364. Harrys 1, 52. Pröhle S. 176. Meier 15, 2. Schöpp-

ner 795. Die Erzählung von den feindlichen Brüdern erwähnt auch Veldeck, Göttingen und seine Umgebungen 2, S. 128 und erklärt sie historisch. Zwei Zweige der Familie von Uslar, die mehrfache Streitigkeiten mit einander hatten, besaßen die beiden Burgen. — 3. Vgl. N. 6, 2. 119. Müllenhoff 90. Baader 351. Meier 15, 5. Aehnliche Sagen sind uns von dem grundlosen Pfuhle bei Lutterhausen und einem Teiche bei Hunnesrück erzählt. — 4. Hurkuzen bedeutet niederhocken, sich verkriechen.

5. Hetjershausen. — Ueber die kaiserliche Pfalz Grone bei Göttingen s. Havemann a. a. O. 1, S. 336. Der Herr von Hagen, dem die Länder bis an den Rhein gehören, kann eine dunkele Erinnerung an den deutschen Kaiser sein; doch kann man die Sage auch auf die alten Grenzen des Herzogthums Sachsen beziehen.

6. Eddiehausen, 4 aus Lauenberg. — 1. Zu der auch außerhalb Deutschland verbreiteten Sage von der Einmauerung eines Kindes, wodurch eine Burg unüberwindlich wird, vgl. D. Mythol. S. 1096, dann N. 14, 1. 16. 23. 24. Nach Müllenhoff 331 wurde in dem Loche eines Deiches bei Heiligensteden ein Kind vergraben. Es sprach, ehe es zugeschüttet wurde, noch die Worte: „Ist nichts so weich, als Mutters Schooß? Ist nichts so süß, als Mutters Lieb? Ist nichts so fest, als Mutters Treu?" Um ein Loch in der Kirchenmauer zu Goslar auszufüllen, mauerte man eine schwarze Katze mit ein. D. S. 182. Ob Gebräuche dieser Art jemals geübt sind, bleibt dahin gestellt. — 2. Berichtet auch Meier, Plessischer Ursprung und Denkwürdigkeiten, Leipzig 1713, S. 124 und darnach Veldeck a. a. O. 2, 299. S. zu 4, 3. — 3. 4. Ueber die Erbauung der Plesse, die Feindschaft mit den Hardenbergern und Adolf von Dassel s. Meyer a. a. O. S. 35. 115 fg. 158. 195. — 5. Nach einem andern Berichte aus Eddiehausen standen die Pferde, welche von den alten Ritterpferden abstammten, oben auf dem einen Thurme der Burg. Der sagenhafte Zug, daß Pferde auf eine wunderbare Weise oben in einem Gebäude erscheinen, kommt in verschiedenen Erzählungen vor. D. S. 174. 340. Müllenhoff 554. N. S. 536 und Anm. DMS. 405.

7. Wolbrechtshausen. — Ein Beispiel der vielen Sagen, die sich gebildet haben, um Bestehendes zu erklären.

8. Brunstein. — Das Fräulein gehört zu den weißen Frauen (N. 9. 105 fg.); der schwarze Ritter, welcher Nachts unter Donner und Blitz erscheint, ist der Teufel. Daß auf dem Retoberge (niederdeutsch Reibarg) zwischen Wibrechtshausen und Brunstein der Götze Reto einen Altar gehabt habe, wird auch in Langenholtensen erzählt. Die Sage stammt aus der historia Bonifacii des nicht glaubwürdigen Pfarrers Letzner zu Hardegsen, welcher Cap. 12 (Hildesheim 1602) so berichtet: „Bonifacius ist den Strich auf Bremen und daher durch, da itzt das Stifft Hildesheim und Ganderßheim gelegen, komen und unter wegen, in Monte Retonis auf einem Stollen, zwischen dem Brunstein und dem Closter Wibbrechtshusen Retonem, einen heidnischen

Götzen umbgeworffen, welchen das Volk daherumb, wann sie etwas anfahen wollen, als einen Gott mit stadtlichem Opffer verehret und angebetet haben. Derselbig Berg wird noch Mons Retonis, der Rethberg genandt. — Nach der Bekerung aber, und als diese Leut Christen wurden, hat man auff demselbigen Hügel am Ostertage mit der Sonnen untergang, noch bey Menschen gedenken, das Osterfewr gehalten, welches die alten Bockstorn (am Rande: Bockshorn) geheissen." Die Nachricht verdient wenig Glauben, obgleich Letzner als Gewährsmann am Rande Conr. Fontanus, einen Helmershäuser Benedictiner im dreizehnten Jahrhundert, nennt. Vgl. D. Mythol. 172. 583. Herr Senator Friese in Northeim hat die Güte gehabt, uns eine genaue Beschreibung der Oertlichkeiten des Retoberges und des darauf befindlichen Hügels mitzutheilen, aus der wir Folgendes entnehmen. Auf dem Hügel befindet sich eine hufeisenförmige Vertiefung, in deren Mitte eine Erhabenheit sichtbar ist; hierher verlegt die Sage die Verehrung des Götzen Reto. Der Eingang in die Vertiefung ist von der westlichen Seite; die Richtung der Erhabenheit, auf welcher der Götze gestanden haben soll, geht von Westen nach Osten. Die Vertiefung sieht einem Steinbruche ähnlicher als einem Götzenaltare. Der Hügel selbst mit einem Wallringe umgeben, scheint keine natürliche Bodenerhöhung, sondern von Menschenhänden aufgeworfen zu sein. Ob er ein Grabhügel, oder eine Opferstätte, oder keines von beiden ist, kann nur die Oeffnung desselben lehren.

9. Brunstein und Langen-Holtensen. — Nach einem andern Berichte aus Holtensen soll die Jungfrau von dem Grafen Bruno, nach dem die Burg benannt ist, gemishandelt sein und bei den Vorfahren der Könige von Hannover Schutz gesucht haben. Ihr Erscheinen wird mit dem Tode eines Mitgliedes der königlichen Familie in Verbindung gebracht, wie das Erscheinen der weißen Frau in dem Berliner Schlosse. Vgl. M. S. 119.

10. Vogelbeck und Hohnstedt, 4 aus Ahlshausen. — Zu 2 vgl. D. S. 464. Ein Vogelheerd Heinrichs wird an mehreren Orten gezeigt, bei Schulenberg an der Oker (Ndd. S. 211), bei Willershausen, Pöhlde und sonst. Pröhle 7. 91. 186. Nach Ndd. S. 208 sitzt Kaiser Heinrich im Sudemerberge und wird wiederkehren, wenn einmal Goslar in großen Nöthen ist, auch im Rammelsberge, aus dem er hervorgehn wird, wenn drei Steine, welche er vor seinem Tode in die Mauern von Goslar hat einmauern lassen, herausfallen. Andere Sagen vom Kaiser Heinrich das. 207. 212. — 3. L. genauer. — 4. ist bereits von Teichmann in dem Braunschweig. Magazin 1825, N. 19 mit geringen Abweichungen mitgetheilt. Es wird noch hinzugesetzt, daß die beiden, welche ihre Knochen weggeworfen hatten, zurückkehrten, um sie zu suchen, aber von unsichtbaren Händen derbe Ohrfeigen erhielten. Dieselbe Sage heftet sich an Friedrich Rothbart und Otto den Rothen im Kifhäuser, Ndd. S. 247, 5. Bechstein, Thüring. Sagenschatz 4, S. 25, Sommer 1. Die Entrückung von Helden der Vorzeit ist ausführlich D. Mythol. S. 903 fg. behandelt;

indes müssen wir die Zusammenstellung derselben mit heidnischen Göttern, namentlich Friedrichs mit Wuotan und Donar (das. S. XVI. 910) als unbegrüudet bezeichnen. Ich habe bereits altd. Rel. S. 396 nachgewiesen, daß das Innere der Berge mehrfach als Aufenthaltsort der Todten aufgefaßt wurde, wo sie fortlebend gedacht wurden. S. Abhandlung II. Daran knüpft sich die bereits in der Edda vorkommende Idee der Wiedergeburt. — Nachträglich theilen wir noch folgende Sage aus Vogelbeck mit: Heinrich der Vogler gerieth mit dem Ritter auf der Heldenburg und mit noch einem anderen benachbarten Ritter in Streit, und beide wollten ihn auf seiner Burg angreifen. Um sich seiner Feinde besser erwehren zu können, ließ er viele scharfe Messer in große tannene Balken einschlagen und diese dann an den Mauern der Vogelsburg aufhängen; wenn nun die Feinde stürmten, so sollten diese auf die Stürmenden herabgelassen werden. Doch alles wollte nicht helfen, und die Burg ward von den Feinden erobert. Als Heinrich sah, daß er verloren sei, ging er mit seiner ganzen Familie hinab in den Weinkeller der Burg und rief laut, der liebe Gott möge doch geben, daß alle hundert Jahre einer von seiner Familie wieder erscheinen dürfe. Er selbst ist niemals wieder zum Vorschein gekommen, wohl aber ist seit der Zeit alle hundert Jahre dort eine weiße Jungfrau erschienen. Das letzte Mal hat sie sich dem alten Wessel gezeigt, seitdem sind aber bald wieder hundert Jahre verflossen.

11. Salzderhelden. — Nach einer andern Ueberlieferung merkte der Dieb, daß er an dem Kreuze fest gehalten wurde. Nach mehreren vergeblichen Anstrengungen sich los zu machen, fing er endlich an zu beten. Da fühlte er sich auf einmal frei und ging nun fort, ohne das Kreuz mitzunehmen. Vgl. N. 30.

12. Dassensen und Wellersen. — In Edemissen wird erzählt, die Herzogin habe ihren Gemahl in einem Sacke fortgetragen. Herzog Heinrich III. wurde auf dem Grubenhagen im Jahre 1448 von dem Landgrafen Ludwig von Hessen in Verbindung mit Heinrich und Wilhelm dem Aeltern von Braunschweig vergebens belagert. Uneinigkeit unter den Verbündeten bewirkte die Aufhebung der Belagerung. Havemann a. a. O. S. 719. 720. Unsere Sage besteht aus zwei Theilen. In dem ersten hat sich das Andenken an die vergebliche Belagerung erhalten, deren Mislingen hier, wie mehrfach in Volkssagen, einer List der Belagerten zugeschrieben wird. Der zweite wahrscheinlich später hinzugefügte Theil fällt in eine Klasse mit den Sagen von Weinsberg und andern Orten. Vgl. N. 1. 14, 2. Meier 374. D. S. 481. Ndd. S. 38 und Anm. N. S. 38 und Anm. H. S. 236. Wir fügen noch einen andern Bericht aus Kohnsen hinzu: Auf dem Grubenhagen wohnten vor Zeiten Ritter. Einst hatte sich der Ritter, dem die Burg gehörte, irgendwie die Feindschaft des Landgrafen von Hessen zugezogen, so daß dieser schwur, wenn er den Ritter in seine Gewalt bekomme, so wolle er ihn aufknüpfen lassen. Der Landgraf sammelte darauf Kriegsvolk und lagerte sich damit vor der Burg. Sieben Jahre lang belagerte er sie, ohne sie einnehmen zu können, denn die Besatzung

wehrte sich tapfer und warf auch oft Gipskugeln auf die Belagerer, „weil sie damals noch keine Schießgewehre hatten". Doch endlich waren denen in der Burg die Lebensmittel ausgegangen; nur noch eine alte Sau war da, die man jeden Morgen an den Ohren zupfte, so daß sie laut schrie, damit die Belagerer glauben möchten, es würden in der Burg noch täglich Schweine geschlachtet. Als sich die Belagerten aber endlich gar nicht mehr zu rathen und zu helfen wusten, erbot sich die Burgfrau gegen den Landgrafen, die Burg zu übergeben, wenn ihr und ihrer Magd gestattet würde, mit ihrer kostbarsten Habe, die sie in einem Tragkorbe wegtragen könnten, frei abzuziehen. Als das von dem Feinde zugestanden war, packte die Burgfrau ihren Mann in den Tragkorb, den sie selbst trug, die Magd aber muste die kostbarsten Sachen in den andern Tragkorb thun. So gingen sie beide mit ihren Tragkörben mitten durch das feindliche Heer bis nach Einbeck. Beim Weggehen von der Burg sprach der Ritter diese Worte: Grûbenhâgen, bewere nich, de Landgraf von Hessen doit dek nits, du bist un blifst noch lange jâr de Grûbenhâgen vor wî nâ. Von Einbeck flüchtete sich dann der Ritter nach Hannover, wo er blieb. Auf diese Weise ist der Grubenhagen an Hannover gekommen.

13. Lüthorst. — Auch in den verschütteten Kellern des alten Schlosses Lauenberg soll sich noch ein goldenes Spinnrad und ein goldener Haspel befinden. Solche Kleinode mögen mit der weißen Frau in Verbindung stehen, welche sich bei Dassel und Lauenberg zeigt. Vgl. N. 113. 123. Panzer S. 53. altd. Rel. 127. Doch kommen sie auch in Verbindung mit Zwergen und Riesen vor; N. 140, 5. 159, 2. Colshorn S. 116. — Ostpreuß. S. 160 wird eine goldene Schüssel und eine silberne Egge des Gottes Perkunos erwähnt. An und für sich ist der goldene Haspel und das goldene Spinnrad nur ein besonderer Ausdruck für Schätze, wie sonst goldene Wiegen Müllenhoff 470. N. S. 298. Ndd. S. 167, 3. Harrys 1, 7. Deecke 5. Panzer S. 383. Ostpr. S. 250; Wagen Schöppner 1122. DMS. 429; Kälber und Hennen Pröhle S. 187. Baader 192. Bosquet S. 160. D. Mythol. 932; Gänse Ndd. S. 233. Sommer 56. Wenn dazu S. 175 bemerkt wird, daß die Gänse an die Stelle von Schwänen getreten sein möchten, so daß Schwanjungfrauen gemeint wären, die gleich bergentrückten Helden unter der Erde wohnen, so hat diese Zusammenstellung eben so wenig Grund, wie so viele andere, durch welche die deutsche Mythologie mehr verdunkelt, als aufgehellt ist.

14. Lüthorst und Hunnesrück. — Vgl. zu 6, 1. In Deitersen erzählt man, daß einer Mutter ihr uneheliches Kind für zweihundert Thaler abgekauft wurde. Man gab demselben einen Zwieback in die Hand und mauerte es darauf ein. Damit bringt man noch den Umstand in Verbindung, daß auf der Erichsburg, wie das Volk sagt, kein uneheliches Kind geboren werden darf. — Die Burg ist vom Herzog Erich 1525 — 30 erbaut, von Julius Heinrich 1604 befestigt.

15. Einbeck, Negenborn, Stadtoldendorf. — 1. Lies mit seinem Bruder, dem — — Ueber die Ermordung Heinrichs von

Homburg durch Otto von Eberstein s. Havemann a. a. O. 656. Die Volkssage macht, wie häufig, aus den Besitzern von zwei benachbarten Burgen, zwei Brüder. Vgl. Ndd. S. 145. Müllenhoff 47.

16. Umgegend von Einbeck. — Dieselbe Sage, in einigen Punkten abweichend, Ndd. S. 276. Die Burg ist im Jahre 1295 erbaut.

17. Pöhlde. — Die spukende Frau des Thorwächters gehört zu den weißen Frauen; sie erscheint hier als ein Tod und Verderben bringendes Wesen. Vgl. die römische Sage von Tarpeja, die noch nach dem jetzigen Volksglauben in einem Felsen sitzen soll. Niebuhr Röm. Gesch. 1, S. 242. Die Burg heißt ein Platz zwischen Pöhlde und dem Bornberge, eine von den vielen Stellen, wo Heinrichs Vogelheerd gewesen sein soll; wahrscheinlicher kommt der Name von der alten kaiserlichen Villa, von welcher der Ort und das Kloster Pöhlde ausgieng. Sonne Beschreibung des Königr. Hannover, B. 5, S. 711.

18. Tradition der Familie von Adelebsen. — Ueber die Erwerbung eines Grundstücks durch Umgehn oder Umreiten s. Grimm D. Rechtsalterthümer S. 86—88. Vgl. D. S. 411. 422. 433. Ndd. S. 78 und Anm. M. S. 37. 171. N. S. 81. 339. S. 18. 21. DMS. 286 und Anm. Sommer 69. Pröhle S. 28. Firmenich 1, S. 335. 336.

19. Adelebsen. — Ueber versunkene Kirchen vgl. zu N. 73, 4.

20. Meier führt Pless. Ursprung S. 184 eine Quittung Gottschalks IV. von Plesse über ein Paar rothe Hosen an, welche ihm die von Parenhosen für die Hut zu Rodershusen geliefert haben. Abweichend lautet eine Sage aus Göttingen. Einst wurde die Plesse belagert. Als nun die Burg nicht länger vertheidigt werden konnte, wickelte sich der Burgherr ganz in Betten ein und stürzte sich dann, Eddiehausen gegenüber, den steilen Abhang hinunter. Er kam glücklich unten an und eilte von da unbemerkt nach Parensen, wo ein alter Einsiedler lebte, der ihm ein Paar Hosen schenkte, um damit seine Blöße zu bedecken. Nachher baute der Herr von Plesse hier eine Kirche; der Ort aber erhielt von dem geschenkten Paar Hosen den Namen Parensen.

21. Stöckheim. 22. Hohnstedt, Kalefeld. — L. Schnedekrug.

23. Einbeck, Dassel, Kuventhal. — S. zu N. 4, 1. 6.

24. Einbeck und Andershausen. — Der Bau der Brücke bei Kuventhal wurde im Jahre 1829 angefangen. Obgleich also noch viele Menschen leben, welche die Unwahrheit der Erzählung bezeugen können, hat sich doch die alte Sage von der Einmauerung eines Kindes auch an dieses ansehnliche Bauwerk (die Brücke ist 387 Fuß lang und 75 Fuß hoch) geheftet. Der Zusatz ist eine mildernde Form der alten Sage.

26. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Ueber das Läuten der Glocke vgl. zu N. 32. Die heil. Jungfrau fängt Steine und Pfeile oder Kugeln auf. N. S. 372. Schöppner 755. 1000 u. m.

28. L. Paderborn.

29. Aehnliche Sagen, nach denen durch Schneefall die heilige Stätte bezeichnet oder der Grundriß einer Kirche dargestellt wird, bei Müllenhoff 141 und Baader 381; vgl. auch Ostpr. S. 167.

30. Sudershausen. L. Leisenberg, Leisenberger. Die riesige Gestalt werden andere hier wegen des weißen Pferdes für einen heidnischen Gott, etwa für Wodan erklären; sie deutet aber eher auf den Teufel. Daß eine Oeffnung in der Wand nicht ausgefüllt werden kann, kommt in Teufelssagen vor. Vgl. N. 167. Daß Geister durch das heilige Kreuz mehrfach zurückgehalten werden, ist ein gewöhnlicher Zug. — Eine Sage aus Delliehausen berichtet, wie man einst die Reste der Kirche, welche zu einem zerstörten Dorfe Mallenhausen gehörte, abbrechen wollte. Als man eben an das Werk gehn wollte, kam ein furchtbares Gewitter und vertrieb die Frevler. Vgl. auch N. 11.

31. Scharzfeld; vgl. Pröhle 195. Harrys 2, 32. Eine andere Ueberlieferung weiß nichts von den hölzernen Geräthschaften, berichtet aber, daß der Hirte die Kirche in einer Nacht vollständig ausgehauen habe. Durch beide soll bezeichnet werden, daß Gott Wohlgefallen an dem frommen Werke hatte. Eine Form, bei der man aber den Einfluß der Gelehrsamkeit nicht verkennen kann, gibt F. W. Meister, Herzberg am Harz, Goslar 1853, S. 68: Zur heidnischen Zeit, als das Volk am Harze den Götzen Krodo angebetet und diesem Opfer gebracht habe, sei ein ehrwürdiger Eremit auf dem Felsen, wo die Steinkirche liegt, unter dem versammelten Volke in dem Augenblick erschienen, als dieses dem Krodo sein Opfer dargebracht, und habe sodann den Heiden die Lehre des Evangeliums gepredigt. Das Volk aber sei über solche Neuerung in Zorn und Wuth gerathen und habe den Eremiten zu steinigen gedroht. Dieser aber habe, von Muth und Kraft in der schweren Stunde gestärkt, einem seiner Trabanten die hölzerne Streitart entwunden und in der Fülle seines, auf den Allmächtigen gestützten Glaubens geschworen: „So gewis, als ich mit diesem schwachen Werkzeuge dieses feste Gestein spalte, so gewis, als dieses Holz einen Tempel zur Verehrung des alleinigen Gottes aus diesem unerschütterlichen Felsen schaffet, so wahr ist das Wort des Evangeliums, welches ich euch predige"; und wie der Eremit so gesprochen, habe er mit bebenden Armen gegen die rauhe Klippe mit der Streitart geschlagen, und der feste Stein blätterte sich, gleich dem bildsamen Thone, vor den Streichen seines Beils. So entstand die Steinkirche.

32. 33. Als Stifterin des Geläutes in Münden wird auch eine Nonne Catharina genannt. Eine Sage aus Merxhausen erklärt das Abendgeläute in Hörter auf gleiche Weise. Wenn derjenige, dem das Läuten obliegt, es unterläßt, so hat er Nachts keine Ruhe; die Betten werden ihm unter dem Leibe weggerissen u. s. w. Vgl. N. 26. Die Sage wiederholt sich an verschiedenen Orten. Baader 221. 349. 482. Schöppner 657. Herrlein S. 9 u. m.

34. Nach einer schriftlichen Mittheilung von Pröhle muß der Küster selbst jeden Tag das Bett machen, sonst kostet es ihm das Le-

ben. — Vgl. N. 154, wo dasselbe von Hünenbetten erzählt wird. Auch der Hausgeist läßt Spuren im Bette zurück und theilt Ohrfeigen aus. Im Allgemeinen vgl. Ndd. S. 1. 38, 6 und Anm. N. S. 329. Stöber 244.

35. 36. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. N. 11. 30; dann zu N. 76, 2.

27. Hollenstedt. Daß der Todte nach dem alten Glauben dem irdischen Leben nicht ganz entfremdet ist, es nicht vergessen hat, ist altd. Rel. S. 410 gezeigt; daher kommt es auch vor, daß Todte noch Rache üben, das. 413; vgl. auch N. 236. Damit hängt zusammen, daß Feinde sich auch nach dem Tode hassen und nicht in einem Grabe ruhen wollen, wie auch DMS. 109 erzählt wird. Mit unserer Sage stimmt eine hessische H. S. 25, nach welcher auf der Todtenhöhe bei Frankenberg in grauer Vorzeit eine Schlacht geschlagen wurde. An dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen das blutige Spiel. Herr Wolf hat diese Sage ohne Grund unter diejenigen gestellt, welche von Aus- und Umzügen der Götter handeln, und bemerkt dazu S. 186: „Sobald der Kampf der Helden in Valhöll zu Ende ist, erheben sich die Gefallenen zu neuem Leben.“ — Die Sage ist so einfach, daß sie einer Erläuterung durch die nordische Mythologie gar nicht bedarf, und die herbeigezogene Valhöll gehört nicht hierher.

38. Ueber die Schlacht bei Tackmanns Graben, welche am Pankratiustage 1479 von den Einbeckern dem Herzog Wilhelm dem Jüngern mit seinen Verbündeten geliefert wurde, s. Havemann a. a. O. S. 721. 722 und N. vaterl. Archiv 1846. S. 68. 69.

39. Nach einer Mittheilung aus Eilensen ist auf dem Hundefelde im siebenjährigen Kriege einer Abtheilung Franzosen ein blutiges Gefecht geliefert.

41. Dankelshausen. — Vgl. N. 42. 51. 222. Ndd. S. 157 und Anm. Müllenhoff 259 und Anm. Baader 345. Meier 139. 352. 348. Schöppner 973. W. Zeitschr. 1, 191.

43. Waake. — Die Sage ist für die Art und Weise, wie das Volk geschichtliche Begebenheiten auffaßt und behält, sehr charakteristisch. Radolfshausen gehörte zu der Grafschaft Plesse. Als 1571 Dietrich von Plesse, der letzte dieses Geschlechts, ohne Hinterlassung von Leibeserben verstarb, benutzte Landgraf Wilhelm von Hessen die Abwesenheit Erichs II., welchem die nächsten Ansprüche auf die Besitzergreifung dieser Herrschaft zustanden, und ohne auf die Widerrede von dessen Räthen zu achten, zog er die herrenlosen Güter ein. Das einzige Amt Radolfshausen wurde damals durch Herzog Wolfgang von Grubenhagen dem Hause der Welfen gerettet. Havemann Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg (Lüneburg 1837) 1, S. 385. Vgl. Meier Plessischer Ursprung S. 277.

44. S. zu 20.

45. Uessinghausen. — In Fredelsloh, wo die Sage auch bekannt ist, wird noch hinzugesetzt: Werden die Eichen jemals alle ab-

gehauen, so fällt der Kamp an Uessinghausen. Vgl. N. 48 und eine ähnliche Sage bei Firmenich 1, S. 301.

46. Fredelsloh. — Es wird auch erzählt, in der Ahlsburg habe ein Schloß gestanden, worin der Fürst von Ahlsburg wohnte. Der Wallgraben soll noch zu sehen sein. Vgl. N. 49 fg. Eine ähnliche Sage wird von der sog. Lengder Burg, einem Walde zwischen Lengden und Göttingen erzählt. Die beiden Fräulein, denen der Wald gehörte, erboten sich ihn den Bewohnern von Lengden zu schenken, wenn diese sie dafür bis zu ihrem Tode unterhalten wollten. Von diesen abgewiesen wandten sie sich an die Göttinger.

48. Nach einer dritten Ueberlieferung aus Einbeck kamen einst Nonnen dahin und baten um die Erlaubnis sich in der Stadt niederzulassen. Die Bürger schlugen ihre Bitte ab, und die Nonnen giengen wieder fort. Jene besannen sich bald eines Andern und eilten den Nonnen nach um sie zurück zu holen; auf der Hube erreichten sie sie. Die Nonnen wollten jetzt auf ihr Anerbieten nicht eingehn, schenkten aber den Einbeckern „für ihren guten Willen" das Stück Land, welches noch jetzt von dem Hubewirthe beackert wird. Vgl. N. 49.

50. Dassensen. — An die beiden Steine knüpfen sich noch andere Sagen. S. N. 56.

51. Andershausen. — Vgl. zu 41. So soll auch ein Schäfer aus Banteln den Bewohnern von Brüggen eine streitige Weide abgeschworen haben. Dem Meineidigen verdorrte das Gras unter den Füßen. Vgl. Woeste S. 45. — Plötzlicher heftiger Wind bei Nacht wird sonst nach der Volkssage vom Teufel hergeleitet; vgl. N. 172.

52. Hardegsen, Lippoldsberge. — N. 168 erzählt, wie Herzog Erich von dem Teufel durch die Luft geführt wurde. Ueber die Bedeutung dieser Sagen und ihre Verwandtschaft mit andern s. Abhandlung II, — S. 35, Z. 5 v. u. ist nach dem Worte Aufenthalte i m T h u r m e einzuschieben. Die Worte So — geheißen sind zu streichen.

53. Einbeck, Andershausen.

54. Vgl. Schöppner 938. Sonst wird von Kindern erzählt, welche sich an ihren Eltern vergriffen haben, daß sie nach dem Tode die Hand aus dem Grabe strecken; z. B. Deecke 153.

55. Nach einer andern Ueberlieferung sollen die Steine die Stelle bezeichnen, wo Leuten, die Pfluggeräthe aus dem Felde gestohlen hatten, der Kopf abgepflügt ist; s. N. 56. Dieselbe Sage von einem gegenseitigen Brudermorde knüpft sich an zwei Steine bei Strodthagen, und einen Stein bei Ahlshausen. So oft man diesen Denkstein hat ausgraben wollen, hat er angefangen zu bluten. Ueber Denksteine und Steinkreuze, die einen Mord bezeichnen, vgl. D. S. 164. 546. Ndd. S. 60. 254. 294. 319. Harrys 1, 28. Herrlein S. 185. Baader 163. 217. 410; im Allgemeinen Hormayr Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, fortges. v. Rudhardt 1850 u. 51, S. 212 fg. Reuß in W. Zeitschr. 1, 107.

56. Der Denkstein bei Eilensen (auf der sog. Schaube) soll nach einer andern Angabe die Stelle bezeichnen, wo einem Bauern die Pferde

durchgingen und ihm den Kopf abpflügten. Von den Steinen in der Einbecker Feldmark heißt es auch, daß sich an der Stelle, wo sie sich befinden, zwei Brüder erschlagen haben; ein anderer Bericht darüber ist N. 50. An die Steine bei Meensen knüpft sich noch die Sage, daß sich dort zwei Bauerjungen erschlagen hätten. S. N. vaterl. Archiv 1831, S. 278, wo diese Steine abgebildet sind. Ein den beschriebenen ähnlicher Stein befindet sich auch zwischen Dassel und Reifenhausen; einen andern bei Varmissen habe ich selbst gesehen. Das Rad mit vier Speichen, welches die Volkssage für ein Pflugrad ansieht, ist eher ein Kreuz, und die Steine werden also hier wie in der vorhergehenden N. Denksteine sein, welche in älterer Zeit wohl nach richterlichem Ausspruche Erschlagenen gesetzt werden musten. Rudhardt a. a. O. S. 217. Das Abpflügen des Kopfes als Strafe für denjenigen, der einen Mahlstein ausgeackert hat, kommt mehrfach in Weisthümern vor; vgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 520. 547. In Oldendorf erzählt man, daß in alten Zeiten derjenige, welcher eine Egge aus dem Felde gestohlen hatte, todt gepflügt wurde. — Ueber das Umgehn des kopflosen Mannes vgl. N. 220. Als ein altes Kreuz bei Jüterbogk weggenommen war, hat sich des Nachts ein fürchterliches Lärmen und Poltern hören lassen, und ein weißer Hund hat an der Stelle gelegen, wo es gestanden, und ist nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat; M. S. 87.

58. 59. Eine ähnliche Sage aus Holzminden: Etwa anderthalb Stunden von Holzminden liegt der sog. Weinberg, auf welchem früher ein Nonnenkloster stand, von welchem jetzt noch die Kapelle übrig ist. Ueber dem Kloster hatte schon 14 Tage lang ein furchtbares Gewitter gehalten, und niemand im Kloster wagte es hinaus zu gehen, weil jeder fürchtete vom Blitze erschlagen zu werden. Man glaubte nun, Gott wolle für früher begangene Sünden ein Strafgericht halten, und es ward deshalb von den Nonnen in einer Versammlung beschlossen ihm ein Opfer darzubringen und so seinen Zorn von dem Kloster abzuwenden; dieses Opfer sollte sich aber Gott selbst wählen. Demnach gingen sämmtliche Nonnen, zwölf oder dreizehn an der Zahl, hinaus; alsbald entlud sich auch das Gewitter und die letzte der Nonnen ward vom Blitz erschlagen. Hierauf zog das Gewitter ohne weiteren Schaden vorüber und legte sich bald ganz. Vgl. noch D. S. 10. Müllenhoff N. 156.

60. Die Edesheimer Sage weiß von dem Bilde nichts, sondern berichtet, der Stein habe von weitem einer sitzenden Frau ähnlich gesehen. Auch in Blankenhagen erzählt man von einer Frau, die während eines Gewitters Flachs jätete und dafür zur Strafe in einen Stein verwandelt wurde, eben so in Golmbach. Vgl. auch Ndd. S. 301. Rausch 30. Schöppner 586. Eine Magd, welche während des Gewitters Heu macht, wird vom Blitze erschlagen: Baader 435. vgl. Bechstein fr. S. S. 145. Das Verwandeln in Stein als Strafe für verschiedene Vergehn, namentlich Uebermuth, ist in Volkssagen

häufig; vgl. z. B. D. S. 228. 233. M. S. 20. 233. Müllenhoff 131 und Anm.

61. Wulften. In Einbeck wird dieselbe Sage von zwei Brüdern erzählt. — Die Stimme von oben ist der Donner. Eben so deutet Schwarz der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum S. 16. 17 die lauten Worte des wilden Jägers (vgl. N. 99), mit denen er eine Keule auf die Erde wirft, richtig auf den Donner. Im Hildesheimischen lauten die Worte: „Den Beter laß beten, den Schläfer laß schlafen, den Fresser schlag todt." — Das Essen während des Gewitters deutet auf Gleichgültigkeit, daher die Sage. In einigen Gegenden ist es stehende Sitte, wenn ein Gewitter am Himmel steht, mit dem Essen aufzuhören und zu beten; daß man während desselben nicht essen dürfe, ist ein verbreiteter Glaube.

62. Adelebsen. Abweichend die Sage von dem Schäfersteine Ndd. S. 264: Auf der Bramburg hat ein Fräulein gewohnt, die dahin verwiesen war. Diese begehrte ein Riese zur Frau. Sie willigte in sein Verlangen unter der Bedingung, daß er den Stein auf den gegenüberliegenden Berg trage. Der Riese kam nur bis ins Thal, wo ihm der Stein aus der Hand fiel. Mit unserer Erzählung stimmen mehr die Sagen, welche Wolf H. S. 251 und S. 182 mittheilt.

64. Vgl. Bechstein fr. S. S. 162, Schöppner 1023; dann M. S. 25, wo ein Bauer bei einem Streite über einen Acker sagt: „So soll dieser Stein zu Butter werden, wenn der Acker nicht mir gehört." Augenblicklich wird der Stein weich, er sinkt mit dem Fuße ein, dessen Spur man noch heute sehen kann.

65. Der Erzähler war aus Edesheim, wuste aber die Stelle, an der die Sage haftet, nicht anzugeben. Sie wird auf dieselbe oder auf etwas abweichende Weise von verschiedenen Orten erzählt. D. S. 134. 135. 487. Harrys 1, 38. M. S. 40. Ndd. S. 300 und Anm. 307. 360. Müllenhoff 544; vgl. auch das. 510, wo es heißt, daß die schwarze Margarethe vor dem Beginn einer Schlacht ihren Fuß oder den Huf ihres Pferdes in einen Stein gedrückt habe. Es gibt außerdem noch viele Sagen, welche sich an Löcher oder andere Vertiefungen und auffällige Zeichen in Steinen heften. So ist nach Baader 24 ein Fuhrwerk mit Ochsen in Begriff einen Abhang hinunter zu stürzen; als der Fuhrmann eine Wallfahrt gelobt, bleibt der Wagen stehn, die Spuren von den Füßen der Ochsen und des Treibers sind noch in einem Steine sichtbar. Der Wagen eines bösen Fluchers wird festgehalten und drückt seine Spur in einen Stein; Müllenhoff 194. Ein Graf, der die Bauern plagt, wird bis Sonnenuntergang auf übernatürliche Weise auf einem Steine festgehalten, man sieht darauf noch jetzt die Spuren seines Schuhes; das. 192. Oder gottlose Menschen stürzen, und die Hufe ihrer Rosse haben sich in den Stein gedrückt; das. 190. 193. Vgl. über eingedrückte Rossehufe, die auch anders erklärt werden, N. S. 71. 72. 145. Ndd. S. 193. Ein Mädchen, das vom Teufel geholt wird, drückt ihre Finger in einen Bildstock (Bechstein fr. S. S. 139). Bisweilen rühren Zeichen in

Steinen von müden Leuten her, die sich darauf ausgeruht haben (Müllenhoff 543); oder ein Armer, der um Gottes Willen etwas begehrt, drückt seine Hand in den Stein (DMS. 44); oder ein Kind, das nach seinem Tode der Mutter erscheint, hinterläßt seine Fußstapfen (Müllenhoff 195). Nach andern Sagen haben Christus, Maria und Heilige auf Steinen gestanden oder gesessen und die Spuren davon hinterlassen: D. S. 184. H. S. 13. Meier 181. Schöppner 679. 1088. Baader 462; Petrus das. 28. Panzer S. 245; Bonifacius D. S. 180; Martin N. S. 360; Remaclus das. 143; Fridolin Vonbun S. 76. Nach Baader 333 ist eine Hexe bei Nacht über einen Stein gelaufen und hat ihre Spur darauf zurückgelassen; vgl. Schöppner 491. Endlich glaubt man auf Steinen die Spuren von folgenden Wesen zu sehen: dem Teufel D. S. 191. DMS. 45. 46. H. S. 128. Sommer 46. Müllenhoff 191. Schöppner 74. 1103; Riesen N. 62. NL. S. 205; wilden Leuten D. S. 166; Feen Bosquet S. 98. 99; weißen Frauen Pröhle S. 217. Sommer 13; heidnischen Gottheiten, wie Frau Harke und Frau Holle M. S. 138. H. S. 12. Wolf Zeitschr. 1, 24. Vgl. noch altd. Rel. 320. Auch Irland kennt ähnliche Sagen von Heiligen und Engeln, Erin 6, 335. 382. Die Anläße sind auch hier verschieden: bald haben diese Wesen auf den Steinen gesessen, oder sind darüber gelaufen; bald haben sie sie geworfen und ihre Hände daran abgedrückt. Man hüte sich aus solchen Sagen allein auf einen innern Zusammenhang der Personen zu schließen, die handelnd dabei auftreten; diese sind, wie man bald sieht, zu verschiedenartig. Die Erzählungen geben uns vielmehr nur einen Beweis von dem häufig wiederkehrenden Zuge der Volkssage, daß sie Auffälliges in der Natur aus einem Faktum zu erläutern liebt. Die Begebenheit, welche zur Erklärung dienen soll, wird aus dem gewöhnlichen Leben, dem christlichen Glauben und den Ueberbleibseln heidnischer Anschauungen genommen. Dagegen sind diese Sagen in anderer Hinsicht interessant, theils wegen der sittlichen Ideen, die sie enthalten, theils weil sie lehren, was für Wesen, christliche oder heidnische, in dem Volksglauben lebendig sind.

66. Einbeck. Die Sage ist etwas verworren, enthält aber einzelne merkwürdige Züge. Der Jüngling, der den Räuber erlöst, darf nicht beten, er darf sich auch nicht waschen und kämmen, wie der Soldat, der bei dem Teufel in der Hölle dient, KM. 100; vgl. Abhandlung II. Zu dem Drahte mit der Glocke vgl. zu N. 1.

67. Nach drei bis auf Nebenpunkte übereinstimmenden Erzählungen aus Langen-Holtensen, Edesheim und Denkershausen. Die Denkershäuser Sage kennt die verkehrt aufgeschlagenen Hufeisen nicht (vgl. zu N. 4); die Langen-Holtenser läßt den Räuber an einer Krankheit sterben. In Kalefeld sagt man, daß er gern auf dem Imbshäuser Kirchhofe begraben sein wollte. — An der Stelle, wo die Seckelnborg gestanden haben soll, ist nichts vorhanden, was man für Trümmer einer Burg halten könnte, und die historische Existenz des Seckelnborgers ist überhaupt sehr zu bezweifeln. Die Sage von seinem Begräbnisse hat hier eben so Gewicht, wie in der Sage von Hackelberg (N. 98),

und es wird auch in der Umgegend von Northeim erzählt, die Mandelbecker Forst und die darin liegende Seckelnborg habe Hackelberg gehört; in Wibrechtshausen sei er begraben. Somit haben wir Spuren eines Mythus von Wodan, die in Abhandlung III. weiter verfolgt werden sollen. Auf den Mantel lege ich kein Gewicht; vgl. N. 68. Pröhle S. 176.

68. Wulften, Düderode, Schwiegershausen. Ueber den Klinkerbrunnen s. Blumenhagen Wanderungen durch den Harz S. 150. Pröhle S. 290. Der erste Theil der Sage auch bei Pröhle a. a. O. S. 172, der S. 289 nach Renner Nachrichten und Notizen von Osterode S. 75. 76 mittheilt, daß der Räuber Warnecke hieß, aus Eisdorf war und im dreißigjährigen Kriege lebte. Eine daselbst angeführte Sage aus Dorste berichtet, daß Hans im Augenblicke der Noth mit ausgebreitetem Mantel nach dem Harze zuflog und verschwand. Es wird auch erzählt, er habe eine Nonne aus Katlenburg entführt; bei der Verfolgung sprang sein Pferd einen steilen Abhang hinab und ward zerschmettert, er selbst setzte die Flucht unversehrt fort.

69. Alfeld, Förste, Rheden. Die Sage ist gedruckt in Wächter heidn. Denkmäler Hannovers S. 155. Harrys 1, 53. Ndd. S. 279. Wir theilen noch folgende bemerkenswerthe Zusätze mit. Nach einigen war das geraubte Mädchen die Tochter des Bürgermeisters zu Alfeld. Der Räuber entführte sie auf einem schwarzen Rosse, als sie auf der großen Wiese vor Alfeld spielte. In Naensen und Rheden erzählt man, das Mädchen habe dem Räuber mehrere Kinder geboren, welche er sogleich an einem Baume bei der Höhle aufhing. Wehte dann der Wind heftig, so daß die Gerippe im Baume klapperten, so sprach er zu der Mutter, sie möge doch einmal hören, wie schöne Musik ihre Kinder draußen machten. Daß der Räuber dem Mädchen die Brust abgerissen habe, erzählt man auch in Kaierde, wo noch hinzugesetzt wird, daß bei der Höhle ein Stein als Denkmal der That stehe. — Unserer Erzählung kommt von den norddeutschen Räubersagen die von Papendöning oder Papendöneken am nächsten, einem Räuber bei Ratzeburg, von dem man nach Müllenhoff in Mecklenburg, Lübeck und Hamburg viel zu erzählen weiß. Nach Firmenich 1, S. 71 entführt der Räuber gewaltsam ein Mädchen; sie gebiert ihm sieben Kinder, die er zu Tode tanzt. Sie bekommt die Erlaubnis ihre Eltern zu besuchen und klagt ihr Leid einem Steine. Dann bezeichnet sie durch Erbsen, die sie streut, den Weg zu der Wohnung des Räubers, der in Lübeck hingerichtet wird. Nach einem Berichte aus Lauenburg bei Müllenhoff S. 592 hat Papendöneken nach einander sieben Frauen gehabt. Sobald ihm ein Kind geboren war, tödtete er erst das Kind, dann die Frau. Seine siebente Frau hatte er zu lieb und tödtete nur ihr Kind. Die Köpfe seiner sieben Kinder zog er auf eine Schnur, tanzte herum und sprach dabei: So danzet he,
So danzet he,
So danzet Papendöneken
Mit sinen seven söneken.

Nach einem dritten Berichte, der mir mitgetheilt ist, hat der Räuber in der Noth seine sieben Söhne verzehrt und nur die Knochen übrig gelassen. Darüber hat er sich nachher sehr betrübt, ist bei Mondschein in den Wald gegangen, hat die weißen Knochen seiner sieben Söhne auf einen Faden gezogen, sie um den Kopf geschwungen und dabei gesungen:

Danzt, mîn leve sönken!
Dat pîpen deit ju vader Papendönken.

Nach Deecke 50 hat Papendöne die Köpfe der erschlagenen Kaufleute auf eine Linie gezogen. Dann vergleiche man Ndd. S. 186 von dem Räuber Danneil, der Mädchen raubt, sie in seine Höhle führt und ihre Kinder aufhängt. Ein Mädchen, das sieben Jahre bei ihm gewesen ist, entflieht und bezeichnet den Weg mit ausgestreuten Erbsen. Der Räuber erblickt sie, als sie eben in das Kloster Huyseburg gehn will, und schleudert ihr sein Messer nach, das tief in die Pforte fährt, so daß man seine Spur noch lange Jahre hat sehen können. Sie klagt ihr Geschick dem Ofen, was auch sonst vorkommt (D. S. 513. D. Mythol. 595. 596). Auch in der Sage, welche Müllenhoff 35, 2 mittheilt, kehrt das Tödten der Kinder, deren Köpfe auf einen Weidenzweig gezogen werden, und das Streuen der Erbsen wieder. Außerdem vergleiche man Ndd. S. 144. M. S. 211. Firmenich 1, 275. — Daß an diese Räubersagen sich Mythisches geheftet hat, ist schon Ndd. S. S. 488 bemerkt; auch ist dort mit Recht an Kronos erinnert, der die eigenen Kinder verschlingt. Lippold raubt die Jungfrau auf einer Wiese, wie Pluto die Proserphone, als sie Blumen pflückte. Das gefangene Mädchen muß dem Räuber den Kopf krauen, wie die entführten oder verwünschten Prinzessinnen im Märchen den Drachen. Vgl. Abhandlung III.

70. Seeburg, Landolfshausen, Bodensee; auch in Clausthal ist, wie mir Pröhle mittheilt, die Sage bekannt; bereits gedruckt D. S. 131 nach dem Hannöv. Magaz. 1807. N. 13. Die bemerkenswertheste Abweichung ist dort, daß der Graf statt eines Aales von einer silberweißen Schlange ißt und nun die Sprache der Thiere versteht, wie Siegfried nach der nordischen Sage die Sprache der Vögel, nachdem er das Herz des Drachen genossen hat. S. auch Saxo 5, 72. — Dann ist die Sage von Veldeck Göttingen und seine Umgebungen 2, 88 und darnach bei Harrys 1, 1 mitgetheilt. Von verwandten Sagen kommen am nächsten M. S. 207. Ndd. S. 178. Müllenhoff 226, anderer Sagen von im Wasser untergegangenen Orten nicht zu gedenken.

71. Herzberg, Wulften. Zu 1 stimmt Pröhle S. 182; zu 2 Ndd. S. 223 mit einigen unbedeutenden Abweichungen. Ein Wassertaucher ist nach dem Volksglauben ein Mensch, der ohne weitere Vorrichtungen lange unter dem Wasser leben kann. Der Blutstrahl oder die Blutstropfen, die sich auf der Oberfläche zeigen, sind ein Zeichen, daß in der Tiefe des Wassers Jemand verwundet oder (gewöhnlich von dem Wassergeiste, wie hier) getödtet ist. Zu dem, was D. Mythol. 463 und altd. Rel. 375 darüber angeführt ist, vgl. noch N. 73—75.

Ndd. S. 105. 288, 2. Sommer 39. Baader 379. Meier 78. 79. 82. 84. Schöppner 236. Panzer S. 174. Bechstein fr. S. S. 51. 165. Thür. S. 2, 140. 147. W. Zeitschr. 1, 104. Das älteste Zeugnis für diesen Glauben findet sich in dem angelsächsischen Gedichte Beowulf, wo erzählt wird, daß ein Blutstrom sich auf dem Wasser zeigte, als Beowulf in der Tiefe Grendels Mutter tödtete. Als Froco ertrinkt, dringt ein Blutstrahl aus der Tiefe und färbt das Meer roth, Saxo 5, 99.

72. Kloster Stein. Der Wassergeist duldet nicht, daß man seine Wohnung ausmesse; D. Mythol. 564. altd. Rel. 374. Vgl. Meier 80. Ndd. S. 131 und Anm. Wir fügen noch eine in etwas verwandte Sage aus Lutterhausen hinzu. Einst wollte eine Frau in dem grundlosen Pfuhle ein Stück Leinen ausspülen. Sie warf es mit den Worten ins Wasser: da, düwel, da hest de wat! Sogleich ward das Leinen in die Tiefe gezogen, die Frau muste es fahren lassen, sonst wäre sie mit hinabgezogen. In Tils Graben (s. N. 88) angelten einst Jungen. Es bissen auch Fische an, die aber so stark zogen, daß sie die Schnüre los lassen mußten. Vierzehn Tage später wurden die Schnüre in Bockenem in einem Brunnen gefunden. Vgl. Müllenhoff 352.

73. Lüthorst, Portenhagen. — 2 schon bei Letzner Dasselsche Chronik 5, 1, 13. 8, 9, und darnach D. S. 202. Harrys 1, 11. Das Pferd steigt da richtiger aus dem Erdpfuhle hervor. Aehnliche Sagen Ndd. S. 179 und 61, wo aber der aus dem See emporgestiegene Hengst wieder verschwindet; DMS. 469; ferner das. 242, wo der Nix in Gestalt eines Pferdes umgeht. N. S. 47 (vgl. Anm. zu 287—89) springt ein schwarzes Pferd aus dem Wasser ins Schiff und bewirkt, daß es sinkt. Als Pferd oder Stier erscheint auch der Teufel bei dem Teufelstümpel Harrys 2, 32. Stiere steigen aus dem Wasser das. 1, 47. Ndd. S. 288. W. Zeitschr. 1, 353 (aus einer irischen Legende). Im Allgemeinen vgl. D. Mythol. 458. altd. Rel. 371. Verschieden ist das Pferd bei Reusch N. 22. — 3. Der Haken gehört dem Wassermann, der daher Hakemann genannt wird. Vgl. zu N. 90. Der Hund ist wieder deutlich der Nix; er kommt in 4, wie auch sonst, auf dem Grunde des Wassers vor; N. 75. Ndd. S. 288, 2 und Anm. Pröhle S. 182. Wenn er dort nicht bloß ein Symbol der dunkeln Tiefe des Wassers ist, so kann man ihn für ein unterweltliches Wesen halten, wie denn der Grund des Wassers mehrfach als die Unterwelt erscheint. Altd. Rel. 387. 399 und Abhandlung l. Dietrich über die Wasserhölle in H. Zeitschr. für d. Alterth. 9, 375. vgl. die auf Schätzen liegenden Hunde, die in Sagen häufig vorkommen, und die umgehenden Hunde N. 210—13. Die weiße Jungfrau, die hier auf dem Grunde des Wassers ist (vgl. N. 75, 2), wohnt sonst gewöhnlich im Innern der Berge. Zu dem goldenen Spinnrade vgl. N. 13. — 4. bereits bei Letzner a. a. O., Harrys 1, 11. Letzner erwähnt eine grüne Wiese auf dem Grunde des Wassers, über welche man altd. Rel. 399 sehe; dann neben dem Hunde eine Meerfrau, wie in 3. Der Eingang, wornach an der Stelle des Erdpfuhls eine Kirche gestanden haben soll, aus Portenhagen. Nach der Lüthorster Sage

stammt die Glocke aus Portenhagen. Auch auf dem sog. Kirchenplatze bei Lüthorst hat eine Kirche gestanden, die versunken ist; vgl. N. 19, 78. Das Versinken ist hier ein symbolischer Ausdruck für Zerstören.

74. 1. Ellensen. — Wenn eine Glocke nicht getauft oder geweiht ist, hat der Teufel über sie Gewalt und bewirkt, daß sie fortfliegt, wie das DMS. 321 und NL. S. 462 auch geradezu ausgesprochen wird. Ueber die Gebräuche bei dem Weihen theilt Sommer S. 176 eine Stelle aus Pomarius Sächs. Chron. S. 401 mit. 2. Lüthorst.— Eine in den wesentlichsten Punkten übereinstimmende Sage wird von der Glocke in Ebergötzen erzählt. Auch der aus der Tiefe aufsteigende Schatz kommt in die Gewalt des Menschen, wenn er etwas darauf legt.

75. 1. Eine ähnliche Sage von dem Opferteiche bei Harrys 1, 10. Der Tod des Pathen bedeutet dasselbe wie das Unterlassen der Taufe. Auch an den Opferhof zwischen Dassensen und Wellersen knüpft sich die Sage, daß dort in alter Zeit geopfert sein soll. Das Wasser zu den Opfern soll man aus der Ilme geholt haben. Auch sollen früher noch Steine da gewesen sein, auf denen geopfert wurde. Der Name gab auch hier den Anlaß zu der Sage. Zu 2 bemerkt die Verständigkeit, die Glocken wären nicht in den Teich geflogen, sondern nach Wellersen verkauft.

76. 1. Der Sturmwind rührt vom Teufel her; vgl. zu N. 172. Bei dem Heraufziehen der Glocke darf kein Wort gesprochen werden, wie bei dem Heben der Schätze. 2. Hetjershausen. — Heiligen Gegenständen wird mehrfach ein gewisses bewustes Leben von der Volkssage zugeschrieben. Vgl. N. 36. Ndd. S. 159. Baader 74. 297. N. S. 532. Zahlreiche Belege geben Sagen, welche sich an Translationen von Marienbildern heften. Eine verwandte Sage aus Ebergötzen. Die Franzosen hatten die Glocke aus dem dortigen Thurme geraubt. Als sie weggeführt wurde, bekam sie ein so bedeutendes Gewicht, daß sie sie stehen lassen musten. Die Berenshäuser fanden sie und hängten sie in ihrem Thurme auf.

77. Escherode, Offensen, Lauenberg, Dassensen. — Der Name der Quellen hat die Veranlassung zu der Lauenberger Sage gegeben; die Volkssage kehrt die Sache um. Von einer Lauenberger Glocke geht auch eine ähnliche Sage wie N. 73, 4. 76, 1. Sie steht auf dem Grunde des Wassers, wo sie von einem schwarzen Hunde bewacht wird. Ein Taucher steigt in die Tiefe, um sie zu holen; als er an dem Seile rückt, welches oben sein Bruder hält, spricht dieser; da kommen drei Blutstropfen auf das Wasser, der Taucher aber ist nie wieder gesehen. — Aehnliche Glockensagen wie N. 74 — 77 kommen in andern Gegenden so häufig vor, daß es keiner besondern Anführung bedarf.

78. Kaierde. S. zu 73, 4.

79. Dieselbe Sage wird von der Lüneburger Salzquelle erzählt und wiederholt sich auch sonst. Vgl. Sommer 61 und Anm. Ndd. S. 142.

80. Ueber Hungerquellen vgl. Müllenh. 121 und Anm. Ndd. S. 178. Bechstein fr. S. S. 129. Schöppner 871. Herrlein 28. Meier 293; im Allgemeinen altd. Rel. 371. 372. D. Mythol. 557. Der Spruch über die Quelle der Lutter das. 1219 nach Schambachs Mittheilung. Zu der Sage über die Quellen der More ist noch zu bemerken, daß in dem Johannisbrunnen bei Einbeck das Wasser am Johannistage Mittags zwischen elf und zwölf Uhr übertritt. Von mehreren Erdfällen zwischen Portenhagen und Lüthorst glaubt man, daß da eine Wasserader unter der Erde hingehe, die mit dem Meere in Verbindung stehe. Vgl. über den Zusammenhang von Quellen zu 4, 3.

81. Nach der Sage kommen die Kinder in Edesheim aus dem breiten Brunnen; in Lauenberg die Mädchen aus dem Steinbrunnen, die Knaben aus dem Eselbrunnen, in Lüthorst jene aus dem Teichbrunnen, diese aus dem Knabenbrunnen. Bei Gladebeck liegen in einer Quelle mehrere Steinplatten; unter dem blanken Steine sitzen die Mädchen, unter dem schorfigen die Knaben. — Mehrere der angegebenen Quellen werden, wie einzelne Namen noch andeuten, in heidnischen Zeiten heilige gewesen sein. Merkwürdig ist, daß die Wasserjungfer die Kinder bringt, wie in dem Hollenteiche die ungebornen Kinder bei Frau Holle (N. 103) wohnen. Vgl. altd. Rel. 122. Ueber Kinderbrunnen im Allgemeinen Pröhle 173. 200. Bechstein fr. S. S. 173. Meier 294. W. Zeitschr. 1, 195. 286. Ndd. S. 14 und Anm. H. S. 17. 211 und Anm. Das. 15 wird berichtet, daß bei Nierstein die Kinder aus dem Innern der Erde geholt werden. Ueber Opfer, die den Wassergeistern gebracht werden, s. altd. Rel. 377. DMS. 50.

82. Zum Theil wohl nur Bruchstücke von Sagen. 1. Denkershausen. Eine gleiche Sage von einem Erdfalle bei Hohnstedt, Nickel (noch jetzt im Niederdeutschen ein Scheltwort) ist Nix. — 2. Echte. 5. Waake. Ueber die dort umgehende weiße Jungfrau s. N. 130. — Vgl. noch folgende Sage aus Hollenstedt. In der Nähe dieses Ortes ist in der Leine eine tiefe Stelle, die Teufels-Küche genannt. Hier ist in alten Zeiten eine Kutsche auf den lauten Ruf einer unsichtbaren Stimme (des Wassergeistes): Hierher komm! versunken. Noch jetzt gehn an dieser Stelle feurige Männer um. Aehnliche Sagen auch von dem Opferteiche in Moringen, dem Glockenbrunnen bei Lauenberg und dem Teiche bei Iber. — S. Müllenhoff 241. 503. Sommer 20. Firmenich 1, S. 340. Panzer S. 99.

85. Die Jungfrau scheint der Geist einer Ertrunkenen zu sein. Ertrunkene spuken, Colshorn 55.

84. Hollenstedt, Buensen, Edesheim. — Der Glaube, daß gewisse Seen und Flüsse alle Jahre (auch an bestimmten Tagen) ihre Opfer verlangen, ist sehr verbreitet. Aehnliche Sagen, wie die mitgetheilten, kommen mehrfach vor. Man hört eine Stimme (von den Geistern) aus dem Wasser, gewöhnlich: Die Stunde ist da, aber der Mann noch nicht! dann ertrinkt bald Jemand, oder, wenn er von dem Wasser zurückgehalten wird, so stirbt er doch. Ndd. S. 84. 304. Deecke 200.

Woeste S. 44. H. S. 201. 204. Firmenich 1, S. 72. Der Nix pflegt, wenn er ein Opfer verlangt, dreimal einen bei seinem Namen zu rufen oder auch in die Hände zu klatschen. Sommer 34. M. S. 207; vgl. auch das. 220. H. S. 202 und die folgende Sage, wo im Anfange Es statt Er zu lesen ist.

86. Die Sage ist unvollständig. — Vgl. Ndd. S. 180 und N. 97. 140, 12. Lies Iliân.

87. Wulften. — Den Tag, an welchem der Teufel sich badet, wuste der Erzähler nicht anzugeben. Der Teufel wohnt mehrfach in Pfützen und Sümpfen; altd. Rel. 320. 2. Dieselbe Sage in einigen Punkten abweichend bei Pröhle S. 174, wo sich noch mehrere Erzählungen vom Teufelsbade finden. Vgl. auch zu N. 72 und Harrys 2, 31.

88. Wohldenberg. Vgl. Harrys 1, 2, wo hinzugefügt wird, daß der Besitzer des untergegangenen Schlosses an einem Sonntage jagte (zu N. 70). Nach einer Erzählung aus Dalum steht mitten in dem Teiche ein Pfahl, der zum Vorschein kommt, wenn Theurung bevorsteht (vgl. N. 80). Ein Taucher ließ sich einst in dem Teiche herab, war aber in großer Gefahr zu ertrinken, weil unten ein trichterförmiger Strudel alles in die Tiefe riß. Die Sage von dem Fische, etwas abweichend, auch bei Harrys a. a. O. Der seltsame Fisch hier und in der vorigen Sage ist ein Nix oder Wassergeist; eben so die Fische, von welchen ähnliche Sagen Ndd. S. 35. 87 und 180. W. Zeitschr. 1, 105. Müllenhoff S. 352 berichtet werden. Vgl. altd. Rel. 370, wo schon die nöthigen Belege dafür gegeben sind, und N. 92. Der Nix dreht den Ertrunkenen den Hals um, wie der Fisch in N. 87. Vgl. altd. Rel. 375. In den Ndd. S. S. 472 wird mit Berufung auf Müllenhoff S. IL. in diesem Fische ein verwandelter Riese, ein riesenhafter Gott, oder gar der nordische böse Gott Loki gesucht; wieder ein Beweis, wie sehr man bemüht ist, in der deutschen Volkssage etwas zu suchen, was nicht darin liegt. In Ndd. S. 87 erklärt die Volkssage selbst den Fisch immer noch besser als Kobold.

89. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. Vita Godehardi bei Leibnitz 1, 492.

90. In Einbeck und Dassel erzählt man von dem Hakemann noch Folgendes. Er sitzt am Ufer der Flüsse und anderer Gewässer, selbst der Stadtgräben; namentlich weilt er gern in Strudeln, wo das Wasser Blasen aufwirft oder mit Geräusch in die Tiefe gezogen wird. Hier singt er, — das Geräusch des Wassers ist aber sein Singen — und lockt die Kinder zu sich, welche er dann mit einem eisernen Haken erfaßt und ins Wasser zieht. Er thut das, weil er an den Fischen, welche alle seine Kinder sind, nicht genug hat und auch Menschenkinder haben will. Außerhalb Niedersachsen scheint der Name Hakemann für den Wassergeist nur wenig bekannt zu sein. Meier 168, 3. Stöber 324. W. Zeitschr. 1, 29. Der ihm eigenthümliche Haken erscheint auch N. 74, 3 und ist der Bedeutung nach dem Netze der nordischen Meeresgöttin gleich; vgl. altd. Rel. 375, wo auch ältere Quellen angeführt sind, in denen von Stricken des Wassergeistes ge-

sprochen wird. Die schwedische Volkssage legt der Meerfrau eine Kette bei, mit welcher die Ertrunkenen gefesselt werden; zerreißt man diese, so wird der Ertrunkene wieder lebendig. So kommt die ertrunkene Swanhwita in Gestalt einer Ente mit einer Kette; als diese zerrissen ist, wird sie wieder zur schönsten Jungfrau, d. h. die Seele der Ertrunkenen, welche die Gestalt eines Vogels hat (zu N. 203), kehrt in ihren Körper zurück; Cavallius und Stephens Schwedische Volkssagen und Märchen, deutsch von Oberleitner S. 171—73. In einem Volksliede aus der Gegend von Magdeburg schließt der Nickelmann einem Mädchen, das er zu sich herabgezogen hat und dem er erlaubt auf kurze Zeit nach Hause zurückzukehren, eine Kette an den Fuß. Die Eltern nehmen der Tochter die Kette ab, und als nun der Wassermann daran zieht, findet er sie nicht daran. Hoffmann Schlesische Volkslieder S. 4. Hieraus erklärt sich M. S. 157: Ein Bauer stößt, als er dicht bei einem See gräbt, auf eine schwere eiserne Kette, er versucht sie herauszuziehen, aber sie wird immer länger und zuletzt taucht in dem See ein schwarzer Schwan auf. Der Schwan ist die Seele des Ertrunkenen. Vgl. das. 230 und 79, wornach sich auf einem See zuweilen ein Hut (der dem Wassergeiste gehört) zeigt, der mit einer Kette am Grunde des Sees befestigt ist; sobald er erscheint, muß bald darauf einer im See ertrinken. Wer den Hut herauszuziehen versucht, kommt nicht mit dem Leben davon. Nach Müllenhoff 225 hat auch der Teufel eine Kette, in welche er die Menschen hakt und durch die Luft führt. Neun Köpfe, wie der Wassermann, haben in der nordischen Mythologie Riesen. Die neun Töchter der Ran sind nicht zu vergleichen. Wie die Fische die Kinder des Hakemanns sind, so fordert nach Ostpr. S. 255 die Nixe einen gefangenen Fisch als ihr Kind zurück. Die Töchter der schwedischen Meerfrau sind allerlei Thiere; Cavallius und Stephens a. a. O. S. 263. So sind die Seehunde die Heerde des Proteus und das Wild die Heerde der Harke; Ndd. S. 126, 4. 7. Das Singen des Hakemanns, das in der Einbecker Sage richtig erklärt wird, aber auch noch eine tiefere Bedeutung hat, vergleicht sich dem Singen der Nixen; es soll zu N. 173 weiter erläutert werden.

91. Aus der Umgegend von Holzminden. Eine alte und zugleich eine sehr verbreitete Sage. Zu dem was altd. Rel. S. 349 darüber bemerkt ist, wo ich die Vermutung gewagt habe, daß der Bär als heiliges Thier des Gottes Thorr (die Sage kommt auch in Norwegen vor) siegreich gegen böse Geister kämpft, vgl. noch die neue Ausgabe des Gedichtes von Wackernagel in H. Zeitschr. für d. Alterth. 6, 174 und von v. d. Hagen in den Gesammtabenteuern 3, 261 mit den Bemerkungen S. LXXII; dann was Müllenhoff in H. Zeitschr. 7, 426 anführt. In Schleswig und Holstein erzählt man die Geschichte, übereinstimmend mit der unsrigen, von einem Nixe; eine sächsische Sage bei Gräße die großen Sagenkreise des Mittelalters S. 86. 492; eine Altenburgische Ndd. S. 215, 2; vgl. die Anm. und Pröhle S. 61.

92, 1. Salzderhelden und Hohnstedt. Die Beschreibung der Gestalt der Wasserjungfern, welche in vielen andern Sagen wiederkehrt, von einem Manne aus Sebexen, dessen Vater diese mythischen Wesen angeblich selbst in dem Meere gesehen hatte. In Lüthorst sagt man, daß bald einer ertrinken müsse, wenn das Seeweibchen sich bei einem Schiffe zeigt. 2. Aus Wulften, klingt an ältere Sagen von den Schwanjungfrauen an, die in die Gewalt des Menschen kommen, sobald man ihnen ihre Kleider weggenommen hat; vgl. altd. Rel. 356. Auch der Vogel, welcher der Gudrun Nachricht von ihren Verwandten bringt, wird ein Engel genannt.

93. Vernewahlshausen. In Odagsen sagt man, die Frau habe Sonntags unter der Kirche gebuttert, oder Wäsche gerollt; in Amelsen, sie habe am Osterabend gesponnen; in Reinhausen, sie habe an einem Sonntage Flachs gebrochen. Aehnliches erzählt man in Obernkirchen bei Bückeburg; Meier in W. Zeitschr. 1, 169. Vgl. desselben Sagen aus Schwaben S. 231. Bedeutend ist nur das Versetzen in die Sonne, nicht der Grund; vgl. zu der folgenden Sage. Daß die Frau ihre Wäsche an den Sonnenstrahlen aufhängen kann, ist ein schöner Zug, der auch sonst vorkommt. Drei Fräulein hatten die Gabe von Gott, ihre Wäsche nur in die Höhe zu werfen, so blieb sie in der Luft hängen, Panzer Beitrag S. 129; vgl. H. S. 57. So wird auch von Heiligen erzählt, daß sie ihre Kappen oder andere Kleidungsstücke an den Sonnenstrahlen aufhängen. NL. S. 336. DMS. 279 und Anm. Europa 1853, N. 63. S. 499.

94. Die Sage ist in der angegebenen Form in vielen Ortschaften der Umgegend von Göttingen und Einbeck verbreitet. Statt des Sonntages werden auch verschiedene christliche Festtage angegeben. In einigen Orten (Kohnsen, Andershausen, Kreiensen) sagt man, man sehe den Mann im Monde mit einer Gabel stehn, auf welcher ein Dornbüschel steckt. Nach Andern hat er am Sonntage Holz gestohlen. Vgl. D. Mythol. 680. altd. Rel. 161. Müllenhoff 483 und Anm. Stöber 329. Meier 257. Vonbun S. 53. Woeste S. 40. W. Zeitschr. 1, 391. Bechstein D. Märchenbuch S. 117; besonders aber Nod. S. 55. 340. 349. S. 456 mit den Anmerkungen. In Stöckheim sagt man, eine Frau sei in den Mond versetzt, weil sie am Sonntage gebuttert habe. Nach der Mittheilung von Meier in W. Zeitschr. 1, 168 stehn im Monde ein Mann und eine Frau. Im Hildesheimischen denkt man sich den Mann im Monde als einen Jäger, der im Anschlage liegt.

95. Vernewahlshausen, Amelsen, Angerstein. — Zu den hier folgenden, theilweise sehr wichtigen Sagen, die bis 101 in einem nähern Zusammenhange stehn, gebe ich zuerst einige Zusätze, dann soll in Abhandlung III. ein Ueberblick und eine Erläuterung des ganzen Cyclus folgen. — 1. ohne den Schluß, daß der Bauer an den Himmel versetzt ist und sonst unvollständiger auch aus Delliehausen und Sebexen. Eine kürzere Sage aus Kohnsen lautet: Ein Fuhrmann fuhr am ersten Ostertage; da blieb sein Wagen plötzlich stecken. Er spannte nun alle drei Pferde an den vordern linken schinkel. Dafür

ist er verwünscht ewig am Himmel zu fahren. Seine drei Pferde sind in einer Reihe vor den Wagen gespannt; das mittlere hält er selbst etwas links und der linke schinkel ist noch jetzt ein wenig vorgebogen. Der dritten Erzählung, wo der Fuhrmann in derselben Weise auftritt, wie der Nachtrabe und Hackelberg (96, 4. 99), wird voran geschickt, der ewige Fuhrmann habe, als er noch auf Erden lebte, so lange zu fahren gewünscht, wie die Welt stehe. Diese Motivierung hat eben so wenig Gewicht, wie die von 1. In Wenzen sagt man, ein Fuhrmann fahre ewig durch die Luft und klappe; in der Einbecker Gegend: de êwige fôrman het an'n hêmen eklappet (am Himmel mit der Peitsche geklatscht). Die Bedeutung des Ausdrucks haben wir bis jetzt nicht erfahren. In Vernewahlshausen kennt man ein gespenstiges Wesen, das durch die Luft zieht und dabei beständig bâ, bâ! ruft. Man nennt es den landkärker (Kärrner). In N. 98, 2 sitzt Hackelberg im Wagen am Himmel; sein Knecht sitzt auf einem der Pferde. Nach einem Berichte aus Ahlshausen und nach Ndd. S. 222 sitzt der ewige Fuhrmann, der sich in seinem Leben wünschte ewig fahren zu können, auf dem Mittelpferde am Himmelswagen und läßt Nachts oft dabei sein hi, ha hören, womit er die Pferde antreibt. Vgl. D. Mythol. 688, wo erzählt wird, daß der Fuhrmann einst unsern Heiland gefahren habe, und Müllenhoff 484, wornach der Fuhrmann Knecht bei dem lieben Gott gewesen ist. Auch die schwäbische Sage kennt den ewigen Fuhrmann; Meier 104. vgl. 260. Eine böhmische bei Colshorn 66 erwähnt nur den Frevel des Bauern, wofür er zur Strafe auf einem Holzstocke fest gehalten wird.

96, 1. Kuventhal und Andershausen. — Bekannt ist der Nachtrabe auch in Buensen, wo man ihm eherne Flügel zuschreibt, in Hullersen, wo man die Kinder mit ihm schreckt, in Denkiehausen, in Vardeilsen, wo er der eiserne Vogel heißt. Ein Mann aus Nienhagen hörte den Nachtraben rufen; gleich darauf war dieser schon über ihm. Er vernahm dabei in der Luft ein starkes Brausen, darauf war wieder alles still. In Eilensen sagt man, daß er das Dach des Hauses, in welchem sich der ihm Nachrufende befindet, in Stücke schlägt. 2. Holtershausen. — Daß der Nachtrabe ein Fuhrmann oder Kärrner gewesen ist (vgl. N. 95), sagt man auch in Naensen, Kuventhal, Hilwartshausen, Schlarpe, Gladebeck und Parensen. Nach einer Mittheilung aus Drüber ist der Fuhrmann durch eigene Schuld zum Nachtraben geworden; als solcher ruft er stets in gleichen Zwischenräumen. Vgl. Ndd. S. 222, 1. 2, wo besonders bemerklich ist, daß der Nachtrabe die Größe eines Huhnes hat und alle zwei bis drei Jahre durch das Land zieht. Nach N. 97, 1 fliegt er Hackelberg voran. — 3. Kuventhal. Der Zusatz aus Amelsen; eben so wird in Gladebeck und Parensen erzählt, ähnlich auch in Kohnsen. Eine Sage aus Blankenhagen läßt den Schäfer erschlagen werden, obgleich er sich unter neun Hürden gelegt hatte. Vgl. 99, 17, wo Hackelberg die Stelle des Nachtraben einnimmt. In Edemissen wird erzählt, der Nachtrabe habe auf die Hürden, unter welche sich zwei Schäfer gelegt hatten, einen

gewaltigen Stein geworfen, der ihnen aber keinen Schaden that. 4. Kuventhal. 5. Merxhausen, von einem Leineweber, der den Nachtraben selbst gesehen haben wollte und seine Größe mit den Händen zeigte. Beide Erzählungen kommen ähnlich von dem Fuhrmann (N. 95, 3) und Hackelberg selbst (N. 99) vor. Eben so zeigt sich Stöpke (N. 182, vgl. d. Anm.), der bei dem Rufe half part! Lebensmittel fallen läßt, aber auch wohl einen schweren Stein aus der Luft wirft. In Grone ist Stöpke und der wilde Jäger identisch. — Ein dänisches Lied erzählt von einem Ritter, der von seiner Stiefmutter in einen Nachtraben verwandelt wurde. Altdänische Heldenlieder übersetzt von W. Grimm S. 150. In Schwaben ist der Nachtrabe noch als Kinderscheuche bekannt; Meier 168, 5. Das. 160 spielt ein Musikant in der Nacht einem großen Vogel ein Stück auf. Als er seinen Lohn verlangt, stürzt er zu Boden und hört darauf Jemand auf einer Eiche laut lachen.

97. Merxhausen. Diese Sage von Hackelberg oder Hackelnberg (beide Formen sind gebräuchlich; daneben seltener Hackmeister) ist im ganzen Sollinge sehr verbreitet; doch nur die mitgetheilte Form erwähnt den Nachtraben. Man erzählt sie außerdem in Hardegsen, Dörrigsen, Amelsen, Lauenberg, Sievershausen, Wellersen, Edesheim, Dassensen, Schoningen, Schlarpe, Delliehausen, Nienhagen, Vernewahlshausen, Einbeck. Vgl. zu dieser, wie der folgenden Sage, Ndd. S. 182. 203. 265. D. S. 310. Pröhle S. 10. Daß der Solling ein ursprüngliches Lokal der Sage ist, ergibt sich daraus, daß Hackelberg entweder im Allgemeinen ein Förster im Sollinge oder an einem bestimmten Orte im oder am Sollinge genannt wird. Nach Einigen war er in Bodenfelde an der Weser gezogen und geboren, und ward darauf Oberförster in Neuhaus. In Bodenfelde wird noch das Haus gezeigt, in dem er geboren sein soll (Lauenberg); nach andern war er ein Förster bei Hardegsen (Hardegsen), oder Förster zu Mandelbeck (Edesheim; vgl. N. 67), oder reitender Förster auf dem Selzer Thurme, einem Forsthause bei Lauenberg (Dassensen). Die Vienenburger Sage (N. 98, 2) macht ihn zu einem Braunschweigischen Oberjägermeister, was auch sonst erzählt wird. Sein Grab wird, wie die folgende Anmerkung ausführt, auch an verschiedenen Stellen gezeigt. Neben den Sollingsgegenden ist die Sage auch auf dem Oberharze zu Hause. In fernern Gegenden kommt die Erzählung von dem Tode durch den Eber auch noch vor, aber immer vereinzelt und schon verblaßt, auch tritt der bedeutende Name Hackelberg zurück. In der Mark (M. S. 205) wird die Geschichte von einem Förster Bärens erzählt; dann wieder ohne ohne Nennung eines Namens von einem Junker des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Ndd. S. 83; endlich von einem Forstmeister ohne Namen in Büdingen in Hessen, W. Zeitschr. 1, 30. In einer badischen Sage (Baader 35) erscheint noch der entstellte Name Hapsberg ohne die daran geknüpfte Sage. Die schwäbischen Sagen vom wilden Jäger (bei Meier 124 fg.) kennen weder den Namen Hackelberg noch die Sage von seinem Tode durch den Eber. Wie weit die Spuren der

Sage sich nach Westen (in Westphalen) und Norden ausdehnen, bleibt noch zu untersuchen. In Uchte nennt man den wilden Jäger Rods oder Herodes; Kuhn in W. Zeitschr. 1, 100. Schwerlich wird die Sage noch im Oldenburgischen und Lüneburgischen mit dem Namen Hackelberg sehr verbreitet sein. Vgl. Schwartz, der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum S. 9. — Sollten auch genauere Untersuchungen einen geschichtlichen Hackelberg nachweisen, so wird das doch nicht dazu berechtigen, diese alte mythische Sage aus einer wirklichen Jagdbegebenheit abzuleiten. Wir machen noch auf folgende Einzelheiten aufmerksam. Hackelberg sah, als er zur Jagd auszog, den Eber, von dem ihm geträumt hatte, im Walde stehn und kehrte darauf wieder um (Einbeck). Er hörte in der Nacht vorher im Traum eine Stimme, welche sprach: Aldriân, hes du den kempen all inedân, dei Hackelbarg sal daud slân? (Dassensen), womit zu vergleichen ist, daß der Förster Bärens in der Nacht vor seinem Tode im Walde eine Stimme hörte, welche fragte: „Ist der Stumpfschwanz da, der den Förster Bärens zu Tode bringen soll?“ S. auch N. 86. 140, 12. Hackelberg erlegt den Eber (Nienhagen): er wird von dem Eber an der Hüfte verwundet (Hardegsen); er äußert vor seinem Tode den Wunsch, so lange zu jagen als die Welt steht (Vernewahlshausen), oder vor dem Himmelreiche bis an den jüngsten Tag zu schweben (Hardegsen). Statt des Nachtraben kennen die Harzsagen eine Eule (Tutursel oder Tutorsel genannt), welche bei ihren Lebzeiten eine Nonne war, nun aber dem wilden Jäger voran fliegt. D. S. 311. Pröhle S. 10. 246. Aus dem Harze 88. Schwartz der heutige Volksglaube S. 22. — Wenn Hackelberg über das Rothenkircher Holz hinzieht, so ruft er wie eine Eule (Einbeck). Der verlorene Jäger fährt durch die Luft „wie ein Vogel“, seine Hunde laufen in den Furchen hin (Golmbach; vgl. 99, 15). Hackelberg kommt alle sieben Jahre einmal in der Welt herum (Lauenberg, Vernewahlshausen). Er zieht unsichtbar durch die Luft und hat vier Hunde bei sich, von denen einer eine feine, ein anderer eine grobe Stimme hat (Lauenberg); er jagt von sieben Hunden begleitet in sieben Jahren um die Erde, so daß er nach der Zeit wieder an der Stelle ist, von wo er ausfuhr (Hardegsen). Sieben schwarze Hunde begleiten Hackelberg; man kann ihn sehen, wenn man in ein Wasser schaut, dann wirft der Jäger aber einen Pferdeschinken ins Wasser (Dörrigsen). Hackelberg zieht unsichtbar durch die Luft; seine drei Söhne sind die Hunde. Diese laufen unter dem Laube hin und sind ebenfalls unsichtbar, man kann sie aber rascheln (kruseln) hören. Vgl. N. 99. — Daß die Hunde des wilden Jägers sein Weib und seine Kinder sind, berichtet auch eine Sage bei Müllenhoff 492, aber mit einem fremdartigen Eingange. Der Rodensteiner, welcher eine ähnliche Gestalt wie der wilde Jäger ist, ist dazu verflucht, durch seinen Umzug dem Lande Krieg und Frieden zu verkünden, weil er sein Weib so mishandelte, daß sie in Folge dessen ein todtes Kind gebar und in den Wehen starb, H. S. 244. Frau Gauden jagt mit ihren vier und zwanzig Töchtern, die in Hündinnen verwandelt sind: Lisch Mecklenb.

Jahrb. 8, 202. Vgl. D. Mythol. 877. Im Allgemeinen verweise ich auf Abhandlung III.

98, 1. Lauenberg, Sievershausen, Eschershausen. 2. Bienenburg, schriftlich durch Herrn Collaborator Iseke. — Auf den Schimmel Hackelbergs (vgl. N. 99, 9) haben schon Andere hier mit Recht Gewicht gelegt. Nach Pröhle S. 11 spannte man erst vier braune Pferde vor den Wagen, die aber damit in einem Sumpfe stecken blieben; vgl. Ndd. S. 265, 2. Eben so erzählt ein Bericht aus Nienhagen. Ueber Hackelberg als Fuhrmann, vgl. 95. 96. In Hullersen heißt Hackelberg selbst der ewige Fuhrmann: wenn er fährt, so entsteht ein gewaltiges Sausen in der Luft; er selbst ruft to hô! seine Hunde gif, gaf! Aber er thut Niemand etwas zu Leide. — In Schlarpe wird erzählt, das Grab auf dem Moosberge sei mit einem Stein überdeckt; darauf sollen einzelne unleserliche Buchstaben (einige meinen H, H) stehn. Der Stein sieht so aus wie ein Grenzstein (wannestein). Wer zufällig des Weges kommt, kann das Grab sehen; wer es aber sucht, findet es nicht. Andere Gräber Hackelbergs sind in Wibrechtshausen, zu 67; dann in Molmerschwende, Ndd. S. 182, und Abberode, das. 265 Anm.

99, 2. Auch auf dem Wege von Lauenberg nach Hilwartshausen liegt ein Eichenwald, welcher der Hackelberg genannt wird und den Namen davon hat, daß Hackelberg da begraben ist (Wellersen); dann heißt so ein Berg bei Klein-Lengden und ein Theil des Moosberges, auf welchem Hackelbergs Grab ist. — 4. Einbeck. 6. Dassensen. — 7. Vgl. noch eine Sage aus Wellersen: Ein Mann schlief bei Nacht in einer Köhlerhütte, da kam Hackelberg daher, und seine Hunde liefen unter lautem gif, gaf! durch die Hütte. — 10. Vogelbeck. 11. Iber. Sonst jagt Hackelberg die Waldweibchen oder wilden Weiber, die in Niedersachsen, abgesehen vom Harze, nicht bekannt zu sein scheinen; vgl. altd. Rel. 319, dann besonders Ndd. S. 115 und Anm. — 13. 14. Oldendorf. 15. Einbeck. — Aehnliche Sagen an vielen Orten Norddeutschlands. Auf der Ahlsburg erschien Hackelberg mit zwei weißen Hunden. Die Worte des wilden Jägers lauten sonst auch: „hebbe ji mêe jaget, sau sölt ji âk mêe gnâben" und ähnlich. Oder er sagt auch: „Dieses Mal soll es damit sein Bewenden haben; das nächste Mal kommt es nachdrücklicher." Er droht auch wohl den Menschen die Hälse umzudrehen, wenn die Pferdekeule nicht aufgegessen werde. — 16. 17. Vgl. die Sagen von dem Nachtraben und Stöpke, welchen auch half part zugerufen wird. — Im Göttingenschen hat man ein Sprichwort: De Hackelbarg jögt ja nich, d. i. du hast keine Eile.

100. Negenborn. Man möchte den Streit näher kennen. Von einem Wettstreite des wilden Jägers mit einem Bauern berichtet D. Mythol. 876 nach Lisch Mecklenb. Jahrb. 5, 78.

101. Holtensen. — Eine andere Form, welche die Erscheinung des wilden Jägers zu erklären sucht, am meisten verblaßt, aber sehr verbreitet. Der Name Haßjäger auch Ndd. S. 281 aus dem Hildes-

heimischen. In der Gegend von Greene wird von dem Nachtjäger Aehnliches erzählt, wie von Hackelberg.

102. Amt Wohldenberg. Die Legende ist auch sonst bekannt. Es wird noch hinzugesetzt, daß der Stifter die ganze Begebenheit in dem Stein der Höhle aushauen ließ. — Vgl. Müllenhoff 134.

103, 1. Amt Scharzfeld. Daß Frau Holle den Flachs verunreinige, wird auch in Vernewahlshausen erzählt. — 2. 3. Wulften. Sonst sagt man auch, wenn es schneit, im Göttingenschen und Grubenhagenschen: Frau Holle macht ihre Betten, oder pflückt die Gänse. Man spricht auch, wenn Schneeflocken fliegen, in der Gegend von Einbeck, Petrus klopfe seine Betten aus; oder die Hedeweiber fliegen, die Harzweiber hecheln. Ueber die Umzüge deutscher Gottheiten und anderer Wesen in der Weihnachtszeit s. Weinhold Weihnachtsspiele und Lieder S. 5 fg. Auch in Würzburg zeigt sich die Göttin im Weihnachten; Schöppner 727. Nur die mitgetheilten Sagen konnten wir bis jetzt von Frau Holle oder Holda auftreiben, was sich wohl daraus erklärt, daß sie zunächst eine thüringisch-hessische Göttin ist, weshalb das Gebiet unserer Sagen die nördliche Grenze der Gegenden bildet, in denen sie ursprünglich heimisch ist. Doch haben Kuhn und Schwartz (vgl. Ndd.S.S. 417) sie am rechten Weserufer bis Hameln und Minden verfolgt. Nach Süden hin kennt man sie noch in Franken. Auch auf dem Harze ist sie bekannt, vermengt sich aber mit der Haulemutter (Harrys 2, 6. Pröhle Harzs. S. 76; mit der sie Ndd. S. S. 489 falsch identificirt wird) und den weißen Frauen. Pröhle 135. 155. 198. 217. 227. Sonst vgl. über diese Göttin außer D. Mythol. 244 und altd. Rel. 122 noch Schminke in der Zeitschr. des Vereins für hessische Geschichte 4, 103. Ndd. S. 245 fg. S. 370. Sommer 2. 6. Herrlein S. 197. W. Zeitschr. 1, 23. 194. In Wolf Beitr. zur deutschen Mythologie 1, 162 fg. wird gar Vieles auf die Göttin bezogen, was mit ihr in keinem Zusammenhange steht. Daß Holle die nordische Freyja sei, dafür habe ich bereits in dem Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage S. 130 fg. Gründe angeführt; andere identificieren sie mit der Friegg. Ich halte es jetzt für gerathen, vorläufig solche Identificationen ganz bei Seite zu setzen, und selbst auf solche vereinzelte Berichte wie H. S. 15, welche meine Ansicht zu bestätigen scheinen, nicht zu viel zu geben.

104, 1. Die Beschreibung des Kornweibes aus Weende; sonst ist die Sage im Göttingenschen sehr verbreitet. 2. Holtensen. — In Lüthorst und Amelsen werden die Kinder, um sie von dem Naschen in den Erbsenfeldern abzuhalten, mit dem Erbsenweibe geschreckt. In Varensen vertritt ein Kornmann die Stelle des Kornweibes. Vgl. über diesen Feldgeist D. Mythol. 445. altd. Rel. 377. Ndd. S. S. 429; ferner den Kornengel bei Sommer 21 und die Kohljungfrau bei Pröhle S. 107.

105 — 33. Zu den hier folgenden Sagen von weißen Frauen und verwandten Wesen vgl. N. 8. 9. 17. 260 und Anm. D. Mythol. 914. altd. Rel. 126. Viele von den mitgetheilten Sagen, z. B. die

von der Wunderblume, und die von den Verwandlungen der weißen Frau sind in derselben Form fast in ganz Deutschland zu Hause; andere enthalten bemerkenswerthe neue und schöne Züge. Ich werde die ganze Sagenmasse demnächst in einer besondern Abhandlung besprechen. 105. Großenschneen. — 106. Vogelbeck; vgl. zu Nr. 10. Zu 2 haben wir noch einen dritten Bericht erhalten, welcher mehr mit der zweiten Form, stimmt worin bemerkenswerth ist, daß die Jungfrau schreiend von dem Hirten weg geflogen sein soll; vgl. 107, 2. Ndd. S. 30. Von der in einen Lindwurm verwandelten Jungfrau heißt es Lanz. 7892, daß sie schrê als ein wildez wîp. Vgl. Uhland Volkslieder 1, S. 149: Ir schreien, wie ein Holzweib. — 107. Salzderhelden. — 108. Odagsen, Vardeilsen, Rotenkirchen, Dassensen. 1. lies Holtkempsche. Dazu gibt es noch eine abweichende Sage aus Dassensen. Holtkamp hieß ein Kaufmann, der vor vielleicht hundert Jahren mit seiner Frau in Einbeck lebte. Beide starben in demselben Jahre kurz hinter einander. Nach ihrem Tode sah man sie immer vor ihrem Hause sitzen und rauchen. Da dieser Spuk den Leuten unerträglich wurde, so ließ man endlich einen Kapuziner kommen, der sie beide in das Gewölbe (verlüs) unter dem Grubenhager Thurm bannte, wo sie noch jetzt sitzen. — Nach einer anderen Ueberlieferung haben Holtkamp und seine Frau (die Holtkempsche) früher in Einbeck gewohnt, sind dann aber in den Berg Grubenhagen „hineingewünscht.“ Sie sitzen in dem Berge einander gegenüber und rauchen; ein naher Verwandter des Erzählers hat sie da selbst einmal mit seinen eigenen Augen sitzen sehen. Von hier fahren sie noch bisweilen Nachts nach Einbeck; dann sitzen sie in einer Kutsche, die mit vier Pferden bespannt ist. Man sieht jedoch nichts, sondern hört nur das Getrappel der Pferde und das Rollen des Wagens. — 109. Dassel und Mackensen. — Auch Frau Holle hat nach den Harzsagen zwei Eimer; Pröhle S. 155. — 110. Lüthorst. — 111. Mainzholzen. — 112. Negenborn. — 113. Lauenberg, Kohnsen. — 114. Naensen. — 115. Kaierde. — 116. Gelliehausen, Vernewahlshausen, Uslar, Brunsen. — 117. Einbeck. 2. wird auch von drei Leuten erzählt, denen die Jungfrau winkte. Der erste, welcher auf sie zuging, ward nicht angenommen, auch der zweite war der rechte nicht, erst dem dritten sagte sie, wie sie erlöst werden könnte. 118, 1. Dorste; schriftlich mitgetheilt von Pröhle. 2. Mark-Oldendorf. — 119. Dassel, Hilwartshausen. Von der hier hausenden Jungfrau wird auch eine ähnliche Sage wie N. 116 erzählt. — 120. Kalefeld. — 121. Barbis. — 122. Lüthorst. — 123. Sievershausen. — 124. Edesheim. — 125. Echte. — 126. Bartshausen, Eime, Bilshausen, Scheeden, Hetjershausen. Maus zeigt einen Schatz, D. S. 332. — 127. Einbeck. — 128, 1. Hohnstedt. Die Höhe der Puppen wurde durch Andeutung mit der Hand zu etwa vier Fuß angegeben. In Lauenberg erzählt man, daß sich in der Ahlsburg Nachts weiße Puppen sehen lassen, welche die Größe eines sechsjährigen Kindes haben. 2. Fredelsloh, von dem Manne, der es selbst erlebt haben wollte. — 129. Förste. Eine einfachere Sage von einer Jungfrau

auf dem Lichtenstein, die erlöst wird, bei Pröhle Harzs. S. 176. Zwölf weiße Jungfrauen, die einen Schatz hüten, auch bei Müllenhoff 465. — S. 100, Z. 19 l. den Schlächter. — 130. Holzerode; vgl. N. 82. Nach einer Ueberlieferung aus Seeburg gehörte der Hof zu Waake der Jungfrau und sie heiratete den Husaren. Vgl. Harrys 1, 3. Ueber den Tod s. N. 228. — 133, 1. Lüthorst, Kreiensen. Ein Bericht aus Volpriehausen nennt statt des schwarzen Mannes den Teufel, welcher auf einer hohen Eiche sitzt. 3. Lauenberg.

134. Die Taube steht in Verwandtschaft mit den weißen Frauen. Vgl. Sommer 9, wornach eine Frau in der Gestalt einer Taube in der zwölften Stunde durch die Luft fliegt; wo sie sich zeigt, werden die Felder fruchtbar. Vgl. auch Zingerle in W. Zeitschr. 1, 330. Taube zeigt einen Schatz, D. S. 123.

135—39. Die Sagen von Schätzen hätten wir noch sehr vermehren können (vgl. 261); mehrere unbedeutende sind zur Seite gelegt. 135 Förste. — 136. Brunsen. Dieselbe Sage wird auch mit unbedeutenden Abweichungen in Ahlshausen und Wulften erzählt, wo die Begebenheit auf die Werrabrücke bei Münden verlegt wird. Sie ist auch sonst sehr verbreitet; vgl. D. S. 211. Müllenhoff 279. Baader 296. Schöppner 147. Musäus in dem Märchen „das dankbare Gespenst." Das Einbecksche Wochenblatt 1853 N. 29 erzählt die Sage nach einem englischen Kirchenblatte von einem gewissen John Chapman, der von dem gehobenen Schatze im Jahre 1462 eine Kirche zu Norfolk bauen ließ. Sie kommt auch in Irland vor; Erin 5, 215. — 137. Die gewöhnlichen Opfer, welche die Hebung des Schatzes bewirken, sind schwarze Hähne oder Hühner, schwarze Böcke (N. 261), aber auch Menschen (N. 193, 2). — 138, 2. Auch die Irrlichter weichen, wenn man flucht (N. 226); sonst geht der Schatz zurück, wenn man spricht, sich umsieht (N. 139) oder lacht (Baader 421). — 139, 2. Schlarpe. — Bei der sog. Grasbornschen Kirche in der Nähe von Lauenberg steht eine Kiste voll Geld. Ein achtjähriger Knabe ist dabei verwünscht. Wer nun seinen achtjährigen Sohn dahin bringt und (dem Teufel) opfert, der erhält den Schatz.

140, 1. Helle ist Hölle. Vgl. N. 181. — 2. swarte männeken ist im Göttingenschen eine gewöhnliche Benennung der Zwerge. 3. Ist die Tradition zuverlässig, so soll Meinecke wohl den Falschen, Frevelhaften bezeichnen. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen ist mein nefas. — 4. Jühnde. 7. Seberen u. Kalefeld; vgl. 120. — 8. Schlarpe, wird aber auch in der ganzen Umgegend von Dassel erzählt. Das Loch ist das Geldloch; vgl. N. 119. — 9. Lüthorst. Daß die Zwerge sich tödten, ist ungewöhnlich; meistens ziehen sie weg; vgl. N. 141. Beide Sagen haben dieselbe Bedeutung: es wird dadurch ausgedrückt, daß der Glaube an die Zwerge erloschen ist. S. altd. Rel. 342. — 10. Amelsen. — 11. Merxhausen. Die Zwerge sind hier mit den Mönchen verwechselt; wie umgekehrt diese an die Stelle der Zwerge treten. Es ist eine sehr verbreitete Sage, daß zwei Klöster mit einander durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehn.

Der Mönchhof in Einbeck war eine Dependenz des Klosters Amelunxborn. — 12. Wulften. Vgl. N. 86 und Anm. Eine ähnliche Erzählung von einem Hunde M. S. 173, wobei aber die Zwerge nicht genannt werden. — 13. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Das Schmieden der Zwerge (DMS. 481. Müllenhoff 386) wird hier von der Sage selbst als eine Thätigkeit aufgefaßt, welche auf das Gedeihen der Erdgewächse Bezug hat, wie ich bereits altd. Rel. 353. 355 erklärt habe. Nach andern Sagen sind die Zwerge von dem alten Fritz oder von den Franzosen vertrieben (Ndd. S. 189. DMS. 69), oder von Gott in eine andere Gegend der Erde verwiesen (Meier 69); sie ziehen nach dem Morgenlande (das. 63).

141, 1. Merxhausen, Naensen. Es wird auch erzählt, daß der Zwerg den Schiffer über seine rechte Schulter sehen ließ; vgl. 3. — 2. Kreiensen. — 3. Sichelnstein. Im Oberamte Münden, wo schon die hessische Mundart gesprochen wird, heißen die Zwerge allgemein Hollemännchen. Vgl. KM. 13. H. S. 81. Zu dem Sehen über die Schulter vgl. N. 210, 4. 217, 2. 219. Ndd. S. 268 und Anm. Müllenhoff 584. W. Zeitschr. 1, 35. Erin 5, 97; über die Gaben der Zwerge N. 145. — Eine vierte Erzählung aus Münden verlegt den Schauplatz an die Obere Fähre bei diesem Orte. Der Lohn des Fährmanns ist ein Haufen Pferdemist, den er in der Ecke des Schiffes findet. Verdrießlich wirft er den größten Theil desselben ins Wasser; das was liegen geblieben ist, hat sich am andern Morgen in Goldstücke verwandelt. — Die Sage von dem Auszuge der Zwerge ist sehr verbreitet; außer dem, was altd. Rel. 343 angeführt ist, vgl. D. Mythol. 428. Sommer 19. Pröhle 210. Colshorn S. 117. 122. Müllenhoff 427 fg. Ndd. S. 248. 270. 291. 323 und Anm. Frau Harke läßt sich über die Elbe fahren; das. 126, 5..

142, 1. Wulften. — 2. Lauenberg. Nach einer andern Mittheilung ebendaher verlangt der Zwerg nur, daß die Pferde umgedreht werden. Eine dritte setzt hinzu, daß die Frau vom Hause Flachs geschenkt bekma; vgl. 145, 2. 3. Aehnliche Sagen Müllenhoff 409. 590. Ndd. S. 329. 363 und Anm., von Nixen N. S. 511.

143, 1. Esebeck. Hannöv. Magaz. 1848, N. 35. 2. aus Wulften. Aehnliche Erzählungen sind sehr verbreitet.

144. Bilshausen. Vgl. Müllenhoff 380. 383. Sonst gehört aufgehängte oder ausgebreitete Wäsche gewöhnlich Nixen und weißen Frauen.

145, 3. Blankenhagen. 4. 5. Ballenhausen; vgl. Hannöv. Magazin a. a. O. Die Geschichte von den Mäusen ist ein späterer Zusatz. — S. 123, Z. 23 l. wollte. — Auch diese Sagen kehren häufig wieder. Bemerkenswerth ist es, daß die Gaben der Zwerge der Art sind, daß die Thätigkeit der Menschen dadurch rege erhalten wird. Von Geschenken der Geister darf man nicht reden.

146, 1. Vgl. Ndd. S. 280, 2. Pröhle S. 154. 2. Die Wurfschaufel ist unrichtig; der Bauer schlägt den Zwerg mit einer Gabel, somit erhält er zwei Schläge durch einen. Vgl. D. S. 155. altd. Rel. 337.

147, 1. Dorste; nach zwei Berichten, mündlich und schriftlich durch Herrn Collaborator Richard in Osterode, zusammengestellt. Der erste ist bereits nach Schambachs Mittheilung D. Mythol. S. 435 gedruckt. Grimm macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Umstand, daß bei den Zwergen die Sonne um zwölf Uhr aufgeht, eddischen Mythen analog ist, wornach die Zwerge, wenn sie die Sonne bescheint, in Stein verwandelt werden. Ueber die Wünschelhüte oder Nebelkappen der Zwerge, durch welche sie unsichtbar sind, vgl. D. Mythol. 432. altd. Rel. 335. — 2. Schwiegershausen. — 3. Nach einem andern Berichte, auch aus Lüthorst, fängt der Bauer zwei Zwerge. Die Verse, welche die Zwerge singen, lauten:

Wat weit de schelme bûer dâvon,
Wonnêr dat de sunne upgeit?
Se geit twischen ölwen un twölwen up.
Wat weit de schelme bûer dâvon,
Wannêr dat de sunne upgeit?

5. 6. Lemshausen. Die erste nach Schambachs Mittheilung bereits D. Mythol. 434. Vgl. Hannov. Magazin 1848, N. 35. In der letzten Erzählung ist bemerkenswerth, daß die Zwerge den Acker segnen. — Dieselbe Sage ist uns noch von fünf andern Orten mit einigen Abweichungen mitgetheilt: aus Edesheim, nach der die Zwerge durch ein über den Acker gezogenes Seil sichtbar gemacht, von den Bauern geprügelt werden und noch ein Lösegeld zahlen müssen; aus Dögerode, wo die Zwerge aus der Neunkammer die Thäter sind. Durch ein über das Feld gezogenes Seil werden ihnen die Hüte abgestreift; sie müssen die gestohlenen und bereits aus den Schoten gelösten Erbsen aus ihren Schürzen schütten. Diese verwandeln sich in Goldkügelchen, werden aber in dem Hause des Bauern wieder zu natürlichen Erbsen. Die Zwerge aus den Zwerglöchern zwischen Sachsa und Walkenried werden für ihren Diebstahl geprügelt; aber die Aecker tragen seit der Zeit keine Früchte mehr. Eben so in einer Sage, die nach dem hessischen Dorfe Immenhausen bei Hofgeismar verlegt wird. Die Zwerge singen: „De kristenheit is niemâls gescheit; se weit nich wenn de sunne upgeit." Eine Sage aus Wulften beschreibt den Erbsen stehlenden Zwerg als ein kleines Männchen mit einer rothen Jacke (N. 153, 1). Vgl. D. S. 152. 155. Ndd. S. 248, 2. 270, 4. Pröhle S. 178. 194. 210. Colshorn 33. Ein Stück von einem todten Pferde, das die Zwerge schenken, wird zu Gold. Ndd. S. 291. Colshorn 87.

148, 1. Im Göttingenschen sagt man, daß ein Kind von den Zwergen nicht geraubt werden könne, so lange bei ihm ein Licht brennt. — 2. Vgl. M. S. 183. Müllenhoff 398—401. W. Zeitschr. 1, 461. — 3. Wulften. 4. Elliehausen; vgl. Hannov. Magaz. 1848, N. 35. Ueber die Kinder stehlenden Zwerge im Allgemeinen D. Mythol. 436. altd. Rel. 338. — In einer Sage aus Lutterbeck rauben die Zwerge ein einjähriges Mädchen und führen es in ihren Berg. Die Mutter sucht ihr Kind und ruft es auch bei dem Berge mit Namen

worauf eine dumpfe Stimme antwortet. Nach sieben Jahren entlassen die Zwerge das Mädchen und beschenken es mit einem Kloben Flachs, der niemals zu Ende geht, bis das Spinnrad einmal umfällt.

149, 1. Wulften; vgl. Hannov. Magazin 1848, N. 35. — 2. Moringen, ähnlich aus Roringen und Schwiegershausen. Nur bleibt der Wechselbalg hier zurück. Er lernt gehn, wird aber bis zu seinem Tode nicht größer, als ein Zwerg. Es wird noch Folgendes hinzu gesetzt: „Warum haben die Zwerge das Kind geraubt? Sie sind selbst zu klein gewesen und haben ein größeres Geschlecht erzeugen wollen." Es versteht sich von selbst, daß das nicht der mythische Grund der Sage ist. In einer Erzählung aus Sichelstein sagt das Hollemännchen, als es ein Ei zerschlagen und den Inhalt desselben aus einer Eierschale in die andere gießen sieht: „Nun bin ich doch so alt, wie der Kaufunger Wald, und habe doch noch nie in Eierschalen brauen sehen." Darauf ging es weg. Vgl. D. Mythol. 437. Ndd. S. 36. 120, 2. Müllenhoff 425. Colshorn 87. Pröhle S. 48. W. Zeitschr. 1, 290. Auf ähnliche Weise wird der Hund des Hackelberg vertrieben, W. Zeitschr. 1, 101. Colshorn 75. Der Wechselbalg darf nicht geschlagen werden, sonst bekommt das Menschenkind von den Zwergen wieder Schläge, M. S. 184. Die Nixen thun dem geraubten Kinde alles, was ihrem Kinde geschieht, Sommer 37.

150, 1. Wulften; vgl. Hannoversch. Magaz. a. a. O. Durch die zusammengebundenen Schlüssel wird die Geburt aufgehalten. — 2. Lüthorst. Ein kürzerer Bericht aus Gladebeck, wo die Hebamme mit einem Goldstücke beschenkt wird. Im allgemeinen vgl. D. Mythol. 425. altd. Rel. 339. Müllenhoff 407. 408. 443. 444. Meier 8. 67. 69, 2. Baader 232. auch Erin 5, 245. Noch häufiger wird dasselbe von Nixen erzählt: D. S. 49. 65. 304. DMS. 80. Ndd. S. 104. 197 und Anm. M. S. 81. Müllenhoff 453, 2. Sommer 36 u. Anm. Meier 78, 2. — DMS. 238 bewirkt dagegen ein Zwerg, daß eine menschliche Frau nicht gebären kann und Müllenhoff 453, 2 hilft die Meerfrau Kindbetterinnen.

151. Esebeck; vgl. Hannov. Magaz. a. a. O. Ndd. S. 292 und S. 321. Müllenhoff 397 und Anm. Baader 48.

152, 1. Sichelstein. Dieselbe Erzählung aus Jühnde, wo die Hausfrau sieht, daß der Zwerg einen Sack trägt. Nachdem der Zwerg das Haus verlassen hat, weicht von der Familie das Glück. — 2. Blankenhagen. Die Gehülfen des Gesellen sind Zwerge, vielleicht auch er selbst. — 3. Wulften. Vgl DMS. N 233. M. S. 179, wo zwei Ziegenböcke am Webestuhle sitzen. Ueber das Ausstoßen des Auges vgl. Ndd. S. 336 und Anm. — 4. Wulften. Wenn der Hausgeist für seine Arbeit belohnt wird, so kommt er nicht wieder. — Vgl. Woeste in W. Zeitschr. 1, 459.

153. Ueber Kobolde und Hausgeister vgl. D. Mythol. 468 fg. altd. Rel. 381.

154—66. Einige der hier folgenden Riesensagen, wie z. B. die von Steinen, welche Riesen geworfen oder aus ihren Schuhen geschüt-

tet haben, sind so gewöhnlich, daß Nachweise darüber unnöthig sind. Im allgemeinen vgl. D. Mythol. 485 fg. altd. Rel. 315 fg. — 154. Fürstenhagen; vgl. zu N. 34. — 155. Bovenden. — 156. Angerstein. — 157. Wolbrechtshausen. In Lödingsen wird erzählt, die Riesen hätten auf der Bramburg eine Höhle gehabt. — 158, 1. Wenzen. Ueber Riesenknochen in Kirchen vgl. D. Mythol. u. M. S. 56. 177. Baader 292. Bechstein Thür. S. 3, S. 129. Meier 172. Schöppner 666. W. Zeitschr. 1, 269 und die dort angeführten Stellen; Stöber 122. Panzer S. 244. — 2. Kuventhal. — 3. Hettensen und Höckelheim. Vgl. D. Mythol. 505. altd. Rel. 324; außerdem Müllenhoff 378 und Anm. Baader 375. Ndd. S. 43. 81. 107. Das. 126 wird ähnliches von Frau Harke erzählt. — 159, 5. lies Kuppe statt Kuppel. — 160, 2. Golmbach. — 161, 2. Volckmarshausen. Den Hünenbrink bei Wenzen haben die Hünen dadurch hervorgebracht, daß sie an der Stelle, wo er sich befindet, Sonntags wenn sie zur Kirche gingen, ihre Schuhe abwischten. — 162. Aehnliche Sagen sind uns aus mehreren andern Orten mitgetheilt. Vgl. auch Hannov. Magaz. a. a. O. — S. 146, Z. 8 lies Barterode. — In 6 ist bemerkenswerth, daß der Riese nach einer Kirche wirft, wie in 4 der Teufel. 7. Jühnde. — 163. Güntersen, Dahlenrode. Die Verse lauten hochdeutsch: „Bruder Hohen-Hagen, leih mir deine Holzschlage." Der Berg wird also als Riese aufgefaßt. Vgl. D. S. 20. Müllenhoff 586. Pröhle S. 7. Schöppner 1122. Nach Baader 37 haben zwei Heilige nur ein Beil. — 164. Vardeilsen, Blankenhagen, Vogelbeck. Uebereinstimmende Erzählungen haben wir aus verschiedenen andern Orten erhalten. Vgl. D. Mythol. 511. Ndd. S. 156. 269. Firmenich 1, S. 275. 302. 372. Woeste S. 7. Ostpr. S. 257. — 165, 1. Vogelbeck und Rittierode. In Volksen wird erzählt, die Negenborner Kirche sei von zwei Hünen nach Rittierode gebracht. 2. Hohnstedt und Sebexen. Die Kirche liegt im Freien und ist die Begräbniskirche. Dieselbe Sage von einer alten Kirche bei Banteln, auf deren Kirchhofe auch die Todten begraben werden, und von der Gandersheimer Kirche. Die Hünenrippe in derselben (vgl. N. 158, 1) soll von den Riesen herrühren, welche die Kirche fortgetragen haben. Vgl. Ndd. S. 167, 4. 278. Firmenich 1, S. 302. Nach H S. 274 ist eine Kirche von den Engeln aus dem gelobten Lande nach Engelrod gebracht. — 166. Gladebeck. Die Sage ist dadurch charakteristisch, daß Riese und Teufel einander gegenüber stehn. Riesen erscheinen auch sonst als Baumeister: D. S. 19. Colshorn 41. Müllenhoff 272. N. S. 202. Baader 374, wie in N. 167 der Teufel, aber auch Zwerge W. Zeitschr. 1, 291. Müllenhoff 410. — Von einer Wette zwischen zwei bauenden Riesen erzählt Panzer 242. Ndd. S. 194 stehn bei dem Bau der Teufelsmauer Christus und der Teufel einander gegenüber; vgl. D. S. 188. D. Mythol. 981.

167, 1. Dorste; schriftlich durch H. Pröhle. 2. Salzderhelden, übereinstimmend aus Sichelstein und Münden. Hier wird nur noch hinzugesetzt, daß der Teufel aus Verdruß mit einem Steine ein Loch

in das Gebäude warf. In diesem Loche hält kein Stein, auch fliegt kein Vogel hindurch, weil es noch jetzt nach Schwefel riechen soll. 3. Wulften. 4. Northeim und Hammenstedt. Die Kapelle ist die St. Blasii-Kapelle. Uebereinstimmende Erzählungen von einem Bauern, dem der Teufel ein Haus baut, aus Kuventhal, ferner aus Drüber von einem Bauern in Edesheim, von einem Dorfe bei Göttingen aus Seberen. Aehnliche Sagen, in denen der Teufel als Baumeister erscheint, sind sehr häufig. D. Mythol. 514. 976. altd. Rel 321. Vgl. außerdem Ndd. S. 242. 344. Müllenhoff 370. 371. 412. Sommer 45. H. S. 7. Bechstein fr. S. S. 28. 260. Schöppner 123. Meier 176. W. Zeitschr. 1, 448. Pröhle Märchen 21. Bosquet S. 485 u. m.

168. Münden. Ein Nachklang der Sage von Heinrich dem Löwen, vgl. N. 52 und Abhandlung II. Ein anderer Bericht enthält die Bedingung des Herzogs nicht. Der Löwe stürzt um ein Uhr aus der Luft, weil dann die Macht des Teufels, der besonders im Walde sein Wesen hat, vorbei ist. Die Sage hat durch das Bild des Löwen diese besondere Form und Anknüpfung erhalten, und man wird hier nicht an die nach nordischen Mythen in Stein verwandelten Riesen und Zwerge (vgl. zu 147) erinnern dürfen.

169. Vgl. Ndd. S. 239 und Anm. Müllenhoff 270. Baader 301. N. S. 454. 455.

170. Vgl. N. 58. 59; dann N. 45 und Anm.

171. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. N. S. 180. Baader 7. Einer der sich als Pudel vermummt hat, muß nach seinem Tode als solcher umgehn; das. 458. Ein Knecht, der sich als Gespenst verkleidet hat, wird todt gefunden (Müllenhoff 234), vom Teufel geholt (Herrlein S. 45 Vgl. Ostpr. S. 104). Vermummungen sind nach dem Volksglauben frevelhaft (vgl. die folgenden N.) nach Deuteronom. 22, 5: „Ein Weib soll nicht Mannsgeräthe tragen, und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun; denn wer solches thut, der ist dem Herren, deinem Gott, ein Greuel." — Doch kann auch das Verbot heidnischer Vermummungen durch die Geistlichkeit auf den Volksglauben eingewirkt haben. Der Höllenzwang befindet sich nach der Volkssage auch auf der Göttinger Bibliothek, an eine Kette geschlossen.

172. Hillerse. Nach einer Erzählung aus Lauenberg kommt der Teufel selbst und zerreißt die Verkleidete. Heftiger Wind ist häufig mit dem Erscheinen des Teufels verbunden, z. B. N. 174, 2. DMS. 253. Ndd. S. S. 454. Müllenhoff 415; Deecke 207; Schöppner 1274. vgl. altd. Rel. 321. — Die Verkleidete wird bei diesem Spiele gefragt, wer der Liebhaber eines jeden der anwesenden Mädchen sei, wobei ihr verschiedene Namen genannt werden. Kommt der rechte Name, so nickt (nippt) sie mit dem Kopfe; daher der Name.

173. Erzhausen. Dieselbe Erzählung aus Vardeilsen, Langenholtensen und Delligsen, wo aber das Aufgeben der Sitte am Donnerstage nicht zu spinnen (altd. Rel. 74. 120. 248. Ndd. S. 153 und Anm.)

nicht damit in Verbindung gebracht wird. Eine Erzählung aus Odagsen läßt die Begleiter der Stoppegås von einem gewaltigen Sturme erfaßt werden, wie N. 172. Die wunderbare Musik rührt auch von dem Teufel her; vgl. Schöppner 1268. Sie kommt in Sagen, ohne daß sie dem Teufel zugeschrieben wird, auch sonst vor. So läßt sich auf dem Ohrenberge bei Lauenberg Nachts eine Musik hören, ohne daß man Jemand sieht. Männer aus Vogelbeck waren in den Wald gegangen, um Maiwacht zu halten, d. h. das Hauen der Maibäume, welche Pfingsten in die Häuser gestellt werden, zu verhindern, als sie um elf Uhr in einem Baume eine wunderbare Musik hörten, die sie so erschreckte, daß sie davon liefen. KM. 100 erzählt, daß ein Soldat in der Hölle bei dem Teufel Musik lernte. Hiermit vergleiche ich den Gesang und die Musik, die man aus der Tiefe des Sees hört (M. S. 174. Meier 80, 3), das Singen des Hakemanns (zu N. 90) und der Nixen M. S. 220. Müllenhoff 456. Ostpr. S. 169. 261. Bechstein Thür. S. 4, S. 147. Fr. S. S. 103. Meier 9. 82. vgl. D. Mythol. 460. altd. Rel. 371. Nach Gudrun 367 singt Horant eine Weise, die kein Mensch kennt, die er auf dem Meere gehört hat. Ferner vergleiche man die Musik und das Singen der weißen Frauen, Panzer S. 3. 10. 22. 25. 59. 279. Meier 13. 17. 46. 349. Schöppner 1003. Bechstein Thür. S. 4, S. 161. Ndd. S. 224; dann die Musik und das Singen der Zwerge, Sommer S. 82. Meier 65. Colshorn S. 115. Vonbun S. 28. D. Mythol. 438. Nach der Irischen Sage lehren die Elfen Musik, Erin 6, 411, und Wigal 1727 heißt es: ir getwerc huop ûf unde sanc ein liet sô wünneclîche, daz si alle gelîche ir selber vergâzen. Wenn die wilde Jagd oder das Todtenvolk durch die Luft zieht, so hört man eine seltsame Musik (M. S. 96. Schöppner 407. Meier 159). Auch Frau Hulda singt (W. Zeitschr. 1, 28). Hiernach darf man vermuten, daß diese Gesang und Tanz liebenden Wesen in Verbindung mit Tod und Unterwelt stehn. Das wird durch Folgendes noch bestätigt. Auf dem grünen Platze vor der Hölle, welcher nach altd. Rel. 399 die Unterwelt ist, ertönt Musik (Pröhle M. 25); eben so in der Kammer des Todes, worin viele Lichter (die Seelen) und viele Todte sind (das. 72); ferner in einem verwünschten Schlosse (Meier M. 72) und im Innern der Berge (Schöppner 20; vgl. zu N. 10), namentlich auch in dem Venusberge, welcher ein Nachklang der heidnischen Unterwelt ist. Weitere Gründe s. in Abhandlung I; vorläufig vgl. auch das Singen der Kirke und der Sirenen, welches H. D. Müller im Ares S 111 erläutert. — Die Stoppegås (Stopfgans) ist eine ähnliche Verkleidung wie das Niphuhn. Es wird ein Mädchen in einen Kittel gesteckt, den man mit Kissen ausstopft. Die Arme werden so viel als möglich an die Beine gelegt, so daß die Figur einer Gans ähnlich sieht. Das Spiel ist ein Fastnachtsgebrauch, der auch in Kuventhal und Bartshausen vorkommt. Auch in Spanbeck erzählt man von einem Verkleideten, den der Teufel zerriß. Der Vermummte heißt dort Eijeiseken (?); er wird in ein weißes Tuch gewickelt und muß sich todt stellen.

174, 1. Der Selbstmord durch Erhängen erscheint hier als Werk des Teufels; vgl. Meier 189.

175. Osterode, schriftlich durch H. Pröhle. Die Erzählung ist in Niedersachsen weit verbreitet. Zu dieser und der vorhergehenden Sage vgl. Müllenhoff N. 203 und Anm. DMS. 191. 309. 323. 443. N. S. 468.

176. Das Wirthshaus erscheint hier als die Hölle oder die Unterwelt. Vgl. altd. Rel. S. 400. Ndd. S. 152 und Anm.; auch solche Sagen, wie Baader 111. N. S. 382. Weitere Ausführungen bei einer andern Gelegenheit.

177. Meensen, aus dem Munde der Mädchen, welche die Begebenheit vor zwei Jahren erlebt haben, schriftlich durch Herrn Dr. Lattmann. Die Erzählung ist dadurch interessant, daß sie die Fortdauer der Sagenbildung zeigt. Als ein Feuerball erscheint der Teufel N. S. 460; eben so die wilde Jagd Ndd. S. 117.

181. Einbeck. Vor dem Orte, bei dem eine Hellemühle liegt, haben jetzt viele Menschen noch eine große Furcht. Helle (Hölle) kommt als Ortsname mehrfach vor. So hat man eine Helle bei Hohnstedt, Wulften, bei Portenhagen (Bezeichnung eines Berggipfels); eine Hölle bei Lutterbeck und Förste. Ferner ist zu vergleichen ein Hellberg bei Reifenhausen, ein Hellebrink bei Kalefeld, ein Hellebach (Hellebeke) daselbst, eine Hellewiese bei Niedern-Jesa, u. a. m.

182, 2. Einbeck. 5. Dörrigsen. 6. Lauenberg. 7. Bilshausen. Wenn eine Sternschnuppe fällt, so heißt es, Stöpke fahre zu einer Hexe in das Haus. Den Namen erklärt Grimm D. Mythol. 956 durch Stephänchen, denkt aber auch an einen Zusammenhang mit Frau Stempe. Die Sagen von Stöpke haben theils Aehnlichkeit mit den Sagen vom Teufel, mit dem er oft verwechselt wird, dann mit dem von Hausgeistern, endlich mit Erzählungen von dem wilden Jäger (S. zu N. 101). Stöpke erscheint, wie dieser, feurig, wirft auf den Ruf half part! aus der Luft, gibt einem ihm Nachlaufenden einen Schlag, daß er betäubt zu Boden fällt, und zerschmettert die Schäferkarre (vgl. N. 96, 3. 99, 17). Wie er Lebensmittel bringt, so wird auch von dem wilden Jäger erzählt, daß er das Haus mit Brot segnet; Müllenhoff 497. Stöpke heißt in einigen Gegenden (Ndd. S. S. 118. 422) auch Märtchen (Martinchen), ein Name, der bei dem wilden Jäger wiederkehrt. Dürfen wir nun hiernach einen innern Zusammenhang zwischen Stepke und dem wilden Jäger oder Wodan annehmen, so daß der mit Gütern beladene feurige Drache vielleicht als ein Diener des Segensgottes aufgefaßt wurde? Der Drache steht auch mit dem nordischen Odhinn in Verbindung; altd. Rel. 206. Oder haben beide Volkssagen nur in denselben Himmelserscheinungen einen gemeinsamen physischen Grund? Die Sagen von Stöpke oder dem Drachen sind in Norddeutschland sehr verbreitet, scheinen aber weiter nach Süden hin mehr abzunehmen und zu verblassen. Vgl. Müllenhoff 280. Ndd. S. 4. 168. S. 218 u. m. N. S. 88. Sommer 22 fg. H. S. 115 fg. Pröhle 103. W. Zeitschr. 1, 197. Reusch 37.

183. Holtensen. Die Nachthexe ist theils Stöpke, theils dem Nachtalp (N. 245) verwandt.

184. Volgelbeck. Nach einem Aberglauben in Wulften bringt der Teufel der Hexe eine dicke Kröte in den Buttertopf; diese bricht die Butter aus.

185. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — In Wolf M. kommt eine böse Fee vor, welche Leichen ißt. Nach Sommer S. 169 können Hexen sich verwandeln, wenn sie auf bloßen Boden treten.

186. Brunsen. Der Teufel ist hier Kobolden verwandt.

187. Gladebeck, Dörrigsen. Ueber den Alraun vgl. D. Mythol. 1153. altd. Rel 385. Gräße Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters S. 45. DMS. 326. Ndd. S. 423. Müllenhoff 284. H. S. 90. W. Zeitschr. 1, 335. Vgl. auch Sommer 33. Meier 91. 93.

188. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. D. S. 86. Ndd. S. 24 und Anm. DMS. 331. Firmenich 2, S. 301. Kohl Skizzen aus Natur und Völkerleben T. 2. S. 189.

189. Espol und Schlarpe.

190. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Die Erzählung ist sehr verbreitet und verschieden localisiert. Ndd. S. 139 und Anm. Müllenhoff 563. Baader 278. Firmenich 1, S. 277. KM. 2, 149.

191. Einbeck. Auch diese Sage ist mit einzelnen Abweichungen sehr verbreitet.

193, 1. Schwiegershausen. 2. Hildesheim.

195, 2. 3. Mainzholzen — 4. Wulften, ähnlich aus Mainzholzen, wobei aber die Egge nicht erwähnt wird. Die Hexe steckt dem Manne eine Stecknadel ins Knie und zieht sie nach einem Jahre wieder heraus. Sie spricht dabei: „Vor einem Jahre habe ich eine Stecknadel in eine alte Buche gesteckt; ich will doch einmal zusehen, ob sie noch da ist.“ Dieselbe oder ähnliche Sagen kommen auch sonst von Hexen vor, H. S. 102. Baader 43. 424, vgl. Ndd. S. 32. Man erzählt sie aber auch von der wilden Jagd, Panzer S. 17. Ndd. S. 63 und Anm.; von Berchta D. Mythol. 254; von dem Nachtvolk, Vonbun Volkssagen aus Vorarlberg S. 29; Zwergen Sommer Märchen 1. Vgl. zu N. 173.

196, 2. Göttingen. 3. Hohnstedt. 4. Bilshausen. — Zu 3 haben wir noch einen Bericht aus Lutterbeck erhalten, der sich dem Tone des Märchens nähert. Ein armer Schuster übernachtet in einer Mühle, in der es nicht geheuer ist. Um sich vor den Gespenstern zu schützen, zieht er einen Kreis um sich und zündet mitten in demselben ein Feuer an. Zugleich gürtet er einen alten Degen um, der da an der Wand hängt. Es erscheinen nach einander zwölf Katzen, die aber nicht in den Kreis kommen können. Als es zwölf Uhr ist, schlägt der Schuster zwischen sie und haut der einen eine Pfote ab, die am andern Morgen eine Menschenhand ist. Die Katzen sind die zwölf Töchter des Wirthes gewesen, die schon viele Menschen umgebracht hatten und nun zur Strafe in Oel gesotten werden. — Die Sage ist

in mehreren Formen sehr verbreitet; Colshorn 9. Ndd. S. 225, 1. Müllenhoff 311. DMS. 148. Baader 18. Zingerle M. 38. Hocker in W. Zeitschr. 1, 307. Auch sonst weiß man von Katzen, die Hexen sind, genug zu erzählen.

197. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Vgl. Harrys 1, 29. Meier 205. Aehnliche Erzählungen von Katzen DMS. 152. 153.

198. Ueber den Werwolf s. D. Mythol. 1048. 1. Lüthorst. Vgl. Ndd. S. 258 und Anm. Nach N. S. 503 wird der Werwolf dadurch erlöst, daß man das Wolfsfell verbrennt. — 3. Auch in Amelsen ist der Glaube, daß Frauen sich in Werwölfe verwandeln können. Vgl. Ndd. S. 22. N. S. 242. — 6. Hildesheim, schriftlich durch Hrn. Dr. Seifart. Eine ähnliche Erzählung aus Großen-Schneen, die sich dadurch unterscheidet, daß der in einen Werwolf verwandelte Mann seine eigene Frau anfällt, die ihm aber entkommt. Am Abend kommt er nach Hause und seine Frau bemerkt bei dem Essen, daß ihm die Fäden von ihrem Kleide noch zwischen den Zähnen stecken. Darüber erschrickt sie so, daß sie erkrankt und stirbt. Vgl. Firmenich 1, S. 332. — 8. Amelsen; mit unwesentlichen Abweichungen auch aus Lüthorst, Sievershausen, Lauenberg, Dorste, Wulften; vgl. Hannov. Magaz. 1848, N. 36. Bemerkenswerth ist, daß die Lauenberger Sage von dem starken Bowe erzählt wird, der nach 5 den Werwolf erschlägt. Die Geschichte ist auch sonst in Norddeutschland sehr verbreitet. D. S. 213. Harrys 1, 24. Colshorn 16. Pröhle 146. M. S. 243. Müllenhoff 318.

199. Lengden.

200. Mackensen. — Sehr verbreitet. Vgl. D. Mythol. 651. Colshorn 58. Pröhle S. 6. Müllenhoff 474. 475. Woeste S. 50. Baader 12. DMS. 473. Bechstein fr. S. S. 290. Panzer S. 293. Meier 20. W. Zeitschr. 1, 191.

201. Dassel. — D. Mythol. 650. Meier 228. 231.

202. Blankenhagen. D. Mythol. 433.

203. Einbeck und Umgegend. In Kuventhal wird erzählt, die Glucke lasse sich um Johannis sehen. Die Seelen von Verstorbenen erscheinen als Hühner, wie sonst als Vögel. N. S. 557. H. S. 158. W. Zeitschr. 1, 374. altd. Rel. 402. O. Schade, die Sage von der heil. Ursula S. 70.

204, 2. Sülbeck und Drüber. Nach einer Erzählung aus Stöckheim hat sich Molk nach der Gründung der Saline selbst in einen schwarzen Hund verwandelt und geht des Abends zweimal in der Woche an dem Salzgraben herauf. In Buensen erklärte man die Verwandlung als Strafe dafür, daß Molk den Salzgraben gezogen und damit den armen Leuten Schaden gethan habe. Fast schien es, als würde er mit Hackelberg in Verbindung gebracht, doch ließ sich nichts genaueres erforschen. — Otto Friedrich von Moltke, welcher die Saline zu Sülbeck errichtet hat, war der letzte Bewohner der Heldenburg bei Salzderhelden. Er wohnte später in Hannover und wurde wegen einer

Verschwörung gegen den Prinzen Georg Ludwig (den nachherigen Kurfürsten von Hannover und König von Großbritannien) am 15. Juli 1692 enthauptet. — 3. Eine ähnliche Geschichte von einem nach seinem Tode in einen schwarzen Hund verwandelten bösen Menschen aus Einbeck. Vgl. Müllenhoff 262. N. S. 237. DMS. 181, wo ein schwarzer Hund sich in ein Todtengerippe verwandelt. Firmenich 1, S. 300. Auch der Teufel zeigt sich in Gestalt eines schwarzen Hundes; N. S. 467.

205. Die märchenartige Sage ist den Erzählungen von weißen Frauen verwandt.

206. Sievershausen.

307. Fürstenhagen. Die Sage scheint mit andern, die uns unbekannt geblieben sind, in Verbindung zu stehn.

208, 1. Lüthorst. In Grone wird ähnliches von dem schwarzen Hunde gesagt, der ein Lieutenant gewesen sein soll und nun noch die Wachen beaufsichtigt. — 3. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. Der dreibeinige Hase ist eine häufig vorkommende Gestalt der Volkssage. Er geht gewöhnlich einen bestimmten Weg, so an einem Berge bei Klein-Lengden, wer nach ihm schießt, trifft ihn nicht; auf den alten Festungswerken bei Einbeck; auch sitzt er bei dem Kapellenborn in Fredelsloh; in Kreiensen zeigte er sich auf dem Boden eines jetzt abgebrochenen Hauses. Daß er demjenigen, welcher ihm begegnet, kein Glück bringe, ist uns aus Odagsen berichtet und auch sonst bekannt. In Vogelbeck glaubt man, daß er den Kühen die Milch aussauge. In Eilensen hält man ihn für den Teufel; sonst für einen Kobold (M. S. 57), einen Zauberer (Firmenich 2, S. 330), oder eine Hexe (N. S. 351. Müllenhoff 314. Sommer 54).

209. Salzderhelden, Odagsen. In 1 ist die Katze dem schwarzen Hunde verwandt, in 2 wohl der Geist eines Verstorbenen. Vgl. N. S. 238. — S. 192, Z. 5 v. u. lies k o n n t e.

210, 1. Lüthorst. — 2. Dieselben Worte spricht Ndd. S. 260 ein Irrlicht. — 3. Salzderhelden. — 4. Dassensen. Zu dem Sehen über die linke Schulter vgl. zu N. 141, 3. Von einem schwarzen Hunde, der den Menschen auf den Rücken springt und sich von ihnen tragen läßt, weiß fast jedes Dorf in dem Gebiete unserer Sagen. Er zeigt sich aber nur in den nächtlichen Geisterstunden von 11—12 oder 12—1, bisweilen auf dem Hofe, gewöhnlich im Walde oder auf der Flur, besonders auf Wiesen und Angern. Dann läßt er sich auch gern bei einem Wasser sehen, so am Rauschenbrunnen bei Münden, auf einer Brücke bei Einbeck. Ueber einen Kreuzweg kann er nicht kommen, sondern springt dann von dem Menschen ab, der ihn trägt (Elvese). Nach einer Erzählung aus Kreiensen sprang er von der Brücke bei Greene in das Wasser. Dieser Hund ist in den meisten Fällen ein Kobold, in andern ein Wassergeist. Nach DMS. 245 verwandelt sich der Wassermann in einen schwarzen Hund, nach H. S. 89 zeigt sich der Wassergeist als Fuchs. Vgl. zu N. 73, 3.

211. Fürstenhagen. Vgl. den Klingehund und den Welthund Ndd. S. 272. 287. Das Gespenst wird das. S. 500 ohne erweislichen Grund mit den Hunden Wodans zusammengestellt.

212. Der Hund scheint in diesen Sagen ein Symbol des Todes und der Unterwelt zu sein. Vgl. den häufigen Aberglauben, daß das Heulen des Hundes den bevorstehenden Tod eines Menschen andeute.

213. Vardeilsen. Der Erzähler hatte die Begebenheit von dem Manne gehört, dem sie begegnet war. Ein weißer Hund ohne Kopf soll Nachts in der Maschenstraße in Einbeck, besonders bei einem Brunnen in der Nähe eines ehemaligen Nonnenklosters umgehn.

214, 2. Buensen. — 5. Fredelsloh. — 6. Zu der grauen Gestalt vgl. 221.

217, 3. Fürstenhagen. — 5. Lüthorst. — Ein Mann ohne Kopf reitet auch in der Nähe des Klapperthurmes bei Einbeck, hinter dem Rothenberge bei Gieboldehausen, bei Bartshausen und an andern Orten. Dieser Reiter kommt auch in andern deutschen Sagen, namentlich in Schwaben (vgl. Meier 114 fg.) vor. Ehe man ihn wegen des weißen Pferdes mit Wodan zusammenstellt (auch die irische Sage kennt einen Reiter ohne Kopf; Erin 5, 189), suche man sein Wesen zu erklären. Vgl. die folgenden Sagen. Von den Gestalten, die da vorkommen, ist er doch wenig verschieden. Nach Baader 79 (vgl. Bechstein fr. S. S. 133) spukt ein Erschlagener als Schimmelreiter. Ndd. S. 256 Anm. werden Reiter auf weißen Pferden richtig durch Nixe erklärt. Hiernach scheint dieses Wesen bald ein Gespenst, bald ein Lokalgeist zu sein. In der folgenden Erzählung (aus Gehrenrode) ist der Reiter ein koboldartiger Geist.

219. Denkiehausen. Nach einem Berichte aus Lüthorst peitschte der Pächter den Hirten vom Hofe, der nachher Hungers starb. An dem Tage, an welchem er begraben wurde, verschwand der Pächter und ward nicht wieder gesehen. Man sieht ihn jetzt Nachts, wie er unter lautem Gebrüll umher geht und sich den Leib wund peitscht. Auch sieht man ihn Mittags an dem Orte, wo die Kuh umgekommen ist, und hört, wie er sie lockt.

220, 1. 2. Oldendorf, Dörrigsen. Lies abgepflügt. — Ueber das Abpflügen des Kopfes s. N. 56. Ein Mann ohne Kopf geht auch an der Hellebeke bei Kalefeld, auf dem Göttinger Walle, zwischen Ahlshausen und Sievershausen und sonst. Gespenster ohne Köpfe oder mit dem Kopfe unter dem Arme sind gewöhnlich die Geister der Erschlagenen oder Hingerichteten, auch Missethäter, deren Verbrechen vor ihrem Tode nicht bekannt geworden ist. DMS. 205 und Anm.

221, 6. Düderode. — 1. Ein großer schwarzer Mann, der mit lautem Sausen verschwand, begegnete auch einem Manne aus Odagsen, der nach Edemissen ging. — 2. Ein anderer Bericht aus Sievershausen läßt bei der Quelle einen vor mehreren Jahren dort erschossenen Förster sitzen, der sich auch bei den Köhlerhütten oft zeigt. — Auf dem Anger bei Vogelbeck läßt sich ein Mann in einem grauen Rocke sehen, den man laut stöhnen hört. Man hält ihn für den Geist eines

dort erschlagenen Engländers. Am Saume des Waldes bei Bilshausen zeigt sich ein Schäfer in einem grauen Rocke, der dort die Schafe gehütet hat. Dann geht ein graues Männchen auf dem Thurme der Marktkirche zu Einbeck. Begegnet ihm der Thurmwächter, so muß er thun, als ob er es nicht sehe, dann thut ihm das Männchen nichts zu Leide, sondern sorgt dafür, daß er nicht zu Schaden kommt. Einen Wächter, der über ihn gespottet hatte, fand man eines Tages mit gebrochenem Genick unten im Thurm liegen. In der Neustädter Kirche in Einbeck zeigte sich an einem Sonntage während des Gottesdienstes ein graues Männchen. Die Erscheinung ward als das Vorzeichen des bald nachher eintretenden großen Brandes angesehen. Auch in andern Kirchen wohnt ein grauer Mann. Von einem grauen Burggeiste erzählt Schöppner 1290. Ferner läßt sich nach niedersächsischen Sagen, die wir noch genauer zu erfahren hoffen, ein graues Männchen in gewissen Familien sehen, wenn ein Todesfall bevorsteht. Vgl. Ndd. S. 366, wornach sich ein grauer Mann vor einer Hochzeit in der Familie zeigt, und eine weiße Frau, wenn ein Todesfall bevorsteht. — Die Nörggen in Tirol sind grau, W. Zeitschr. 1, 290. — Es begegnen sich demnach in dieser Gestalt wieder verschiedene Wesen, wie bei N. 217.

222, 1. Ein Mensch mit zwei Pferdefüßen geht auch auf einer Wiese bei Uslar um. — 2. Hohnstedt. Vgl. N. 41. 42. M. S. 52. Firmenich 1, S. 205.

223, 3. Hohnstedt. — 6. Daß man einem Geiste die Hand nicht geben darf, ist ein verbreiteter Zug, der in den folgenden Sagen sich mehrmals wiederholt. Vgl. Ndd. S. 135 und Anm. — 9. Merxhausen. — 10. Förste. — 11. Feuer schützt gegen Geister. S. altd. Rel. 243. DMS. 18. Menzel Literaturblatt 1845, N. 18. Cavallius und Stephens schwedische Volksmärchen S. 49. Vgl. zu 196, 3. — Minder charakteristische Sagen von Feuermännern oder Landmessern sind uns noch aus Billingshausen, Immensen, Dörrigsen und Andershausen mitgetheilt; sie gehören zu den verbreitetsten Gestalten der deutschen Volkssage. S. auch zu 225.

224. Ahlshausen, Kreiensen, Rittierode.

225, 1. Naensen. — Im Allgemeinen bemerke man, daß die Geister der Verstorbenen Lichter sind. Altd. Rel. 404. Wackernagel in H. Zeitschr. für D. Alterth. 6, 280. Panzer S. 307. 308. Der Geist in 4 ist den Wassergeistern verwandt. Der Wassermann hat eine Landmesserstange; DMS. 244. Ein Feuermann geht an der Maaß; N. S. 439. Eine weiße Frau geht mit einer Laterne an einem Mühlenteiche; Müllenhoff 455. Ein Gespenst mit einer Laterne führt in einen Sumpf; Baader 208. Nach vielen Sagen sieht man auf Teichen und Seen Nachts Flämmchen brennen. Eine Sage von einem feurigen Fischer theilt Meier in W. Zeitschr. 1, 439 mit.

226. Die Erzählung aus Spanbeck; das Allgemeine ist im oberen Leinethale ein verbreiteter Glaube. In Einbeck hält man die Irwische für die Seelen ungeborener und ungetauft gestorbener Kinder. Vgl. D. Mythol. 868. altd. Rel. a. a. O.

227. Der Irrwächter ist auch einmal einem Menschen auf den Rücken gesprungen und hat sich eine Strecke von ihm tragen lassen.

228. Der Arzt ist der Tod, der in N. 130 mit seinem Stocke den Menschen in den Rücken klopft. Der Stab des Hermes darf verglichen werden. S. D. Mythol. 803. Bei Pröhle M. S. 56 erscheint der Tod als hagerer langer Mann in schwarzer Kleidung und mit einem blassen Gesichte.

229, 3. Hardegsen. — 4. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Solche gespenstische Wagen, die in Städten, aber auch im Freien fahren, kommen viel vor. Auch in Göttingen fährt ein Wagen Nachts durch die Straßen. Vgl. D. S. 277. DMS. 33. 34. 204. Ndd. S. 199. M. S. 131. Müllenhoff 240. 244. N. S. 241. 427. 434. 443. Baader 89. 202. 227. 236. 316. 335. Bosquet S. 276.

232, 2. Vgl. Colshorn S. 87. Eine natürliche Erklärung ist hier in ihrem Rechte; die Sage bleibt aber doch wegen des Volksglaubens, aus dem sie entsprungen ist, merkwürdig. Der Glaube, daß man nichts nehmen darf, was Todten gehört, kehrt in mehreren Sagen wieder. H. S. 164. N. S. 566. 582. Baader 154. Pröhle S. 88.

233. Wulften. Vgl. D. Mythol. 884. altd. Rel. 413; außerdem Müllenhoff 196. 197 und Anm. DMS. 42. Börner S. 142. 152. Reusch 32. Bechstein Märchenbuch S. 109. Erin 6, 65. Hierher gehören folgende uns mitgetheilte Meinungen: Auf einen Todten darf man keine Thräne fallen lassen. — Ist ein Kind gestorben und die Mutter härmt sich um seinen Tod zu sehr, so erscheint es Nachts, setzt sich auf den Rand ihres Bettes und bittet sie nicht mehr zu trauern; es habe sonst im Grabe keine Ruhe. — Ist Jemand gestorben und die Angehörigen weinen um ihn so viel, daß sein Todtenhemd naß wird, so kehrt der Todte zurück, um sich ein anderes zu holen. Einen entsprechenden indischen und persischen Glauben vergleicht Kuhn in W. Zeitschr. 1, 62.

234. Wulften.

235, 4. Kuventhal. — Zu 2 vgl. altd. Rel. 412. Pröhle S. 79. Reusch 35. H. S. 153. N. S. 326. Baader 305. Vonbun S. 24. Hierher gehört auch der folgende Glaube: Heirathet ein Mann, dem die Frau mit Hinterlassung eines kleinen Kindes gestorben ist, zum zweiten Male und die Stiefmutter pflegt das Kind nicht gehörig, so kehrt die verstorbene rechte Mutter zurück, um das Kind zu warten.

236, 2. Der Glaube, daß ein Gestorbener Gott erbitten könne, daß er einen noch Lebenden bald nachkommen lasse, findet sich mehr. Man nennt das anbraweln und ruft demjenigen, der unehrerbietig von einem Todten spricht, warnend zu: „nüm dek in acht, hei könne dek anbraweln." Der Todte thut das, um sich zu rächen. Im allgemeinen vgl. altd. Rel. 413. Müllenhoff 237. DMS. 109.

237, 1. Förste.

238, 1. Wulften. — 2. Bartshausen. — 3. L. Naensen. — Vgl. altd. Rel. 411. DMS. 113. 120. Baader 429.

239, 1. Lüthorst. — 2. Mackensen. — 3. 4. Wulften. Vgl. Müllenhoff 249. — 5. Naensen. Aehnlich aus Lüthorst: Der Geist der Frau nagt gierig an dem Troge; sie bittet ihren Mann, der davon Kunde erhalten hat, das Geld, welches sie aus dem Verkaufe der Milch gelöst und in einem Schranke aufbewahrt habe, unter die Armen zu vertheilen. Vgl. Colshorn 50. Woeste S. 46. Baader 388. — 6. Förste. Bemerkenswerth ist, daß der Todte in einer Höhle im Walde weilt, welche also eben so ein Aufenthalt Verstorbener ist, wie das Innere der Berge. Vgl. N. 10. 68. 240, 4 und die entsprechenden Sagen bei Sommer 60. D. S. 282, wo der Schäfer in einen Berg geführt wird.

240, 2. Reinhausen. — 5. Wulften. — 6. Bilshausen. — 7. Vgl. D. Mythol. 865. — 8. Hildesheim, schriftlich durch Herrn Dr. Seifart. — Die Geister in 7 und 8 haben den Charakter von Kobolden. Daß ein Geist demjenigen, der ihn bannen will, eine geringe Sünde vorwirft, ist ein häufig wiederkehrender Zug. Vgl. Ndd. S. 306. Müllenhoff 349. 350. Colshorn 28. Pröhle S. 31. 190. 191. Sommer 25. Baader 222. 302. Das Volk hält freilich ein muthwilliges Abstreifen von Kornähren für keine geringe Sünde, wie folgende uns aus Einbeck mitgetheilte Sage zeigt. An einem Felde in der Nähe von Osnabrück geht in der Geisterstunde ein schwarz gekleideter Mann auf und nieder. Er hat die Augen traurig auf seine Schuhe geheftet, zwischen deren Schnallen einige abgestreifte Aehren stecken. Das ist bei seinen Lebzeiten ein Informator gewesen, der einst als er durch das Feld ging, sich ein Vergnügen daraus machte, die auf den Weg hängenden Aehren mit den Schnallen seiner Schuhe abzustreifen, und dafür, daß er die liebe Gottesgabe so gering geachtet hat, nun umgehn muß. — Geister werden auch wohl in das rothe Meer gebannt; DMS. 113. N. S. 395. 432. 574. Pröhle S. 31. 104. 191. Erin 5, 192. Von Bedeutung ist aber nur die See überhaupt, die hier, wie die Tiefe des Wassers überhaupt, wieder als die Unterwelt erscheint. Damit stimmt, daß Geister auch in Moore, Sümpfe, finstere Wälder, Schluchten und ähnliche unheimliche Orte verwiesen werden. Vgl. D. S. 121. Ndd. S. 296. Müllenhoff 266. 350. 541. Sommer 42. Pröhle 166. 226. H. S. 156. 158. Baader 47. 120. 128. 190. 212. 254. 284. Schöppner 838. 1027. S. zu N. 239, 6. — Der Eimer voll Wasser wird gebraucht, wie sonst der Zauberspiegel; H. S. 101. 113.

241. Hohnstedt. Nach Baader 120 steht es einem todten Ritter mit goldenen Buchstaben auf dem Herzen geschrieben, daß er wegen seiner gründlichen Bekehrung gleich in den Himmel gekommen sei. Vgl. W. Zeitschr. 1, 343. N. S. 300. Müllenhoff 161. Erin 5, S. 201.

242. Hohnstedt. Vgl. die Erzählung bei Firmenich 1, 44, wo ein schwarzer Kater auf dem Sarge liegt. Der Hund zeigt den unseligen Geist an, wie sonst Raben, schwarze Tauben; DMS. 392. Baader 203. S. zu 204.

243. Roringen. Eine weit verbreitete Sage. D. S. 175. Ndd. S. 5 und Anm. Müllenhoff 232. 233 u. Anm. N. S. 581 u. Anm. Pröhle S. 97. Bechstein Thür. S. 3, S. 23. Schöppner 157. 623. 677. 1147. 1307. Baader 355. 446.

144. Stöckheim, von einer alten Frau. Die Sage könnte als Ueberbleibsel des heidnischen Glaubens an die Unterwelt, die nach dem nordischen Mythus von einem Flusse umgeben ist, sehr bedeutend sein, wenn sie nicht zu vereinzelt da stände. Aehnliche Ueberlieferungen würden erwünscht kommen.

245. Vgl. Ndd. S. 16. 102. Reusch 38. Ostpr. S. 274. Woeste S. 48. M. S. 48. 185. Müllenhoff 332. 333. Sommer 40. Bechstein Thür. S. 2, 116. Fränk. S. S. 303. H. S. 93—95. Schöppner 1024. 1316. Baader 136 u. m. In Delliehausen glaubt man, derjenige, dem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sei eine nachtmärte. Wenn er schläft, so verläßt seine Seele den Körper, verwandelt sich in eine nachtmärte und drückt andere Menschen. Vgl. D. Mythol. 1193. D. S. 80. Ndd. S. S. 418.

246. Vgl. altd. Rel. 403. Pröhle S. 68.

247. Dassensen. Die Begebenheit soll sich in Windhausen am Harze zugetragen haben. Die vier ersten Verse werden mit Veränderung des dritten (back keinen Kümmel ins Brot) sonst den Waldweibchen in den Mund gelegt, D. Mythol. 452.

248. Schriftlich durch H. Pröhle. Dieselbe Sage bei Baader 416.

249. Edesheim. Das weiße Männchen ist ein Zwerg, wie in der folgenden Sage. Ein kleines Männchen weissagt Krieg, Pröhle S. 98. Ein wildes Weib weissagt, D. S.1 68.

250. Göttingen. Die Erzählerin setzte hinzu: „etwas wahres muß doch wohl an der Geschichte sein, denn sie ist mir von zwei Leuten erzählt, die nicht mit einander bekannt waren.“ Ein Bericht aus Schwiegershausen stimmt überein, nur daß der Bauer den grauen Mann, der zufällig des Weges kommt, bittet, so lange bei dem Wagen zu bleiben, bis er von dem nächsten Orte Hülfe geholt habe. Als er zurückkehrt, hat der Fremde den Wagen ohne irgend ein Werkzeug wieder hergerichtet. Nach einer Erzählung aus Edesheim sind in dem Wirthshause zwei Mägde; die eine weigert sich die Kartoffeln zu kochen und wird nachher todt gefunden, während die andere es gern thut und gesund bleibt. Unvollständiger ist eine vierte Form, die Pröhle Harzs. S. 185 mittheilt: Dem Fuhrmann begegnet ein weißes Männchen. Darauf stürzen die Pferde und der Wagen sinkt in die Erde. Das weiße Männchen steigt auf den Wagen und nimmt sich aus jedem Sacke eine Kartoffel. Als das geschehen ist, sind Wagen und Pferde von selbst wieder in die Höhe gekommen. Die Begebenheit wird in die Gegend zwischen Herzberg und Osterode verlegt. — Die Sage ist sehr merkwürdig, weil sie mit den Abweichungen erst in der neuesten Zeit, obgleich nach Analogie älterer Erzählungen, entstanden ist und doch zu den alten mythischen Ideen stimmt, wornach die Zwerge (denn ein solcher ist das graue oder weiße Männchen) auf das Gedeihen der Feld-

früchte einwirken. Vgl. zu N. 140, 13. — DMS. 411 prophezeiht ein Bettler einem Pfarrer ein fruchtbares Jahr mit dem Zusatze: Das weiß ich so gewis, als euere Magd in diesem Augenblicke von fünf Schlangen im Keller verschlungen wird. Vgl. das. 441.

251. Die mythische Personification ist zu bemerken. Nach Pröhle Harzs. S. 171 ist die Cholera ein weißer Geist, welcher ruft: „wollt ihr mit?“ Vgl. den Todt und die Todtin, DMS. 95. 96. W. Zeitschrift 267; den Kuhtod Müllenhoff 228; den schwarzen Tod das. 1, 329. S. außerdem D. S. 167. Schöppner 886. Panzer S. 356. Sommer 47 und im allgemeinen D. Mythol. 1134.

253. Aehnliche Sagen von Italienern oder Venedigern, welche sich aus Deutschland ihren Reichthum holen, sind häufig. Vgl. Woeste S. 47. Schöppner 156. Pröhle S. 49. 63. 129. 138. Sommer 58 u. Anm. Ndd. S. 221. H. S. 191 u. Anm. Auch in Bechstein Thür. S. finden sich viele Sagen von Venetianern.

254. Schriftlich durch H. Pröhle, auch in Göttingen bekannt. Nach dem Volksglauben verwest ein Meineidiger nicht; Ndd. S. 124. Meier 352. Schöppner 939; vgl. zu N. 54. — Die Leiche des Conrad Schachtrup (gestorben 1677) wurde im Jahre 1784 in dem von ihm erbauten Familiengewölbe unter der Bartholomäuskirche in Herzberg gefunden und im Jahre 1791 an das Museum in Göttingen geschickt. In dem Gewölbe fanden sich im Jahre 1840, als die Kirche abgebrochen wurde, noch mehr unverweste Leichen. F. W. Meister Herzberg am Harz S. 72.

255. Sichelstein. Vgl. H. S. 216. — Klopfmilch heißt die Milch, welche Thiere oder Menschen geben, ohne vorher geboren zu haben. Sie soll durch Klopfen hervorgebracht werden können. — Aehnliche Erzählungen D. S. 97. 260. 359. 360. Ndd. S. 122 und Anm. Müllenhoff 188 und Anm. H. S. 205. 214. Bechstein Fr. S. S. 52.

256. Thierquäler bestraft Müllenhoff 182. Baader 179. 199.

257. Wulften. Ueber den ewigen Juden vgl. D. S. 343. Müllenhoff 219. 550. N. S. 534. Meier 126, 4. Chrysostomus Duduläus gründlicher Bericht von einem Juden, Namens Ahasverus, 1634, 4. Simrock in W. Zeitschr. 1, 432.

258, 1. Dransfeld; vgl. Müllenhoff 111. Meier M. 68. — 2. Düderode; vgl. Ndd. S. 175, 6. Schöppner 153. — 3. Dransfeld; vgl. H. S. 260. M. S. 228.

260, 1. Einbeck. — 2. Eimen. Bei der Trauung trat der Bräutigam der Braut auf den Fuß, zum Zeichen, daß sie von nun an in seiner Gewalt sei. ûf den fuoz er ir trat, Helmbrecht 1534 in H. Zeitschr. f. d. Alterth. 372. Auch bei der Belehnung trat wohl der Herr mit seinem rechten Fuße auf den des Vasallen. Grimm D. Rechtsalterthümer S. 142. — 5. Kalefeld. — 7. Angerstein. Vgl. N. 105 fg. Eine weiße Frau mit Klumpfüßen zeigt sich in der Hollenstedter Feldmark.

261, 1. Ahlshausen. Der Weizen gehört der weißen Frau. Ein junger Mann aus Einbeck fand einst vor dem Einbecker Walde eine weiße Jungfrau, welche Flachsknoten von ungewöhnlicher Größe trocknete. Er nimmt drei davon mit, die sich nachher in Goldstücke verwandeln. — 2. Wulften. Die Formel, durch welche der Teufel beschworen wird, lautet: „Ich stehe in des Teufels Namen auf, wasche mich in des Teufels Namen, esse in des Teufels Namen, und lege mich in des Teufels Namen hin.“ Dann wird der Teufel aufgefordert zu kommen. Die Sage findet sich mit geringen Abweichungen auch bei Sommer N. 10. Pröhle 195. Müllenhoff 276. Baader 235. DMS. 462.

II.

Zu den Märchen.

1. Lauenberg.

2. Bilshausen. 3. Eimen. Zu beiden vgl. KM. 29. Meier M. 73. 79. DMS. 28. Wolf M. 184. 312. Müllenhoff M. 13. Asbjörnsen 1, 5. Grimm in W. Zeitschr. 312. — 3 hat zwei Einleitungen; die erste wird auch vielfach für sich erzählt; zu der zweiten vgl. D. S. 480.

4. Sichelstein. Vgl. Meier M. 57. Colsh. 42. Zingerle M. 30.

5. Kalefeld. Vgl. KM. 88. Colsh. 20. Müllenh. M. 2.

6. Mainzholzen. Vgl. Müllenhoff M. 1.

7. Dörrigsen. Ein in vielfachen Variationen erzähltes Märchen. Vgl. KM. 63 und 3, S. 115. Colshorn 15. Kuhn Ndd. M. 7. Zingerle M. 9. W. Zeitschr. 1, 10. In einem Berichte aus Lutterbeck nimmt eine Katze die Stelle einer Maus an; die drei Aufgaben sind das feinste Weißbrod, das feinste Leinen, und die feinste Dame mitzubringen. Nach einer Erzählung aus Adelebsen muß der einfältige Hans während der drei Jahre, welche er bei der Katze dient, Holz hauen, es zusammen schichten und zuletzt die Katze in die Flammen werfen, die sich in eine schöne Jungfrau verwandelt.

8. Rengershausen.

9. Bodensee. Vgl. KM. 4. Pröhle M. 33. Wolf M. S. 328. 408. Zingerle M. 21.

10. Wulften. Vgl. KM. 3. Colshorn 32. 44.

11. Pöhlde. In A sind die Worte: „Da blieb alles Gold an ihr hangen, so daß sie über und über davon bedeckt war“ aus KM. 24 ergänzt. Vgl. Panzer S. 125. 190. Firmenich 2, S. 224. 510. Stöber Elsassisches Volksbüchlein. W. Zeitschr. 1, 43.

12. Uslar. Vgl. N. 20; dann KM. 136. Müllenhoff M. 12. Pröhle M. 30. Wolf M. S. 369. Sommer M. 2. 4. 9. Zingerle M. 28. 32. W. Zeitschr. 1, 339.

13. Bilshausen. Vgl. Wolf M. S. 30. 127. 340. Pröhle S. 93. Baader 116.

14. Wulften. Vgl. KM. 133.

15. Pöhlde. Vgl. Pröhle M. 11. DMS. 18.

16. Sichelstein. — 17. Iber.

18. Dorste; bereits gedruckt im Hannov. Magazin und niederdeutsch in Firmenich 1, S. 382. Vgl. Meier M. 31 und Anm. DMS. 25. Pröhle 76. Müllenhoff M. 21. Asbjörnsen 1, 25; dann auch Ndd. M. 7. KM. 64.

19. Eimen. Vgl. KM. 76.

20. Lauenberg. Vgl. Müllenhoff M. 15. 21. Meier M. 1, 29. Wolf M. S. 9. 91. 269. S. auch zu N. 12.

21. Lauenberg. Vgl. Müllenhoff M. 17. KM. 20. Meier 37. Märk. M. 11.

22. Eimen.

23. Hallensen. Der Kreuzgalgen ist eine Vorkehrung zum Springen. Zwei in eine Gabel auslaufende Hölzer werden in einer gewissen Entfernung in den Boden geschlagen, ein drittes wird darüber gelegt, worüber die Kinder springen. Eine in den Hauptzügen übereinstimmende Erzählung aus Lüthorst, in welcher der Zwerg singt:

„Hoppentienchen heiß' ich,
Ein hübsches Mädchen weiß ich,
Heute Abend hole ich sie ab."

Vgl. Müllenhoff 416—19. 594. Harrys 1, 5. Pröhle 193. Colshorn 29. Schöppner 849. Zingerle M. 36.

24. A Sudershausen. Eine andere Fassung aus Rengershausen läßt drei Schwestern nach einander von den Zwergen getödtet werden, weil sie sich weigern ihre Bräute zu sein. Die vierte willigt ein und findet nachher in der verbotenen Kammer eine Menge Leichen, darunter auch die ihrer Schwestern. Sie entflieht, nachdem sie vorher in einen Kübel voll Blut, dann in einen voll Federn gesprungen ist, wodurch sie sich unkenntlich gemacht hat. Es begegnen ihr vier Zwerge, welche sie fragen: „was macht die junge Braut?" „Die kocht, daß das Fett aus dem Topfe springt", antwortet sie und geht weiter. Nachher setzt sie sich auf einen Frachtwagen und versteckt sich zwischen die Waarenballen, so daß die nacheilenden Zwerge sie nicht finden. B aus Dorste, ist bereits im Hannov. Magaz. gedruckt. Auch Grimm hat diese Variation nach Schambachs Mittheilung D. Mythol. 436 bekannt gemacht und vergleicht die Honigtonne oder den Blutkübel den Gefäßen, welche nach Sn. 83. 84 die Zwerge Fialar und Galar mit Kvasis kostbarem Blut und Honig gefüllt aufbewahrten. Das deutsche Märchen hat aber sonst mit dieser eddischen Sage nichts zu thun; es ist älter, echter und in seinen symbolischen Zügen für jeden, der Sinn für Mythologie hat, deutlich genug. — Vgl. KM. 46 (vgl. 3, 75), wo der Zwerg zu einem Hexenmeister geworden ist. Ndd. M. 4 wird dem Mädchen, das mit dem Zwerge lebt, erlaubt ihre Eltern zu besuchen, sie darf ihnen aber ihren Aufenthalt nicht sagen. Die Eltern füllen ihr die Tasche

mit Erbsen, welche sie auf den Weg streut und dadurch die Zwerghöhle verräth. Vgl. Asbjörnsen 2, 5, auch DMS. 15, wo aber nur einige Züge stimmen, und NL. S. S. 559, wo eine Frau sich durch Syrup und Federn einem Vogel ähnlich macht.

25. A Bilshausen. B Lauenberg. Vgl. KM. 40. Pröhle S. 108. Meier M. 63. Colshorn 38. Zingerle M. 22. Eine Verwandtschaft mit dem vorigen Märchen blickt durch.

26. Eimen.

27. Schönhagen; die Erzählung von dem gestohlenen Ochsen ohne das übrige auch aus Mainzholzen. Vgl. KM. 192. Müllenhoff M. 23. Ndd. M. 19. DMS. 5. S. 110. Meier M. 55. Pröhle M. 49. Firmenich 1, S. 303. Asbjörnsen 2, 4.

28. Münden. Vgl. Bechstein fr. S. 37.

29. Vogelbeck. Vgl. KM. 171. Märk. M. 12. Woeste S. 39. Firmenich 1, S. 186. W. Grimm in W. Zeitschr. 1, 2; vgl. das. 225.

30. Wulften. Anders erklärt die Feindschaft zwischen Hunden und Katzen ein Thiermärchen in W. Zeitschr. 1, 224.

31. Einbeck. Vgl. Ostpr. S. 25 (D. Mythol. XXXV), wo der Gott Perkunos dem Rinde, das ihm den Weg gezeigt hat, die Gabe des Wiederkäuens gewährt.

32. Wulften. Vgl. Baader 301.

33. Vardeilsen, Portenhagen.

34. Kuventhal.

D.

Abhandlungen.

I.

Zur Symbolik der deutschen Volkssage.

Es ist ein uralter Glaube, der in dem deutschen Heidenthume nicht allein steht (altd. Rel. S. 395. 409), daß das Leben nach dem Tode nur eine, wenn auch nicht erfreuliche Fortsetzung des irdischen ist. Eine ziemlich rohe, aber eben deshalb gleichfalls alte Versinnlichung dieses Glaubens ist die Vorstellung, daß die Todten in der Unterwelt auch essen und trinken, wie sie in der Oberwelt gethan haben. Die Beherscher der Räume, in denen sie leben, erscheinen dann gleichsam als die Gastgeber der Todten, mit denen sie zusammen speisen. Daher bedeutete im Norden der Ausdruck bei Odhinn zu Gaste sein so viel als sterben oder todt sein, und denselben Sinn hat es, wenn in der Egilssaga (S. 603) Thorgerdhr spricht: „ich werde kein Nachtmahl eher halten, als bei Freyja." Selbst noch in christlichen Zeiten konnte ein deutscher Ritter, welcher dem Tode nahe war, sagen (Livl. Chron. 9350): „ich werde noch heute Nachmittag im Himmel bei unserer Frau (Maria) speisen."

Mit diesem nordischen und deutschen Glauben hat J. Grimm bereits in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (B. 3, 348. 4, 544) den bekannten Ausspruch des Leonidas: „heute werden wir in der Unterwelt essen" zusammengehalten, und Funkhänel hat darnach im Philologus (3, 150) Sophocles Electra V. 96

πατέρ' ὃν κατὰ μὲν βάρβαρον αἶαν
φοίνιος Ἄρης οὐκ ἐξένισεν

so erklärt, daß Ares, der nicht nur ein Gott des Krieges, sondern auch der Unterwelt ist, die Todten bei sich bewirthet.

Ein weiterer Ausfluß dieser alten Vorstellung ist es, daß derjenige, welcher noch als Lebender in das Todtenreich oder in die Gesellschaft unterweltlicher Wesen geräth, sich hüten muß von den Speisen und

Getränken, die sie genießen, etwas zu kosten, weil er sonst auf immer der Unterwelt verfallen ist. Diese Anschauung tritt schon in der bekannten griechischen Sage von Persephone hervor, der es nicht gestattet wurde, ganz die Unterwelt zu verlassen, weil sie dort den Kern eines Granatapfels gegessen hatte. Sie findet sich, wenn gleich versteckt, in zahlreichen nordischen und deutschen Volkssagen und soll in Verbindung mit einigen verwandten Symbolen in dieser Abhandlung besprochen werden.

Wir knüpfen unsere Untersuchung zunächst und vorzugsweise an eine Sage, welche Saxo (VIII, 161) erzählt. König Gorm von Dänemark beschloß unter Führung des Thorkill den Aufenthalt des Riesen Geruthus (Geirödh) aufzusuchen, den, wie auch die jüngere Edda berichtet, Thorr mit einem glühenden Eisenkeile durchbohrt hatte. Auf dieser Fahrt, welche in den fernsten Nordosten geht und von Saxo ausführlich beschrieben wird, gelangen die Reisenden in das Land des Guthmundus (Godhmund), eines Bruders des Geirödh, der sie freundlich bei sich aufnimmt. Hinter seiner Freundlichkeit ist aber Tücke verborgen. Thorkill, der das weiß, warnt daher den König und seine Begleiter in folgender Weise. Er verbietet ihnen mit Godhmund und seinen Leuten zu reden, und räth ihnen, als sie in seinem Hause angekommen sind, sich der dargebotenen Speisen und Getränke zu enthalten; sie sollen sich auch abgesondert von den Einheimischen setzen und keinen von ihnen berühren. Wer von den vorgesetzten Speisen koste, der verliere die Erinnerung an die Vergangenheit und müsse immer inter horridos monstrorum greges bleiben. Die Gefährten befolgen zum Verdrusse des Godhmund den gegebenen Rath und essen nur von der Speise, die sie mitgebracht haben. Godhmund bietet darauf dem König Gorm eine seiner Töchter zur Ehe an und erlaubt den Leuten sich an seinem Hofe nach ihrem Gefallen Gattinnen zu wählen. Vier Dänen folgen der Verlockung, verlieren aber alsbald die Erinnerung an die Vergangenheit. Godhmund ladet nun die Reisenden ein die schönen Früchte in seinem Garten sich schmecken zu lassen; als aber auch dieser Versuch sie zu verlocken fehl schlägt, begleitet er sie bis an die Grenzen seines Reiches. Bei der Rückkehr verliebt sich Buchi, einer von den Gefährten, in Godhmunds Tochter. In Folge dessen verliert er die Erinnerung an die Vergangenheit und ertrinkt, als er den König Gorm bei seiner Abreise begleitet.

Hiernach erscheint das Land des Godhmund als ein zauberhaftes und verführerisches. Es werden demjenigen, der dahin kommt, Genüsse

verschiedener Art geboten; wer sich aber dazu verleiten läßt und auch nur mit seinen Bewohnern durch Rede oder Berührung in Gemeinschaft tritt, muß immer dort bleiben. Ließe sich nun erweisen, daß dieses Land des Godhmund ursprünglich eine Unterwelt, ein Todtenland wäre, so würde sich nicht nur eine Parallele zu dem Griechischen Glauben ergeben, daß man die Speisen, welche die Unterwelt bietet, nicht genießen darf, wenn man ihr nicht verfallen will, sondern wir würden auch durch die Erzählung des Saxo ähnliche symbolische Züge in deutschen Volkssagen verstehn lernen.

Von Godhmund hat neulich Rußwurm in W. Zeitschr. 1, 430 bemerkt, daß er schwerlich mythisch sei, und Saxos Erzählung als eine spätere in den Hauptpunkten erfundene dargestellt. Es ist dafür aber nur angeführt, daß die Edden den Godhmund nicht nennen. Dieser Grund könnte nur dann Bedeutung haben, wenn die Edden eine Darstellung des gesammten nordischen Volksglaubens gäben, was bekanntlich nicht der Fall ist. Zudem ist es ein anerkannter Grundsatz in der Mythologie, daß auch eine verhältnismäßig späte Quelle (Saxos Werk ist aber älter, als die jüngere Edda) Mythisches enthalten kann, das vielleicht in höhere Zeiten hinauf reicht, als der Bericht der ältesten schriftlichen Quellen. Was mythisch und alt ist, darüber werden wir vorzugsweise durch das V e r s t ä n d n i s der Sagen Aufschluß gewinnen.

Godhmund erscheint nun auch in andern nordischen Erzählungen. Wir sehen hier von der Sage von Thorstein ab, welche Rußwurm a. a. O. besprochen hat, und bemerken nur, daß er in der Hervararsaga als der Beherscher eines glücklichen Landes erscheint, in dem Krankheit, Alter und Tod unbekannt sind. Die Heiden verlegten dahin den Sitz der Unsterblichkeit und verehrten Godhmund nach seinem Tode als einen Gott.

Verschiedene Sagen von einem glücklichen Lande kommen auch sonst im Norden vor (D. Mythol. 783); sie sind nicht erst aus den südlichen Erzählungen von den herrlichen Ländern an dem Ende der Welt in den Norden gebracht, sie beruhen vielmehr auf einer alten mythischen Anschauung.

In den heidnischen Vorstellungen von dem Aufenthalte der Todten durchkreuzen sich nemlich mehrfach zwei ganz verschiedene Ansichten. Nach der einen ist der Aufenthaltsort der Abgeschiedenen ein öder und trauriger, nach der andern ist er äußerst angenehm und lieblich. Hieraus sind später Scheidungen von verschiedenen Räumen entstanden, von denen der eine traurig, der andere erfreulich erscheint. So steht, um

nur einiges anzuführen, in dem griechischen Heidenthume der düstere Hades den Inseln der Seligen gegenüber, und in dem Hades unterscheidet man ein Elysium und einen Tartarus. Die deutsche heidnische Sage kennt eine grüne Wiese als Aufenthalt der Guten, die bei Saxo ein Theil der Unterwelt ist (oben S. 339). Das skandinavische Heidenthum hat Walhall, die Unterwelt Odhins [1]), zu einem freudenreichen Aufenthalte gemacht, während das Reich der Hel dunkel und unerfreulich ist. Daneben besteht nach der nordischen Anschauung Gimill, der Aufenthalt der Gerechten.

Dieser Gegensatz, wornach die Unterwelt als öde und traurig, dann aber wieder als ein Land voll Reize erscheint, zeigt sich nun auch in der Sage von Thorkills Fahrt zu Geirödh so deutlich wie möglich neben einander. Das Land des Godhmund ist, wie aus dem oben Angeführten erhellt, ein freundliches und reizendes, macht sich aber doch schon dadurch als die Unterwelt kenntlich, daß derjenige, der sich seinen Reizen hingibt, nicht in seine Heimat zurückkehrt, d. h. aus dem irdischen Leben scheidet. Das Gebiet des Geirödh dagegen, welches unmittelbar daran stößt, ist in jeder Hinsicht unerfreulich und düster. Die Reisenden kommen zunächst in eine schwarze Stadt, die einer dunkeln Nebelwolke gleicht (oppidum vaporanti maxime nubi simile). Sie ist von Pfählen umgeben, auf denen abgeschnittene Menschenhäupter stecken; böse Hunde, die beschwichtigt werden müssen, bewachen den Eingang in das enge Thor, zu dem man auf Leitern gelangt. Die Stadt selbst ist voll von Gespenstern. Geirödh wohnt in einem steinernen Hause, das mit einem stinkenden Dunste angefüllt ist. Die Wände sind voll Ruß und Schmutz, der Boden ist mit Schlangen und allerlei Unrath bedeckt; Gespenster (exanguia monstrorum simulacra) sitzen wie todt auf eisernen Stühlen.

Daß hier nur ein Bild der Unterwelt gegeben wird, erhellt schon daraus, daß die Stadt von Geistern bewohnt ist. Zudem ist fast jeder

---

[1]) Ich gebrauche das Wort Unterwelt in dem Sinne, daß ich ganz im allgemeinen den Aufenthalt der Todten damit bezeichne, mag nun dieser in der Tiefe oder in der Höhe gedacht werden. Ich nenne auch jede Gottheit, welche Todte bei sich aufnimmt, eine Unterweltsgottheit, ohne sie darum andern so gegenüber zu stellen, wie man in der griechischen Mythologie die chthonischen Götter von den olympischen gesondert hat. Dieser hergebrachte Unterschied, den auch Gerhard noch festhält, sollte freilich auch schon aufgegeben sein, da er in dieser Weise unbegründet ist. Manche von den so genannten olympischen Göttern sind zugleich auch chthonische.

einzelne Zug der Beschreibung der Art, daß er in den Mythen von der Unterwelt der Hel oder in nordischen und deutschen Sagen und Märchen ähnlich wiederkehrt, in denen die Unterwelt versteckt erscheint. Da indes die Verfolgung dieser Züge hier zu weit führen würde, machen wir nur darauf aufmerksam, daß die Reisenden Geirödh an diesem öden Orte mit durchbohrtem Körper und seine Töchter mit durchbrochenen Rücken erblicken, sie also in dem Zustande sehen, in welchem sie noch als Todte fortleben. Der Riese, den Thorr durch den Wurf mit dem glühenden Eisenkeile durchbohrt zur Hel gesandt hat, weilt natürlich in der Unterwelt. Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Reiseziel des Thorkill und seiner Gefährten eben so die Unterwelt ist, wie bei der von Saxo gleichfalls erzählten zweiten Fahrt, wo er, da König Gorm wissen wollte, in welchem Zustande die Seelen nach dem Tode sich befänden, in das Reich des Ugarthilokus (Loki) dringt. Es ließe sich selbst die Vermutung begründen, daß die beiden Reisen des Thorkill ursprünglich nur Theile einer und derselben Fahrt in die Unterwelt waren.

Noch ist Folgendes hervorzuheben. Von dem Aufenthalte des Geirödh ist das Land des Godhmund durch einen Fluß getrennt, über den dieser die Reisenden geleitet. Als Godhmund sie zu seiner Wohnung führt, erblicken sie einen Fluß, über den eine goldene Brücke führt, und wollen darüber gehn, aber sie erfahren, daß durch diesen Fluß der Aufenthalt der Menschen von der Geisterwelt getrennt werde (eo alveo humana a monstrosis rerum secrevisse naturam), und daß die Sterblichen nicht darüber dürften. Entweder sind nun beide Flüsse an dem Gebiete des Godhmund dieselben, so daß dann das Land des Geirödh geradezu als eine Todtenwelt bezeichnet würde, zu welcher den Lebenden der Zutritt versagt ist, oder wenn man das nicht annehmen will, so liegt doch, was für unsere Untersuchung dieselben Schlüsse gestattet, das Land des Godhmund an den Grenzen der Unterwelt, es bildet einen Theil, gleichsam den Vorhof derselben, und die Sagen, welche sich daran heften, dürfen mythologisch eben so angesehen werden, als würden sie von der Unterwelt selbst erzählt.

Thorkill und seine Begleiter dürfen also in dem Lande des Godhmund nicht essen, nicht trinken, mit den Bewohnern desselben nicht sprechen und sie nicht berühren, weil dieses eine Unterwelt ist. Dadurch fällt nun Licht auf viele deutsche Volkssagen, in denen dieselben Punkte als höchst gefährlich hingestellt werden. Namentlich spricht die deutsche Sage es klar aus, daß ein Lebender, der mit den Geistern verstorbener

Menschen in Verkehr kommt und dabei nicht die nöthige Vorsicht beobachtet, dem Tode verfallen ist. Wir lassen aus den vielen Erzählungen, die hierher gehören, eine Auswahl folgen.

Daß man mit Todten nicht essen, auch die von ihnen dargebotenen Speisen und Getränke nicht annehmen soll, zeigen folgende Sagen. Eine Erzählung bei Müllenhoff 236 berichtet: Ein Todtengräber ladet einen Todten zu Gaste, der auch kommt, bei ihm ißt und trinkt und ihn auf den folgenden Abend zu sich einladet. Der Todte führt den Lebenden in ein wunderschönes Gemach, neben welchem ein anderes sich befindet, aus dem eine herrliche Musik (oben S. 357) ertönt. In dieses sieht er viele seiner Verwandten gehn, die ihm aber auf seine Fragen keine Antwort geben. Als er nach seiner Meinung eine Stunde in dem Zimmer zugebracht hat, kommt der Todte wieder und führt ihn zurück. Als der Todtengräber zu Hause gekommen ist, kennt man ihn nicht und es zeigt sich, daß er sechshundert Jahre ausgeblieben ist. Er genießt das heilige Abendmahl und stirbt. Man vergleiche dazu Ostpr. S. 127, wo ein Edelmann Diebe, die an den Galgen gehängt sind, zu Gaste ladet. Sie erscheinen, essen bei ihm und laden ihn darauf über vier Wochen vor Gottes Gericht. An dem bestimmten Tage kommt der Edelmann unschuldig an den Galgen. Obgleich die Sage hier eine andere Wendung bekommen hat, so klingt der alte Glaube, daß es gefährlich ist, Todte zu Gaste zu bitten, doch noch durch. Andere Erzählungen berichten von Geistern, die sich zu einem Mahle versammelt haben; auch hier muß der Sterbliche sich hüten, von ihren Speisen oder Getränken etwas zu genießen. Nach Schöppner 1064 holt die Magd eines Pfarrers von den Geistern, welche nächtlich in der alten Burg Wallenroden beim Mahle sitzen, auf Geheiß ihres Herrn einen Krug Wein. Der Pfarrer, welcher davon trinkt, ist am andern Morgen todt. — Die Tochter eines Wirthes in der Gegend des Rodensteins wird Abends von einem stattlichen Ritter auf eine prächtige Burg geführt, in der geputzte Ritter und Frauen tanzen und zechen. Das Mädchen bittet um einen Trunk. Der Ritter verweigert ihn mit den Worten: „trinke nicht; du kannst nicht trinken, was wir trinken." Sie leert dennoch einen Becher, worauf sie ohnmächtig nieder sinkt und sich am Morgen darauf allein in den Trümmern der Burg Rodenstein findet. Nach drei Tagen stirbt sie. Nodnagel in W. Zeitschr. 1, 32. — Sehr bekannt ist die D. S. 176 und Müllenhoff 295 mitgetheilte Sage von einem Edelmanne, der zu Flensburg in einem Zimmer übernachtet, das nicht geheuer ist. Nachts

erscheint eine Gesellschaft von Geistern, welche sich an eine glänzend gedeckte Tafel setzen und ihm aus einem silbernen Becher zutrinken. Der Edelmann trinkt nicht und ruft Gottes Beistand an; da ist plötzlich der Spuk verschwunden, nur der Becher bleibt zurück. Die Sage verschweigt, was wir nach Analogie der andern Erzählungen hinzusetzen können: hätte er getrunken, so wäre er dem Tode verfallen. Vgl. noch D. S. 278, ferner 106, wo die Geister im Helfenstein zu trinken bieten, Bechstein Thür. S. 1, S. 145. Fränk. S. 161. Meier M. 32. 50.

Es ist aber auch gefährlich, mit Geistern von Abgeschiedenen zu sprechen oder sie zu berühren. Nach D. S. 528 wird der Freiherr Albrecht von Simmern auf der Jagd durch einen Hirsch tief in den Wald gelockt. Dort erscheint ihm ein Mann von schrecklicher Gestolt und führt ihn in ein glänzendes, mit vielen Leuten angefülltes Schloß, nachdem er ihm gesagt hat: „laß dich ihr Schweigen nicht befremden, dagegen rede auch nicht mit ihnen." Er sieht darauf die Geister seiner Vorfahren anscheinend bei einem fröhlichen Mahle versammelt; nachher verwandelt sich alles in Feuer, Pech und Schwefel. — Der Mönch, der Aigener in den Untersberg führt (Schöppner 5), räth ihm mit den Geistern, die darin hausen, nicht zu sprechen; eben so wird Meier M. 50 davor gewarnt mit Geistern zu reden. D. S. 285 (vgl. DMS. 402) wird berichtet, wie ein Gespenst die Brust eines Mädchens berührt, wovon diese schwarz wird und das Mädchen nach drei Tagen stirbt. Noch gehört D. S. 527 hierher, wo nach dem jetzt von Keller in drei Bearbeitungen herausgegebenen alten Gedichte des Wirtembergers puoch Folgendes erzählt wird. Ulrich, Dienstmann von Würtemberg, findet, als er zum Jagen ausgeritten ist, im Felde eine große Schar von Männern und Frauen, die schweigend dahin reiten und ihm auf seinen Gruß nicht danken. Eine ernste Frau, die zuletzt kommt, eröffnet ihm, daß sie schon vor dreißig Jahren gestorben sei und daß die Leute, die er gesehen, nicht mehr dem irdischen Leben angehören. Sie führt ihn darauf in ihre Gesellschaft, warnt ihn aber von den Speisen, die ihm geboten werden sollten, etwas anzunehmen. Die Geister lassen sich vor einer prächtigen Burg zu einem herrlichen Mahle nieder. Der Ritter hebt einen gebratenen Fisch von der Tafel, wovon ihm alsbald seine Finger verbrennen. Auf das Mahl folgt ein Turnier; auch dem Ritter bietet man ein Pferd, er nimmt es aber nicht an. Als darauf der Tanz beginnt, bietet er der Frau die Hand, fällt aber alsbald wie todt nieder. Die Geister bieten ihm zu trinken, doch

die Frau bewahrt ihn davor und macht ihn wieder gesund. Die ganze Erscheinung wird als eine höllische Wirthschaft geschildert: wir erkennen darin das Geistermahl, dem wir schon vorher begegnet sind, und das unten noch einmal in einer andern Form erscheinen wird.

Hierher gehört noch der weit verbreitete Glaube, wovon unsere Sagen mehrere Beispiele liefern, daß man einem Geiste die Hand nicht geben darf, weil diese dann schwarz wird und abfällt; man reicht ihnen deshalb einen Stock, den Zipfel der Schürze u. dgl. Auch gilt es überhaupt für gefährlich einen Geist anzureden (Bechstein Thür. S. 2, 98); man darf selbst nichts davon sagen, wenn man Geister gesehn hat (Bechstein fr. S. 1, 143. M. S. S. 184. 185). Wer solche gesehn hat, lacht nicht wieder (Baader 280. Meier 319), ja es kann ihr Anblick tödten (Harrys 1, 19). Wiederum sprechen die Geister ihrerseits gewöhnlich nicht [1]), und man muß sie erst durch Beschwörung zur Rede bringen; auch lachen sie nicht [2]). Beides erklärt sich dadurch, daß der Tod ernst und stumm macht.

Haben wir nun, von jener nordischen Odyssee bei Saxo ausgehend, gezeigt, wie das, was in der Unterwelt des Godhmund für gefährlich galt, Essen, Trinken, Sprechen, Berührung eben so in dem Verkehr mit Seelen der Verstorbenen Tod und Verderben bringt, so können wir umgekehrt auch folgenden Schluß machen: wo in Sagen von mythischen Wesen des Heidenthums dieselben Symbole in demselben oder einem ähnlichen Zusammenhange erscheinen, da sind diese als unterweltliche gezeichnet, sie stehn mit Tod und Unterwelt in Verbindung. Das ist nun zunächst bei den Wassergeistern der Fall.

Bei den Wassergeistern läßt sich freilich nur das eine Symbol nachweisen: man darf ihre Speisen und Getränke nicht genießen, sonst

---

[1]) Vgl. z. B. M. S. 78. 123, besonders aber das Märchen bei Pröhle 25, wo auf dem grünen Platze vor der Hölle, d. h. in der Unterwelt, mehrere Menschen sich befinden, welche nicht sprechen. Damit halte ich zusammen, daß die Zwerge das stille Volk genannt werden, ein Vergleich, der durch das Folgende gerechtfertigt wird.

[2]) De resurgentibus dicitur, quod ridere non soleant. Caesarius Heisterb. 1, 32. In Beziehung auf die geisterhafte Frau, welche Ulrich von Würtemberg erscheint, heißt es in dem alten Gedichte S. 12:

Der ritter sah die frau an,
Vil sêr er zweifeln began,
Ob si icht lachen wolte,
Des si nicht tuen wolte.

bleibt man in ihrer Gewalt, was folgende Sagen zeigen. Die Tochter eines Ritters von der alten Burg Schwarzach wurde einst, als sie am See auf der Wiese spielte, von einer großen Schlange, die aus einem Felsen kam, in den See gezogen. Der Vater ging täglich ans Ufer und klagte. Eines Tages hörte er eine Stimme aus dem See und vernahm deutlich die Worte: „ich lebe, mein Vater, bin aber an die Wasserwelt gebannt; lange habe ich mich gewehrt, aber der erste Trunk hat mich um die Freiheit gebracht; hüte dich vor diesem Trunke.“ Der Vater blieb traurig stehn, da traten zwei Knaben zu und reichten ihm aus einem goldenen Becher zu trinken. Er kostete ihn kaum, so stürzte er in den See und sank unter. D. S. 305. — Eine Frau aus Köpenik hat ihre Tochter verloren. Nach zwei Tagen findet sie sie in dem Teufelssee, wo sie halb im Moore steckt. Sie ist frisch und gesund und erzählt, wie ein alter freundlicher Mann jeden Mittag aus dem See gekommen sei und ihr schönes Essen gebracht habe. Sie geht darauf mit ihrer Mutter zu Hause, wird aber bald krank, weil sie sich nach dem See sehnt. Nach wenigen Tagen stirbt sie; der Wassermann hatte es ihr angethan. M. S. 114. — Wir dürfen schon aus diesen wenigen Beispielen [1]) den Schluß ziehen, daß die Wassergeister mit der Unterwelt in Verbindung stehn, da, wie bereits altd. Rel. 376. 399 gezeigt ist, nach dem deutschen Glauben der Grund der Gewässer als ein Aufenthaltsort für Todte, zunächst Ertrunkene erscheint.

Nordische Sagen und Volkslieder wissen auch mehrfach von Bergtrollen und geisterhaften Jungfrauen zu erzählen, die Sterbliche aus einem Horn trinken lassen, wodurch sie Vater und Mutter, Himmel und Erde vergessen [2]). Die Bedeutung ist hier dieselbe: durch den Trank werden sie an die Geister der Unterwelt gefesselt. Dazu ist die deutsche Sage von dem Oldenburger Horne (D. S. 541. Ndd. S. 314) zu halten, welche berichtet, wie dem Grafen Otto von Oldenburg eine Jungfrau, welche plötzlich aus dem Osenberge trat, ein Horn bot und

---

[1]) Nach einem schlesischen Volksliede (bei Hoffmann 1; vgl. Simrock 1) hat die schöne Hannelo sieben Jahre bei dem Wassermanne gewohnt. Sie erhält die Erlaubnis ihre Eltern zu besuchen. Als sie bei ihnen den ersten Bissen ißt, fällt ihr ein Apfel in den Schoß. Als dieser ins Feuer geworfen ist, erscheint plötzlich der Wassermann, mit dem sie aus Liebe zu ihren Kindern zurückkehrt. — Durch das Essen auf der Oberwelt gehörte sie dieser wieder an, und nur ein freiwilliger Entschluß kann sie in die Tiefe zurückführen.

[2]) Vgl. D. Mythol. 391. 1055.

ihn daraus trinken hieß. Dem Grafen gefiel das Getränk darin nicht, daher schüttete er es aus. Einige Tropfen davon benetzten sein Pferd; wo sie hinfielen, gingen diesem die Haare aus. Hier wird also das Getränk unterweltlicher Mächte als ein giftiges, verderbliches dargestellt, was in den Sagen von Zwergen wiederkehrt, zu denen wir uns jetzt wenden.

Die Zwerge stehn als nächtliche Wesen (oben S. 353), als solche, die den Menschen den Tod bringen können, gleichfalls mit der Unterwelt in Verbindung. Daher darf man denn auch die Speise der Unterirdischen nicht genießen. Ein Mann und eine Frau essen von einem Kuchen, den Zwerge gebacken haben, in Folge dessen sind sie nach drei Tagen todt. Herrlein S. 35. 36. Aehnliches wird N. S. 181 berichtet; vgl. auch Börner S. 209. — Ein Bauer, dem ein Geist (es ist ein Zwerg) auf sein Verlangen einen Kuchen hingestellt hatte, war so klug, ein Stück davon seinem Hunde vorzuwerfen, der sogleich todt niederstürzte, als er es verschlungen hatte. DMS. 403. — Ein Mann, der den verschütteten Eingang zu der Wohnung eines Unterirdischen hergestellt hatte, wird von diesem zu Gaste geladen. Er schlägt aber in der Wohnung der Zwerge die dargebotene Bewirthung aus und nimmt nur ein Butterbrot mit, das er, als er oben angekommen ist, gegen einen Pfahl wirft. Am andern Morgen findet er, daß es kohlschwarz und dick aufgequollen ist. Hätte er es gegessen, wird hinzugesetzt, so wäre er gestorben. Müllenhoff 409. — Einem Jungen wird von den Unterirdischen ein Butterbrot an die Ferse geworfen, die von der Zeit an welk wird. Das. 393. — So wird auch der Gräfin von Ranzau, als sie zu der in Kindesnöthen liegenden Zwergin geführt wird, gerathen, sie möge sich hüten von dem, was ihr etwa geboten würde, zu essen. Das. 443, 2; vgl. D. S. 41. 68. Bei Meier 67 sagt das Erdmännchen zu der Hebamme, die seine Frau entbunden hat, „unser Essen und Trinken schmeckt euch doch nicht, deshalb will ich dir etwas anderes geben." Dagegen können auch Zwerge die menschliche Kost nicht vertragen. Colshorn 53. — Mehrfach wird auch, analog der Sage von dem Oldenburger Horne, von Bechern erzählt, aus denen Unterirdische zu trinken bieten. Derjenige, der zum Trinken aufgefordert wird, gießt das Getränk aus und bemerkt nachher, daß einzelne Tropfen desselben dem Pferde die Haare weggebrannt haben. Müllenhoff 402; vgl. 403. 506. — Nach einem schwedischen Märchen bei Cavallius S. 355 bieten Däumlinge einem jungen Manne ein Goldhorn; er trinkt daraus, versinkt aber in demselben Augenblicke mit

seinem Pferde in die Erde und wird in Stein verwandelt. Daß man mit Zwergen auch nicht sprechen darf, zeigt folgende Sage bei Müllenhoff 457: Ein junger Mensch, der im Freien schlief, hörte die lieblichste Musik (oben S. 357) um sich und erblickte zwei Elbinnen, welche einen Versuch machten, ihn zum Sprechen zu bringen; aber er wuste, daß Gefahr dabei wäre, und schwieg [1]).

Dazu stellen wir noch folgende Meinungen, die in dem deutschen Volksglauben verbreitet sind. Wechselbälge, die als Kinder der Zwerge der Unterwelt angehören, sprechen, lachen und essen nicht. Müllenhoff 424. — Wer andern von Bergmännchen, die er gesehen hat, auch nur erzählt, muß bald sterben. DMS. 76. — Begebenheiten, die man mit Zwergen gehabt hat, darf man nicht ausplaudern (D. S. 29), namentlich auch nicht von den Gaben erzählen, die sie verliehen haben (oben S. 352). Die Berührung der Zwerge, selbst ihr Blick kann Krankheit und Tod herbeiführen (D. Mythol. 424. 425). Wir erinnern daran, daß, wie oben gezeigt ist, zum Theil dieselben Meinungen in Beziehung auf die Geister der Abgeschiedenen herschen.

Wir wollen nun sehen, ob nicht in der spätern deutschen Sage sich die besprochenen symbolischen Züge auf solche Wesen übertragen haben, die ursprünglich dem Heidenthume fremd waren. Es kommen hier besonders Volksüberlieferungen vom Teufel in Betracht, der als Fürst der Hölle, welche in ihrem Namen noch den Zusammenhang mit der nordischen Unterweltsgöttin Hel bewahrt, Sagen auf sich gesammelt haben kann, wodurch er unterweltlichen Wesen des Heidenthums gleich gestellt wird. Nach unserer Ansicht würde von diesem Standpunkte aus auf manches, was von dem Teufel erzählt wird, mehr Licht fallen, als wenn man ihn, was allerdings auch richtig ist, mit den heidnischen Riesen zusammenstellt. Doch betrachten wir nur das, was mit dem Zwecke dieser Abhandlung zusammenhängt.

Der Teufel ist der Gastgeber der verdammten Seelen, wie nach dem nordischen Glauben die Todten bei Odhinn zu Gaste sind. Daher bietet er nach einer verbreiteten Sage den in die Hölle gelangenden zunächst einen Trunk aus einem Becher, durch dessen Genuß sie ihm und der Hölle verfallen [2]). Dieser Glaube steht mit der alten deutschen

---

[1]) Auch die irische und englische Sage berichtet, daß man in dem Lande der Elfen nichts von ihrer Speise essen, auch nicht sprechen soll, sonst muß man immer darin bleiben. Vgl. z. B. Erin 6, S. 228. 398.

[2]) Nur einige Stellen aus Cäsarius von Heisterbach: poculum infernale ei propinantes 12, 10. Vgl. 2. 40. 41.

Sitte in Zusammenhang, daß ein ankommender Gast durch einen dargebotenen Becher willkommen geheißen wird. Man kann ihn auch mit dem nordischen Mythus zusammenstellen, wornach die Valkyrien den Helden in Walhall zu trinken bieten, ohne daß man darum nach einer sonst beliebten Weise anzunehmen braucht, daß der Teufel hier an die Stelle der Valkyrien getreten sei [1]).

Man darf aber auch mit dem Teufel und seinem Gesinde nicht essen, wenn man nicht der Hölle verfallen will. Nach DMS. 313 führt der Teufel einen Soldaten in einen Keller, wo er eine mit den köstlichsten Speisen besetzte Tafel sieht, an welcher verschiedene Gäste sitzen. Man nöthigt ihn mitzuessen, er weigert sich aber und kommt mit dem Leben davon. Ostpr. S. 146 wird ein Schuhmacher dazu gebracht, an einem Teufelsgelage Theil zu nehmen. Als es beendet ist, sagt der Teufel zu ihm: „Du hast mit mir gegessen und getrunken; du must bei mir bleiben." Bei Bosquet S. 297 wird ein Spielmann von dem Teufel in die Hölle geführt; er genießt, wie ihm vorher gerathen ist, von den ihm vorgesetzten Speisen nichts, stirbt aber doch einige Tage nachher.

Das Sprechen in der Behausung des Teufels ist gleichfalls gefährlich. Haupt theilt in seiner Zeitschrift (7, 522) eine Sage aus dem elften Jahrhundert mit, wo ein gewisser Vollarg von dem Teufel in seine Wohnung geführt, aber vorher gewarnt wird, er solle sich mit seinen Mannen in keinen Verkehr und in kein Gespräch einlassen. Die Fremden haben hier denselben Anblick, wie bei dem Geistermahle; eine Tafel ist mit den köstlichsten Speisen besetzt und alles ist prächtig, obgleich es, wie sich nachher ergibt, nur Schein ist. So werden wir denn auch einige Sagen von Hexen hierher ziehen dürfen, mit denen die Gemeinschaft eben so gefährlich ist, weil sie mit dem Teufel im Bunde stehn. Es kommen viele Erzählungen vor, nach denen ein Mensch in die Versammlung schmausender Hexen geräth. Man bietet ihm einen Trunk, der aber Verderben bringt, wie die Speisen und Getränke der Geister, Wasserwesen und Zwerge. Die Sage spricht das aber nur selten deutlich aus. Nach Ndd. S. 33 darf man den Hexentrank nicht annehmen, weil er vergiftet ist; das. 337 wird er dem Pferde zwischen den Ohren durch gegossen, ein Zug, dem wir oben ähnlich begegnet sind, obgleich hier nicht hinzugesetzt wird, daß dem

---

[1]) Zu vergleichen ist auch der griechische Glaube an den Trank aus der Lethequelle, der bewirkt, daß die Seelen das irdische Leben vergessen.

Thiere die Haare versengt wurden. Gewöhnlich spricht der Mensch, wenn ihm von den Hexen Trank oder Speise geboten wird, den Namen Gottes aus oder macht das Zeichen des Kreuzes, worauf der Spuk verschwindet. Vgl. DMS. 151. N. S. 246. 383. 384. Müllenhoff 294 u. m.

Hier zeigt sich also der letzte Rest des alten Glaubens, der den Verkehr mit unterweltlichen Wesen gefährlich darstellt, wenn gleich schon in verblaßter Gestalt. Wir können noch folgende Züge des Volksglaubens hierher rechnen. Der Anblick des Teufels macht krank und tödtet [1], wie der Anblick eines Geistes und der böse Blick der Hexe (D. Mythol. 1053). Auf die Fragen der Hexe darf man nicht antworten, auf ihre Anrede nicht danken (das. 1056); nach Müllenhoff 290 wurde ein Mann, der eine Hexe angeredet hatte, augenblicklich getödtet. Ein Knabe, der dem Teufel zugeeignet war, wird dadurch von ihm gerettet, daß er nicht lacht (Pröhle M. 21). Jede Gemeinschaft mit unterweltlichen Wesen muß geheim gehalten werden, wie Handlungen, durch welche man von ihnen etwas erlangen will, Zaubereien, stumm geübt werden müssen [2]. Von der Versammlung der Hexen, die man mitgemacht hat, darf man nicht reden, auch auf dem Rückwege kein Wort sprechen (Ndd. S. 154, oben S. 178). Der Freischütz darf sein Geheimniß nicht ausplaudern (Müllenhoff 493). Die Bräutigamsschau muß stumm geübt werden (DMS. 354). Will man einen Schatz heben, so darf man dabei nicht sprechen und lachen, sonst sinkt er in die Tiefe zurück.

Die symbolischen Züge, die wir in einer großen Zahl von Volkssagen verfolgt haben, zeigen eine noch tiefer eingreifende Bedeutung, wenn wir ihre Spuren in den Märchen aufsuchen. Hier hilft das Verständnis derselben oft dazu, den Mythus oder den Ansatz zu einem Mythus, den das Märchen enthält, zu verstehn [3]. Es gilt nemlich

---

[1]) Cäsar. Heisterb. 5, 30—33.

[2]) Der Zauberer steht nach dem neueren Volksglauben im Bunde mit dem Teufel, durch dessen Beistand er seine Werke vollbringt. Nach der heidnischen Ansicht bedarf er dabei der Hülfe unterweltlicher Gottheiten. Nach dem Glauben der Griechen war Hekate die Vorsteherin der Zauberei und eine Unterweltsgöttin, nach dem nordischen Freyja.

[3]) Die vielfachen mythischen Beziehungen des Märchens sind allerdings schon anerkannt, man ist aber bis jetzt mehr darauf ausgegangen, einzelnes Aeußerliche aus ihnen zu nehmen, als in seine Symbolik zu dringen, so einfach diese auch in vielen Fällen ist. Ein Irrthum hat auch hier gewaltet.

auch in dem Märchen Essen, Trinken, Sprechen, Berühren in den verschiedensten Verbindungen für gefährlich, und wir dürfen nun, auf unsere bisherige Untersuchung gestützt, den Satz aufstellen, daß da, wo dieses vorkommt, ein Gegensatz von Unterwelt und Oberwelt besteht. Wir müssen uns aber hier damit begnügen, ohne auf den Inhalt der einzelnen Erzählungen einzugehn, nur die verschiedenen Formen hervorzuheben, in welchen sich das Märchen ausspricht.

Zwei Formen treten hier hervor; die erste ist folgende. Dem Helden des Märchens wird eine gefährliche Aufgabe gestellt, durch welche er seine künftige Gemahlin erhalten soll, oder diese aus der Gewalt dämonischer Wesen befreit. Genießt er dabei die Speise der unterweltlichen Mächte, so verfehlt er sein Ziel und ist selbst dem Tode verfallen. Sehr deutlich ist das in einem schwedischen Märchen bei Cavallius S. 265 ausgesprochen. Die Meerfrau schickt einen Prinzen, dem ihre Tochter zur Gattin bestimmt ist, vorher zu ihrer Schwester, um von dieser die Hochzeitskleider zu holen. Diese, die keine andere als eine Beherscherin der Unterwelt ist, sucht ihn dreimal zu verleiten, daß er Speise zu sich nehme, damit sie Gewalt über ihn habe; er widersteht aber der Versuchung und kehrt glücklich zurück. In einer zweiten Form desselben Märchens (S. 282) wird geradezu gesagt, daß der Genuß der Speise den Tod herbeigeführt haben würde. KM. 93 wird demjenigen, der die Prinzessin erlösen soll, von einer alten Frau Essen und Trinken geboten; er nimmt davon, verfällt in einen tiefen Schlaf und kann nun seine Aufgabe nicht vollbringen. Einen andern Zusammenhang, aber dieselbe symbolische Vorstellung zeigt das Märchen bei Müllenhoff S. 418, wo Hans für seine kranke Mutter Aepfel aus dem Garten der Riesen holt.. Als er selbst einen davon gegessen hat, verfällt er sogleich in einen tiefen Schlaf. Auch wenn man bei dem Erlösungswerke spricht, gedeiht es nicht zu einem guten Ende. So

---

Man sieht die Märchen zu sehr als Entstellungen von mythischen Erzählungen an, die früher ungetrübter waren. Es ließe sich leicht zeigen, daß das meistens nicht der Fall ist. Das Märchen ist dagegen oft noch in seiner jetzigen Gestalt der einfachste und ursprünglichste Ausdruck symbolischer Naturanschauungen, wie sie auch in Göttermythen vorkommen. Daher kann man es häufig als den Anfang einer Mythenbildung bezeichnen. Welche die ursprünglichen Träger dieser mythischen Anschauungen waren, das ist für das Verständnis des Märchens und die Mythologie als Wissenschaft minder wichtig, es wird sich auch in den meisten Fällen nicht ermitteln lassen. Wo es aber möglich ist, da wird es erst eine andere Art von Forschung lehren, als die jetzt herschende.

muß in dem ersten unserer Märchen der Prinz sich quälen lassen, ohne einen Laut von sich zu geben, ein Zug, der auch sonst wiederkehrt [1]). Das dritte Symbol zeigt sich deutlich in den beiden Märchen bei Wolf S. 30. 340, welchen in in unserer Sammlung N. 13 entspricht. Die Erlösung der verwünschten Jungfrauen in dem alten Schlosse wird dadurch vollbracht, daß ihre künftigen Gatten sie nicht berühren, obgleich sie sich zu ihnen ins Bett legen. Einer derselben gibt seiner Geliebten einen Kuß (S. 347), da sind alle Prinzessinnen verschwunden [2]).

Dieselben drei Symbole lassen die Märchen in einer andern, ganz entgegengesetzten Form erkennen. Wenn der Held das Nöthige gethan hat, um die verwünschte oder von feindlichen Dämonen zurückgehaltene Jungfrau zu erlösen, so darf er, ehe die Vermählung vollzogen ist, mit den Seinigen nicht essen, nicht trinken, sie nicht berühren, sonst wird er seiner künftigen Gattin entfremdet, er vergißt sie. Wir fassen das so, daß er dann der Oberwelt wieder angehört, während seine künftige Gattin noch in der Unterwelt bleibt. In dem schon angeführten schwedischen Märchen (Cavallius S. 271) hat der Prinz durch seinen Dienst die Tochter der Meerfrau erworben. Als er zu seinen Eltern geht, warnt ihn seine Braut, von diesen irgend eine Speise anzunehmen; er kostet nur ein Pfefferkorn und vergißt in Folge dessen seine frühere Geliebte. Damit ist das norwegische (Asbjörnsen 2, 16) zu vergleichen, wo der Königssohn in dem Schlosse seines Vaters einen Apfel ißt und dadurch die Erinnerung an die Vergangenheit verliert. Hierher gehört auch der Zaubertrank, den die Mutter der Gudrun dem Siegfried gibt, wodurch er die aus der Waberlohe befreite Brunhilde vergißt. Wir haben diesen Zug der Nibelungensage schon früher mit den in deutschen Märchen vorkommenden zusammengestellt, wo die zweite Braut dem Helden einen Schlaftrunk reicht,

---

[1]) Z. B. Sommer M. 8. Wolf M. S. 222. Bei Meier M. 44 wird die Erlösung schon dadurch vollbracht, daß man mit den erscheinenden Geistern nicht spricht. So kann auch die Schwester ihre Brüder nur dadurch erlösen, daß sie Hemden für sie näht und sieben Jahre dabei stumm bleibt. Dagegen sind auch die weiblichen Wesen, die auf Erlösung aus der Unterwelt harren, stumm und lachen nicht. Vgl. Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage S. 99.

[2]) Vgl. Nibelungensage S. 55. Erst durch die vollzogene Vermählung ist die Befreiung aus der Unterwelt vollständig. Dadurch fällt auch auf die vielen Sagen von den weißen Jungfrauen ein Licht, die durch einen Kuß erlöst werden.

damit dieser die Klagen der ersten nicht höre oder die Erinnerung an die Vergangenheit verliere [1]). In ähnlichen Fällen kehrt die Gefahr des Sprechens wieder. KM. 127 vergißt der Königssohn seine frühere Braut, die ihn erlöst hat, weil sie mehr als drei Worte mit ihrem Vater spricht. Umgekehrt vergißt bei Cavallius S. 292 der Königssohn seine Braut, nachdem er nur zwei Worte gesprochen hat. Vgl. Asbjörnsen 2, 11. Endlich hat die Berührung, namentlich der Kuß, dieselbe Folge. Der Königssohn gibt bei seiner Rückkehr seiner Mutter einen Kuß, und verliert dadurch die Erinnerung an seine Geliebte [2]). In einem Märchen bei Pröhle N. 8 verbietet die verwünschte Prinzessin ihrem Befreier zu sprechen oder irgend Jemand zu küssen, weil er sonst sie vergessen würde [3]).

Da wir nun in vielen Sagen gefunden haben, daß nach dem deutschen Glauben in der Unterwelt das Essen und Trinken, das Sprechen, dann Berührung und Kuß die Folge hat, daß man dadurch ihrer Macht verfällt, so liegt die Vermutung nahe, ob nicht auch in der griechischen Mythologie, von der wir ausgingen, ähnliche Züge mit derselben Bedeutung wiederkehren. Einiges, das vielleicht hierher gehört, findet sich schon in der Odyssee. Zunächst könnte man die Sage von den Lotophagen hierher ziehen, die den Gefährten des Odysseus süßen Lotos zu kosten geben:

τῶν δ᾽ ὅστις λωτοῖο φάγοι μελιηδέα καρπόν,
οὐκέτ᾽ ἀπαγγεῖλαι πάλιν ἤθελεν, οὐδὲ νέεσθαι·
ἀλλ᾽ αὐτοῦ βούλοντο μετ᾽ ἀνδράσι Λωτοφάγοισιν
λωτὸν ἐρεπτόμενοι μενέμεν, νόστου τε λαθέσθαι.

Obgleich nun auch hier das Essen (des Lotos) das Vergessen der Heimat bewirkt, so bleibt die Parallele doch deshalb zweifelhaft, weil wir von den Lotophagen sonst nichts wissen. Deutlicher und schon von andern benutzt [4]) ist die Erzählung von Kirke, der Unterweltsgottheit, welche die Gefährten des Odysseus durch einen Zaubertrank in Schweine

---

[1]) Nibelungensage S. 61. Vgl. KM. 56. 113, auch Asbjörnsen 2, 11. S. 113.

[2]) KM. 113. Diesem Märchen entspricht das bei Asbjörnsen 2, 16, wo der Biß in einen Apfel dieselbe Folge hat.

[3]) Vgl. noch Müllenhoff S. 400, wo er seine frühere Braut küßt, und Wolf M. 294, wo er nur von seinem Pudel beleckt wird. Dann auch den Kuß, durch den Theophilus sich dem Teufel ergibt; Sommer de Theophili cum diabolo foedere S. 7.

[4]) Ares von H. D. Müller S. 109.

verwandelt, ἵνα πάγχυ λαθοίατο πατρίδος αἴης. — Doch wir überlassen denjenigen, die sich mit der griechischen Mythologie besonders beschäftigen, diese Vermutungen zu widerlegen oder sie durch die Erklärung ähnlicher Sagen zu bestätigen.

II.

Die Fahrt in den Osten.

Mehrere deutsche Sagen berichten von einem Helden, der lange Zeit in einem fernen Lande, gewöhnlich im Oriente, weilt. Seine zurückgelassene Gattin hält ihn für todt und will sich schon mit einem Andern vermählen; da kehrt der todt geglaubte Gemahl auf eine wunderbare Art schnell zurück und gibt sich ihr als lebend zu erkennen. Unter den Sagen, welche hierher gehören, nimmt die bekannte von Heinrich dem Löwen, deren Quellen zuletzt Gödeke in seinem Reinfried von Braunschweig (S. 75) besprochen hat, wegen ihrer Vollständigkeit die erste Stelle ein. Wir theilen sie nach dem in Maßmanns Denkmälern S. 122 gedruckten alten Gedichte von Michel Wyssenhere mit, das freilich nur ganz allgemein von einem Fürsten von Braunschweig, nicht von Heinrich dem Löwen spricht. Diesem Fürsten träumte einst, daß er das heilige Grab besuchen solle. Vergebens sucht ihn seine Gemahlin von diesem Unternehmen abzubringen. Er nimmt von ihr Abschied und läßt ihr zum Andenken die Hälfte seines Ringes. Nach vielen Abenteuern in dem fernen Oriente, die wir hier übergehn, kommt er unter das wütende Heer, wo die bösen Geister ihre Wohnung haben. Einen derselben, der ihm begegnet, beschwört er, ihm zu sagen, wie es zu Hause um sein Weib und seine Kinder stehe. Der Geist antwortet: „Braunschweig, du sollst wissen, deine Frau will einen andern Mann nehmen.“ Da beschwört ihn der Fürst, daß er ihn und seinen Löwen zu seinem Schlosse bringe. Der Geist willigt unter der Bedingung ein, daß der Fürst ihm gehören solle, wenn er ihn schlafend finde, sobald er den Löwen nachbringe. Darauf führt er zuerst den Fürsten schnell durch die Luft vor seine Burg; als er mit dem Löwen kommt, findet er ihn entschlafen. Aber das Thier brüllt

so laut, daß der Fürst erwacht. Als er zu den Seinigen kommt, steht er da mit langen Haaren umhangen, als ob er ein wilder Mann wäre. Niemand erkennt ihn, auch seine Gattin nicht. Als diese ihm nun bei dem Hochzeitsmahle zu trinken bietet, läßt er den halben Ring in das Glas fallen, worauf sie ihn wieder erkennt und um Verzeihung bittet.

Das ist der Hauptinhalt der merkwürdigen Sage, mit welcher Wackernagel und Gödeke bereits das noch ältere Gedicht von Reinfried von Braunschweig zusammengestellt haben. Auch dort geht der Held in den Orient und läßt vorher seiner Gattin die Hälfte eines Ringes zurück. Doch ist das Gedicht unvollendet, so daß wir einen ähnlichen Schluß nur errathen können. Wir erkennen aber die Grundzüge der Sage in mehreren anderen Erzählungen wieder, die sich fast nur durch Anknüpfungen an andere Personen und Oertlichkeiten, so wie durch einige Nebenumstände unterscheiden.

Zunächst kommt die Sage von Gerhard von Holenbach in Betracht, welche Cäsarius von Heisterbach (8, 59) erzählt. Dieser verehrte den Apostel Thomas so, daß er keinem Armen, der in seinem Namen ihn um eine Gabe bat, etwas abschlug. Eines Tages bittet ihn der Teufel in Gestalt eines Pilgers in dem Namen des Apostels um gastliche Aufnahme. Er gewährt sie und gibt dem Fremden für die Nacht einen Mantel, mit dem dieser am folgenden Tage verschwunden ist. Später beschließt Gerhard nach Indien zu dem heiligen Thomas zu wallen. Bei dem Abschiede gibt er seiner Gattin die Hälfte eines Ringes und erlaubt ihr, wenn er in fünf Jahren nicht zurückgekehrt sei, sich wieder zu verheirathen. Der letzte Tag der Frist ist schon erschienen und Gerhard weilt noch in Indien. Da erblickt er den Dämon, den er früher bei sich aufgenommen hatte, in seinem Mantel. Dieser eröffnet ihm, es sei ihm befohlen, ihn vor Schlafengehens Zeit nach Hause zu bringen, weil seine Gattin im Begriffe stehe, sich mit einem Andern zu verheirathen. Er bringt ihn darauf noch an demselben Tage nach Deutschland zurück. Gerhard tritt wild aussehend (sicut barbarus) in sein Haus, wirft seiner Gattin, welche mit dem zweiten Gemahle zusammen ißt, die Hälfte des Ringes in ihren Becher, worauf diese ihn erkennt und den neuen Verlobten entläßt.

Hieran schließt sich zunächst die Sage von dem edeln Möringer, die mit der vorigen sehr übereinstimmt. Nur bleibt der Möringer sieben Jahre aus und kehrt auf eine andere Art zurück, als seine Gattin sich eben mit dem Herrn von Neufen vermählen will, dessen Obhut sie

empfohlen war. Von dieser Gefahr benachrichtigt ein Engel den Möringer im Traume; als er aufwacht, befindet er sich in der Nähe seiner Burg. [1])

In Schwaben findet sich eine andere Form der Sage (Meier M. 61), die sich zu einem Märchen gestaltet hat. Ein Herr von Bodmann reist bis an das Ende der Welt, nachdem er vorher seine Frau gebeten hat, sieben Jahre lang auf ihn zu warten. Er kommt zuletzt in einer großen Wüste an einen Platz, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Er läßt seinen Bedienten hinauf steigen, welcher aber, als er in das Land hinter der Mauer sehen kann, nur mit der Hand winkt und verschwindet. Sein Kutscher macht es eben so, weil hinter der Mauer der Paradiesgarten war. Der Herr bleibt nun allein zurück und kommt zu einem kleinen Hause, in welchem ein Menschenfresser, das Nebelmännle genannt, wohnt. Dieser verkündigt ihm, daß seine Frau im Begriff stehe, mit einem Andern Hochzeit zu halten und bringt ihn durch die Luft in einer Nacht in die Heimat. Als er in seine Burg kommt, erkennt ihn Niemand, selbst seine Gattin nicht, bis er sich durch seinen Trauring zu erkennen gibt. Damit stimmt die Sage, welche Gottschalk in seinen deutschen Volksmärchen (1, S. 136) von einem schwäbischen Herrn, Kuno von Falkenstein erzählt. Nur wird dieser von dem Teufel fortgebracht, der die Gestalt eines Löwen angenommen hat. Wenn er auf der Fahrt einschläft, so soll er dem Teufel gehören, aber er wird durch einen Falken wach gehalten. In der Form, in welcher Meier (N. 362) dieselbe Sage gibt, kommt weder die Ringscene, noch auch die Paradiesmauer vor.

In andern Sagen nimmt Ungarn die Stelle der fernsten Länder des Orients ein. So zunächst wieder in einer schwäbischen (Meier 373. D. S. 525). Graf Ulrich von Buchhorn, aus dem Geschlechte Karls des Großen und mit einer Nichte Heinrichs des Vogelstellers vermählt, zieht in den Krieg mit den Ungarn, wird aber von den Feinden gefangen genommen und nach Ungarn geführt. Seine Gemahlin, die ihn für todt hält, geht in ein Kloster. Ulrich kehrt in zerlumpten Kleidern als Bettler zurück, bis er erkannt und mit seiner Gemahlin wieder vereinigt wird. Aber nicht nur an einen Nachkommen Karls, sondern auch an ihn selbst hat sich die Sage geheftet. Als Karl nach Ungarn zieht, gelobt er seiner Gemahlin in zehn Jahren heimzukehren;

---

[1]) D. S. 523. Schöppner 385. 495. Vgl. Wackernagel Handb. d. Lit. 1, 143.

wäre er nach Verlauf dieser Zeit nicht wieder da, so solle sie seinen Tod für gewis halten. Werde er aber durch einen Boten seinen goldenen Ring senden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch diesen entbieten lasse. Als er neun Jahre ausgeblieben ist, reden die Großen des Landes der Kaiserin so lange zu, bis sie verspricht einen andern Gemahl zu nehmen. Schon soll die Hochzeit in drei Tagen gefeiert werden, als ein Engel dem Kaiser verkündet, wie es zu Hause steht. Er reitet nun auf zwei starken Rossen von Ungarn nach Aachen. Dort setzt er sich in den Dom, wo er zuerst durch seine Erscheinung Schrecken erregt, aber bald erkannt wird [1]). In der spanischen Sage, welche Grimm (D. Mythol. 980) anführt, reitet Karl auf einem Teufel, der sich in ein Pferd verwandelt hat, in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Frankreich.

Eine schwäbische Sage, die noch hierher gehört (D. S. 524. Meier 369), weicht in einigen Punkten von den übrigen Erzählungen ab. Ein Graf Hubert von Calw verläßt seine Gattin, wandert in schlechter Kleidung nach der Schweiz und wird dort in einem Dorfe Hirt. Obgleich unter seiner Aufsicht das Vieh gut gedeiht, so setzen ihn doch die Bauern ab, weil es sie verdrießt, daß er immer auf demselben Berge weidet. Er geht nach Calw zurück, wo seine Frau eben mit einem Andern Hochzeit hält. Er erbittet sich von ihr einen Becher Wein, läßt in diesen seinen goldenen Trauring fallen und kehrt dann in sein Dorf zurück, wo ihm das Vieh wieder anvertraut wird.

Dagegen finden wir außerhalb Deutschland Sagen wieder, welche in den Hauptzügen mit den übrigen stimmen. Bosquet S. 463. 469 gibt drei entsprechende Erzählungen aus der Normandie. Eine, die wir besonders hervorheben, berichtet von einem Herrn von Baqueville, der einen Kreuzzug mitmacht und von den Saracenen gefangen wird. Als er fast sieben Jahre in der Sklaverei zugebracht hat, gelobt er dem heiligen Julian eine Kirche zu bauen, wenn er ihn aus dem Elende errette. Er schläft darauf ein. Als er nach einigen Stunden erwacht, findet er sich vor seinem Schlosse, wo seine Gattin, die ihn für todt

---

[1]) D. S. 439 Das alte Gedicht, welches die Erzählungen enthält, ist jetzt in den Gesammtabenteuern von F. H. v. d. Hagen B. 3, 615 gedruckt. Wir machen noch auf einen besondern Zug in dieser Erzählung aufmerksam. Um in den Dom zu gelangen, muß Karl unter einem Thore durchkriechen. Sein Führer macht ihm bemerklich, daß dadurch sein Gewand schmutzig werden würde, was aber Karl nicht achtet. Man vergleiche damit, daß in den andern entsprechenden Sagen die Helden in zerrissenen Kleidern zurückkehren.

hält, sich eben wieder verheirathen will. Er gibt sich ihr durch die Hälfte eines Ringes zu erkennen, dessen andere er ihr bei seiner Abreise zurückgelassen hatte. Dann erzählt Boccaccio im Decameron von einem italienischen Edelmanne, der durch einen Schwarzkünstler schnell aus dem Oriente nach Pavia zurückgebracht wird, wo seine Gattin eben einen Andern heirathen will. Auch hier gibt sich der für todt Gehaltene durch einen Ring zu erkennen.

Daß nun alle diese Erzählungen ungeachtet der wechselnden Oertlichkeiten, ungeachtet der verschiedenen Träger der Begebenheiten und der abweichenden Gestaltung im Einzelnen in den Hauptpunkten stimmen und auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisen, ist so deutlich, daß wir es nicht ausführlich zu beweisen brauchen. Ehe wir aber auf ihre Erklärung weiter eingehn, wollen wir noch auf einige Sagen, zum Theil nur Nachklänge, aufmerksam machen, die in einigen Zügen mit den mitgetheilten stimmen.

Hier wollen wir nun die mancherlei Geschichten von Leuten, die von dem Teufel durch die Luft in ferne Gegenden geführt wurden oder mit Hexen eine weite Luftfahrt machten, außer Acht lassen; auch die häufig wiederkehrenden Erzählungen von den Venetianern (oben S. 367), die durch ihre geheime Kunst bewirkten, daß Menschen in kurzer Zeit von Deutschland nach Venedig und von da wieder zu Hause kamen, wollen wir nur eben erwähnen. Dagegen mag hier eine ältere Sage eine Stelle finden. Die deutsche Sage erzählt von dem alten Hildebrand, der von Frankreich vertrieben mit Dietrich von Bern zu Etzel flieht. Nachdem er über dreißig Jahre in der Verbannung gelebt hat, kehrt er zurück. Er kämpft mit seinem Sohne Hadubrand, überwindet ihn, und wird von diesem zu seiner Gemahlin Uote geführt, der er sich durch einen goldenen Ring zu erkennen gibt.

Aus neuerer Zeit kommen zwei Sagen in unserer Sammlung in Betracht. Nach N. 52 wird ein Landgraf von Hessen von dem Teufel aus dem Thurme, in welchem er gefangen saß, befreit und schnell in sein Land zurückgeführt, an dessen Grenzen man ihn nicht erkennt, weil er von der langen Gefangenschaft wie ein gemeiner Mann oder wie ein Bettler aussieht. N. 168 erzählt von Herzog Erich, der sich auf dem Reinhardswalde verirrt hat und von dem Teufel in Gestalt eines Löwen in kurzer Zeit nach Münden geführt wird. Noch macht Hocker in W. Zeitschrift 1, 305 auf mehrere Sagen aufmerksam, wo Ritter, die sich in der Gefangenschaft der Heiden befanden, schnell auf wunderbare Weise in die Heimat geführt werden, womit man auch

Schöppner 1076 vergleiche. Die baierische Sage (das. 1327) weiß selbst noch von einem Bauern in Ochsenfurt zu erzählen, der von den Franzosen im Jahre 1812 gewaltsam von seinem Dorfe nach Rußland geführt wurde. Nachdem er eines Abends ein frommes Gelübde gethan hat, findet er sich am Morgen darauf zu Hause in seinem Bette.

Mehrere der mitgetheilten Sagen, wenn auch nicht alle, sind bereits von andern zusammengestellt, namentlich von J. Grimm und J. Wolf [1]). Diese haben ein besonderes Gewicht auf Saxos Erzählung (1, 12) von Hading gelegt, der von Odhinn in seinen Mantel gehüllt und über das Meer geführt wird, und daraus den Schluß gezogen, daß in den deutschen Sagen der Teufel an die Stelle von Wuotan getreten sein mochte. Dieses Resultat ist an und für sich sehr dürftig, da es weder auf die Bedeutung des Teufels noch auf das Wesen des heidnischen Gottes Licht wirft. Es würde in diesem Falle nur ein Beleg für den hinlänglich bekannten Satz gewonnen sein, daß in christlichen Zeiten heidnische Träger von Sagen in andere verwandelt werden musten, woraus man aber noch nicht auf irgend eine Uebereinstimmung der Wesen schließen darf. Die Vermutung erläutert auch keineswegs unsere Sagen hinlänglich und ist unsicher, weil es nicht gewis ist, ob Saxos Erzählung, die undeutlich und abgerissen da steht, mit den übrigen identisch ist. Hocker hat wenigstens mit eben so viel Recht oder Unrecht in W. Zeitschr. 1, 305 angenommen, daß die Göttin Freyja ursprünglich die Helden aus dem Oriente zurückgebracht habe. Vor allen Dingen ist es wunderlich, daß man glaubt viel vollständigere und in sich verständliche deutsche Sagen durch unverständliche Bruchstücke nordischer erklären zu können und dabei auf Nebenpunkte das einzige Gewicht legt, die für die Forschung kaum in Betracht kommen. Ob derjenige, welcher den Helden zurückführt, Wuotan oder ein Nebelmännchen, welches Wolf in seltsamster Weise zu Wuotan macht, ob es ein Teufel, ein Engel oder Maria ist, darauf kommt zunächst nichts an. Wir hoffen dagegen zu zeigen, daß der Zurückkehrende Wuotan ist, und daß sich ein bedeutender Mythus von ihm durch verschiedene historische Anknüpfungen erhalten hat.

---

[1]) D. Mythol. 980. W. Zeitschr. 1, 63. Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 4 fg.

[2]) In Märchen tragen wohl Riesen die Helden schnell eine bedeutende Strecke fort. So wird auch Wolfdietrich mit seinem Rosse von einer Riesin fortgetragen.

Daß solche historische Anknüpfungen in unsern Sagen statt finden, ist klar. Die Kriege Karls des Großen mit den Avaren sind bekannt, eben so die Wallfahrt Heinrich des Löwen nach dem heiligen Lande, und die Gefangenschaft Philipps des Großmüthigen von Hessen. Auch wo solche historische Anknüpfungen nicht bekannt sind, können sie doch statt gefunden haben. Aber wir wissen auch eben so gut, daß mehrere Züge in unsern Sagen der Geschichte zuwider sind; wir wissen namentlich, daß die Gemahlinnen von Karl dem Großen und Heinrich dem Löwen sich nicht während der Abwesenheit ihrer Gemahle mit Andern verlobten. So gern wir also auch der Geschichte ihr Recht lassen, werden wir nicht etwa annehmen, daß die Sagen hier geschichtliche Züge bewahrt haben, die wir in historischen Quellen vergebens suchen, oder daß die Erzählung von der Untreue der Frau und ihrer Rückkehr zu dem ersten Gatten, die bei den verschiedensten lokalen und persönlichen Anknüpfungen dieselbe stehende Form zeigt, nur ein bedeutungsloser ausschmückender Zusatz sei. Wir erkennen vielmehr in den oben mitgetheilten Sagen eine gemeinsame mythische Grundlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung etwa so gelautet haben mag: Ein Held verläßt seine Gattin und verweilt eine Reihe von Jahren in der Unterwelt. Während seiner Abwesenheit verlobt oder vermählt sich (beides ist mythologisch einerlei) seine Gattin mit einem Andern. Der erste Gemahl kehrt zurück, gibt sich zu erkennen und verdrängt seinen Nebenbuhler.

Mit dieser Fassung haben wir, um zugleich die Erklärung anzudeuten, nur einen Zug der Sagen verändert; wir haben statt der fernen Länder, in welche der Held zieht, geradezu die Unterwelt als Reiseziel hingestellt, und müssen natürlich nun diesen Punkt zunächst mythologisch beweisen.

Zur Führung dieses Beweises ist ein Zug von besonderer Bedeutung, der in vielen der oben angeführten Sagen wiederkehrt. Der heimkehrende Held wird nicht wieder erkannt. Der Grund davon wird entweder seinem Aussehen im allgemeinen zugeschrieben, — Heinrich der Löwe sieht aus wie ein wilder Mann, Gerhard von Holenbach sicut barbarus —, oder er wird von ihrem schlechten Anzuge hergeleitet, in dem sie als Pilger oder Bettler erscheinen. Es läßt sich nun aber zeigen, daß nach einer alten symbolischen Anschauung diejenigen, welche die Unterwelt besucht haben, so entstellt sind, daß die Ihrigen sie nicht wieder erkennen. Den deutlichsten Beleg für diesen Glauben gibt Saxo. Als Thorkill auf Befehl des Königs Gorm, der von dem Zustande der Seelen nach dem Tode genaue Kunde zu haben wünschte,

in den Aufenthaltsort des Uparthilokus (Loki) gedrungen und glücklich wieder zurückgekehrt war, zeigte sich, daß sein Aussehen so entstellt war, daß ihn selbst seine Freunde nicht wieder erkannten [1]).

Der natürliche Grund dieser Anschauung liegt darin, daß der Tod dem Menschen das Aussehen nimmt, welches er bei gesundem Leibe hatte. Kehrt also ein Todter wieder, so ist ihm der Stempel des Todes aufgedrückt, sein Gesicht ist bleich und entstellt. In dieser Weise lassen denn auch die Sagen Todte häufig wieder erscheinen. Wir geben nur einige Beispiele aus Cäsarius von Heisterbach. Ein Todter erscheint bleich und hager (12, 25), oder pallidus, exilis, macilentus, in veste pulla (2, 2), oder facie lurida et veste trita (3, 24). Bemerkenswerth ist hier noch, daß der Todte auch in einem alten Kleide erscheint, wie die Helden, welche aus dem Oriente zurückkehren. Es scheint das ein Ausfluß des alten Glaubens zu sein, welcher das Leben in der Unterwelt als ein ödes und trauriges schildert.

Natürlich wird dieselbe Vorstellung auch auf Wesen übertragen, die mit Tod und Unterwelt zusammenhängen. Der Tod selbst erscheint als ein langer hagerer Mann mit blassem, eingefallenem Gesichte (Harrys 1, 3. Pröhle M. 13). Verwünschte Jungfrauen und die weißen Frauen sind blaß oder fahl (ob. S. 81. Bechstein Thür. S. Fränk. S. 64). Ich halte damit den eddischen Glauben zusammen, daß auch die Zwerge ein fahles Gesicht haben. Thorr sagt zu dem Zwerge Alwis: „Wer bist du? Wie so bleich um die Nase? Hast du bei Leichen gelegen?“

Wenn also die Helden aus dem Oriente in einer solchen Gestalt zurückkehren, daß die Ihrigen sie nicht erkennen, so kommt das daher, daß sie eigentlich in der Unterwelt gewesen sind. Wir dürfen an dieser Erklärung um so weniger zweifeln, da derselbe Zug sich auch in vielen analogen Fällen aus der deutschen Sage nachweisen läßt. Menschen, welche in die Gesellschaft von Todten oder Geistern, namentlich in dem Innern der Berge, gerathen sind, kommen bleich und entstellt zurück, oder sind, ohne daß sie es wissen, so lange ausgeblieben und während der Zeit so gealtert, daß Niemand sie kennt. Hierher gehören mehrere Sagen, die wir bereits in der ersten Abhandlung benutzt haben. Der Freiherr von Simmern D). S. 528), welcher die Geistergesellschaft in

---

[1]) illitus ori marcor ita habitum corporis ac pristina formae lineamenta confudit, ut ne ab amicis quidem potuisset agnosci. Nachher wäscht er den marcor ab und wird wieder erkannt. Saxo 8, 165.

dem Schlosse gesehen hatte, ist bei seiner Rückkehr so verändert und entstellt, daß man ihn fast nicht wieder erkennt. Ungeachtet er ein noch junger und frischer Mann war, hatte ihn doch Schrecken und Bestürzung zu einem eisgrauen umgestaltet, indem Haupthaar und Bart schneeweiß waren. Der Todtengräber, der bei dem Todten zu Gaste gewesen war (Müllenhoff 236), wird nach seiner Rückkehr nicht erkannt, weil er sechshundert Jahre ausgeblieben ist, die ihm wie eine Stunde vorkamen. Das im Kiffhäuser bewirthete Brautpaar (Bechstein, Thür. S. 4, S. 23) wird gleichfalls nicht erkannt, weil es zweihundert Jahre im Berge geblieben ist. Aehnliches widerfährt einem Hirten (das. S. 29), der im Kiffhäuser getrunken hat. Daneben kommen auch Sagen vor, wo Menschen in verrufene Berge gehen, und, ohne daß sie mit Geistern in Berührung kommen, entweder todtbleich zurückkehren oder nicht erkannt werden, weil sie lange ausgeblieben sind [1]). Das zeigt denn zugleich wieder, daß das Innere der Berge für die Unterwelt gilt. Eine deutliche Analogie dazu gibt Pröhle M. 25, wo zwei Leute fünfhundert Jahre auf dem grünen Platze vor der Hölle gewesen sind.

Aehnliches widerfährt denjenigen, die in die Behausung der Zwerge kommen, weil diese unterweltliche Wesen sind. Ein Mädchen, welches bei den Zwergen gegessen und getrunken hat, wird bei der Rückkehr nicht wieder erkannt, weil es dreihundert Jahre bei ihnen verweilt hat (Colshorn S. 115. 116). Damit vergleiche man noch Nd. S. 220, dann D. S. 151, wo eine Frau ihrer Meinung nach eine Nacht in der Behausung des Hans Heiling zugebracht hat, aber hundert Jahre ausgeblieben ist.

Noch deutlicher kehrt der symbolische Zug der Entstellung in solchen Sagen wieder, wo Leute in die Hölle oder in Gemeinschaft mit dem Teufel gekommen sind. Cäsarius von Heisterbach theilt mehrere hierher gehörige Erzählungen mit. Nach 1, 34 (vgl. D. S. 554) führt der Teufel einen Zauberer, nachdem er versprochen hat ihn unverletzt wieder zurückzubringen, in die Hölle und zeigt ihm dort die Seele des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Der Zauberer ist nachher so bleich, daß man ihn kaum erkennt (ita pallidus et languidus

[1]) Vgl. Schöppner 12. 473. Bechstein Thür. S. 1, S. 153; auch 3, S 183. D. S. 1. N S. 148 u. m. Nach einer Mittheilung aus dem achtzehnten Jahrhundert bei Panzer S. 112 gingen mehrere Bürger in einen hohlen Berg bei Amberg und kamen nach acht Stunden *gleich Todten* und *abscheulichsten Aussehens* wieder zum Vorschein.

rediit, ut vix agnosceretur). Nach 5, 3 bleibt ein Schwarzkünstler, der den Teufel citiert hat, von der Zeit an bleich, und dasselbe widerfährt (5, 4) einem Manne, der von dem Teufel aus einem Zauberkreise geholt ist. Sein Gesicht ist nachher ita macer et pallidus, color tam immutatus, ut hora eadem a sepulcro videretur resuscitatus. Durch die Resultate der vorhergehenden Abhandlung und die eben verglichenen Sagen ergibt sich auch hier eine sichere Analogie zwischen der Hölle und der heidnischen Unterwelt, und es wird nun nicht befremden, sondern unsere Bemerkung nur bestätigen, wenn auch diejenigen, welche den Aufenthalt der Seligen geschaut haben, ein verändertes Aussehen bekommen. Nur tritt hier der leicht zu erklärende Unterschied hervor, daß diese nachher schöner sind. Es wird von einem Herzoge erzählt, der bei Lebzeiten in das Paradies gelangte, und so schön zurückkehrte, daß man ihn nicht wieder erkannte [1]).

Wir könnten diesen bedeutenden Zug noch weiter in vielen Märchen nachweisen. Da wir aber, weil er hier oft ganz eigenthümliche Formen angenommen hat, in den Zusammenhang derselben weiter eingehn müssen, so setzen wir sie bei Seite und machen nur noch darauf aufmerksam, daß auch nach der griechischen Sage Odysseus in einer unkenntlichen Gestalt und zwar in der eines alten Bettlers aus der Unterwelt zu Penelope zurückkehrt, womit wir schon früher verglichen haben [2]), daß nach deutschen Märchen die Helden, welche verwünschte Jungfrauen befreit haben, als Bettler kommen, um sich mit ihnen zu vermählen.

Man wird hiernach nun schon mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß jene manigfaltigen und doch in vielen Punkten übereinstimmenden Sagen von Fürsten und andern Herren, die aus fernen Ländern unkenntlich oder als Bettler zurückkehren, den oben in seinen Grundzügen angegebenen Mythus von der Rückkehr eines Helden aus der Unterwelt und seiner Wiedervereinigung mit seiner Gattin in sich aufgenommen haben. Wir fügen aber noch andere Beweise hinzu.

Es würde natürlich unsere Ansicht bedeutend unterstützen, wenn sich nachweisen ließe, daß dieser Mythus, wie wir ihn angenommen haben, in der deutschen Sage auch ohne historische Anknüpfungen für sich vorkommt. Dadurch würde sich nicht allein für die obigen Sagen eine deutliche Abscheidung der mythischen und der damit verbundenen

---

[1]) Vulpius Curiositäten 1, 179.

[2]) Nibelungensage S. 55.

geschichtlichen Elemente ergeben, sondern es würde auch gewis werden, daß ein solcher Mythus wirklich früher in Deutschland bestand. Wir finden zwei Erzählungen, welche mit den früher mitgetheilten in den als mythisch angenommenen Punkten stimmen, aber sich weder an eine historische Persönlichkeit knüpfen, noch auch ein wirklich vorhandenes Land als Reiseziel hinstellen. Vielmehr wird dieses, wenn gleich in mythischer Hülle, als die Unterwelt bezeichnet.

Die eine Erzählung, welche sich bei Baader 405 findet, ist freilich auf den ersten Blick unscheinbar. Auf einem Berge bei Wertheim lag ehemals ein stattliches Schloß, das vor alten Zeiten wegen der Hartherzigkeit der letzten Besitzerin in die Tiefe des Berges versank. Zu dem tiefen Schachte, der auf dem Burgplatze geblieben ist, kam einst ein Schäfer und gelangte auf den Grund desselben. Er befand sich da in einer hellen leeren Stube, und als er weiter ging, kam er noch in einige solche Zimmer. Endlich begegnete ihm eine kleine alte Frau und führte ihn durch viele prächtige Gemächer mit kostbarer Einrichtung in eines, das voll Todtenköpfe und Todtengerippe war, und von da in einen schönen Garten, worin sie ihn allein ließ. Hier muste er, da er keinen Ausgang mehr fand, längere Zeit bleiben, während welcher die Frau oft zu ihm kam und ihn mit köstlichen Speisen und Getränken bewirthete. Endlich entdeckte er einen unterirdischen Gang und gelangte durch ihn am Fuße des Berges ins Freie. Als er nach Hause kam, wollte seine Frau gerade Hochzeit machen. Sie hatte ihn längst für todt gehalten; denn nicht sieben Tage, wie er geglaubt, sondern sieben ganze Jahre war er im Berge gewesen. Während dieser Zeit war ihm der Bart bis zum Gürtel gewachsen. — So weit die Sage, die, wie man sieht, in den für mythisch erklärten Punkten mit den übrigen stimmt. Der Schäfer verläßt seine Frau und kehrt nach sieben Jahren zu ihr zurück, als sie eben mit einem Andern Hochzeit machen will. Er ist aber keine bekannte historische Persönlichkeit und man wird hier die Sage nicht aus einer wirklich vorgefallenen Begebenheit herleiten wollen. Der Schäfer geht auch nicht in ferne Länder, sondern in die Tiefe eines nahen Berges, welche sich dadurch auch hier als Unterwelt darstellt, daß er darin von einer geisterhaften Frau bewirthet wird. Als er zurückkehrt, ist er so gealtert, daß sein Bart bis zum Gürtel reicht, worin wir eine Form des symbolischen Zuges der Entstellung erkennen [1]).

[1]) Ich erinnere daran, daß sonst auch Geister, die im Innern der Berge

In der zweiten hierher gehörigen Erzählung erscheint die Unterwelt, welche in der ersten in die Tiefe eines Berges verlegt wird, wieder als die Hölle. Sie ist ein Märchen, das sich in zwei oder drei Formen erhalten hat. Ein Soldat, so lautet die erste (KM. 100. vgl. Meier M. 74), dient sieben Jahre lang bei dem Teufel in der Hölle, welcher ihm verbietet, sich während der Zeit zu waschen, zu kämmen, seine Nägel und Haare zn schneiden und das Wasser aus den Augen zu wischen. Der Soldat befolgt das Verbot, und die sieben Jahre in der Hölle werden ihm so kurz, als ob er nur ein halbes darin gewesen wäre. Dann kehrt er in seiner gräßlichen Gestalt, aber mit Schätzen beladen auf die Oberwelt zurück. Später wäscht ihn der Teufel, so daß er nun wieder wie ein Mensch aussieht. Darauf zieht er in einem schlechten Leinenkittel umher und macht Musik, die er bei dem Teufel gelernt hat (oben S. 357). Er erfreut damit einen König so sehr, daß dieser ihm seine älteste Tochter zur Gattin verspricht. Als diese ihn als einen gemeinen Mann verschmäht, heirathet er die jüngste. In der zweiten Form (KM. 101) stellt der Teufel seinem Diener, der auf der Oberwelt bleibt, nur die Bedingung, daß er sich in sieben Jahren weder waschen noch kämmen und beständig nur einen Rock tragen soll, aus dessen Taschen er aber Gold nach Belieben nehmen kann. Im vierten Jahre, wo sein Gesicht schon ganz mit Schmutz bedeckt ist, und er wie ein Ungeheuer aussieht, befreit er einen Mann aus den Händen eines harten Gläubigers, der ihm dafür eine seiner Töchter verspricht. Die beiden ältesten weisen ihn wegen seines abscheulichen Aussehens zurück, und er verlobt sich mit der jüngsten. Weil er aber noch drei Jahre zu wandern hat, verläßt er seine Braut und gibt ihr die Hälfte eines Ringes mit der Bitte, die drei Jahre auf ihn zu warten; komme er dann nicht wieder, so sei er todt. Als die Zeit verstrichen ist, reinigt ihn der Teufel, und er wird nun so schön, daß ihn seine Braut nicht wieder erkennt. Er gibt sich durch die Ringhälfte zu erkennen und vermählt sich. Mit diesem Berichte stimmt ein dritter unvollständigerer bei Müllenhoff S. 577 in mehreren Hauptzü-

---

wohnen, häufig lange Bärte haben. Darnach wird man den langen Bart des im Kiffhäuser wohnenden Friedrich Barbarossa nur daraus erklären, daß er als Geist in der Unterwelt haust, nicht aber auf Wuotan oder Thorr beziehen dürfen. Auch die Zwerge haben als unterweltliche Wesen lange Bärte. Nib. 466, 2 heißt es von Siegfried und Albrich: er vie bî dem barte den altgrisen man. Auch in der griechischen Mythologie ist Alter ein Kennzeichen des Chthonischen. Ares von H. D. Müller S. 71.

gen überein, wo nur richtiger (was sich freilich mythologisch von selbst ergibt) der Bursche bei dem Teufel in der Hölle dient. Die dritte der Schwestern erklärt sich bereit, ihn ungeachtet seines schwarzen Aussehens zu heiraten, wenn er sich gewaschen und sauber gemacht habe.

Es ist nun klar, daß alle drei Formen nur Variationen eines und desselben Märchens sind. Ohne auf die wahrscheinliche ursprüngliche Gestalt desselben einzugehn, bemerken wir nur, daß die Grundzüge dieser Erzählung, die ohne alle historischen Anknüpfungen da steht, wieder mit den als mythisch angenommenen Hauptpunkten der Sagen stimmen, denen diese Untersuchung gewidmet ist. Der Held ist verlobt, er verläßt seine Verlobte, er weilt sieben Jahre in der Hölle, oder ursprünglich, wie als erwiesen anzusehen ist, in der Unterwelt, wird durch den Aufenthalt daselbst entstellt [1]) und von seiner Verlobten (freilich in einem andern Zusammenhange) nicht erkannt. Selbst die Ringscene findet sich wieder. Es fehlt nur der Zug, daß die Braut oder die Frau sich während der Abwesenheit ihres Gemahls einem Andern ergibt. Dagegen läßt sich die Dienstbarkeit in der Hölle mit den oben mitgetheilten Sagen von dem Grafen Hubert von Calw vergleichen, der während der Trennung von seiner Gattin als Hirte (wie Apollo) die Rinder weidet.

Können wir es nun auch schon als gewis ansehen, daß sich an verschiedene berühmte Männer der christlichen Vorzeit ein heidnischer Mythus angesetzt hat, nach dem ein Held von seiner Gemahlin getrennt lange Zeit in der Unterwelt weilt, so entsteht doch die Frage, wie es kam, daß die Fahrt in die Unterwelt später als eine Reise in ferne Länder des Ostens aufgefaßt wurde. Dazu wirkten einmal die mit dem Mythus verbundenen geschichtlichen Begebenheiten, dann wieder der auch sonst nachweisbare alte Glaube, der den Eingang in die Unterwelt oder diese selbst an die äußersten Grenzen der Erde versetzt. Wir sehen hier von nordischen und entsprechenden griechischen Sagen ab und bemerken nur, daß noch in spätern deutschen Volkssagen, wie Wackernagel trefflich gezeigt hat [2]), England oder die britischen Inseln, vor der Entdeckung Amerika's die äußersten Länder des Westens, als die Unterwelt erscheinen. Natürlich konnte sich eben so gut mit den äußersten Län-

[1]) Das Symbol der Entstellung ist hier so ausgedrückt, daß sie durch Schmutz bewirkt wird. Wir erinnern daran, daß auch der Wohnsitz des Geirödh (oben S. 376) voll von Schmutz und Unrath ist.

[2]) H. Zeitschr. 6, 191. Vgl. Ndd. S. S. 469.

dern im Osten, mochte man nun Ungarn, Palästina oder Indien als solche ansehen, dieselbe Vorstellung verbinden. Daß das auch wirklich geschah, verrathen noch einige Züge in unsern Sagen. Der Herr von Bodmann kommt im äußersten Osten an die Mauer, welche das Paradies umgibt; Heinrich der Löwe aber geräth unter das wütende Heer, welches nach einer Auffassung ein Todtenzug ist (altd. Rel. 202). Dieses wütende Heer zieht nach einer normännischen Sage (Bosquet S. 33), die wir, weil sie in unsere Untersuchung eingreift, noch mittheilen, allnächtlich nach dem Oriente. Herzog Richard I. von der Normandie findet eines Abends in dem Walde von Moulineaux die mesgnie Hellequin oder mesgnie de Charles Quint, das wilde Heer, in welchem er auch einen seiner gestorbenen Bekannten bemerkt. Der Führer der Schaar sagt ihm, daß sie jede Nacht gegen die Saracenen kämpfen müsten, bei Tagesanbruch aber zurückkehrten. Er nimmt Richard mit, läßt ihn jedoch bei der Kirche der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, wo er sein Gebet verrichten will, zurück. Darauf trifft dieser in einer der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapelle einen seiner Ritter, der schon sieben Jahre in der Gefangenschaft der Sarazenen ist. Der Herzog verkündet ihm, daß seine Frau, die ihn für todt halte, in drei Tagen wieder heirathen wolle. Da gibt ihm der Ritter die Hälfte seines Trauringes und bittet ihn, diesen seiner Frau als Zeichen, daß er noch lebe, zu überbringen. Die mesgnie kommt darauf wieder und der Herzog kehrt noch vor Tagesanbruch nach der Normandie zurück. Der Ritter wird durch seine Vermittelung aus der Gefangenschaft befreit.

Mit der normännischen Sage stimmt nun in den Hauptzügen eine Erzählung in dem Gedichte von Thedel von Walmoden[1]), die zwei uns schon bekannte auf die Unterwelt bezügliche Symbole enthält und uns wieder auf Heinrich den Löwen führt. Thedel ging einst mit seinem Schreiber auf die Jagd. Da sah er einen berittenen Haufen kommen, Verstorbene seiner Heimat, voran ein schwarzer Mann auf einem schwarzen Pferde, der der Böse war. Einer aus dem Zuge fragte ihn, ob er mit ihnen zum heiligen Grabe wolle, so möge er hinten aufsitzen; er dürfe aber mit dem Schwarzen nicht reden; also könne er das schwarze Pferd gewinnen. Thedel schwang sich in Gottes Namen hinter den Reiter; sie setzten über das Meer und kamen bald in

[1]) S. über dieses Gedicht Gödeke Elf Bücher deutscher Dichtung. I, 144. 149.

die heilige Stadt. Dort trifft er Heinrich mit seinem Löwen und verkündet ihm, daß seine Gemahlin sich wieder vermählen wolle. Der Herzog gibt ihm Briefe in die Heimat mit, worauf Thedel wieder mit dem Reiterzuge zurückkehrt. Er widersteht den Versuchungen des Teufels schweigend und wachend, worauf ihm dieser das schwarze Pferd schenkt. Als er wieder auf den Platz kommt, wo ihm der Zug zuerst begegnet ist, findet er den Schreiber, der vor Unruhe und Angst grau geworden ist.

Diese Erzählung von Thedel von Walmoden gehört wahrscheinlich zu einer ursprünglicheren Fassung der Sage von Heinrich dem Löwen, wovon das alte Gedicht noch eine Spur in dem Zuge erhalten hat, daß der Herzog durch einen Geist aus dem wütenden Heere Nachricht aus der Heimat erhält. Sollte das aber auch nicht sein, so ist sie doch für uns merkwürdig genug. Die Todten reiten nach dem heiligen Lande, das also als die Unterwelt aufgefaßt wird. Dort wird Heinrich der Löwe zurückgehalten und erfährt von einem Lebenden, der mit den schnell reitenden Todten dahin gekommen ist, sich aber der Macht der Unterwelt durch Schweigen und Wachen entzogen hat, die bevorstehende Verheirathung seiner Gemahlin.

Wir haben jetzt für unsere Ansicht Beweise genug, obgleich wir sie durch Vergleichung anderer Sagen noch vermehren könnten. Die in manigfachen Formen wiederkehrende Erzählung von einem Helden, der in den Osten geht und nach einer Reihe von Jahren zu der Zeit zurückkehrt, wo seine Gattin sich eben mit einem Andern verheirathen will, ist also ursprünglich ein Mythus von einer Fahrt in die Unterwelt. Der Träger dieses Mythus war in heidnischen Zeiten ein Gott, und zwar kein anderer als Wuotan, der höchste der deutschen Götter. Diese Behauptung wird befremden; sie wird aber durch Beweise unterstützt werden, die hoffentlich triftiger sind, als diejenigen, durch welche man den bärtigen Friedrich Barbarossa zu Wuotan oder Donner oder den kölnischen Ritter Hermann Gryn zu Zio gestempelt hat.

Zunächst machen wir darauf aufmerksam, daß die Grundzüge des Mythus sich fast bei allen deutschen Stämmen nachweisen lassen. Jeder hat ihn in seinen Wohnsitzen localisiert und allenthalben zeigt sich bei der Uebereinstimmung im allgemeinen eine besondere individuelle Färbung. Das ist ein Zeichen, daß der Mythus nicht etwa erst in späterer Zeit von einem Stamme zum andern getragen ist, sondern schon früh Gemeingut war. Wir finden ihn, mehr oder weniger vollständig, bei den Gothen, Schwaben, Baiern, Franken, Hessen und

besonders bei den Niedersachsen; außerhalb Deutschland noch in der Normandie, dann in Italien, wohin er durch die Gothen oder Longobarden gebracht sein kann. Er wird also darnach von einem bedeutenden und allgemein verehrten Gotte gegolten haben. Auch wird der Mythus besonders an berühmte regierende Häupter und Stammesfürsten angeknüpft, an Karl den Großen, Heinrich den Löwen, oder solche Edele, welche mit ihnen verwandt sind, wie der Herr von Buchhorn aus dem Geschlechte Karls des Großen und mit einer Nichte Heinrichs I. vermählt ist. Das führt wieder auf Wuotan, der nach der Edda der Gott der Fürsten ist, von dem die angelsächsischen Könige ihren Stammbaum ableiteten. Diese Gründe müssen in Anschlag gebracht werden, haben aber natürlich nur eine äußerliche Geltung. Unsere Ansicht würde erst dann Gewisheit bekommen, wenn wir einen Mythus von Wuotan oder doch dem nordischen Odhinn nachweisen könnten, der in den Grundzügen mit unsern Sagen stimmt. Dieser findet sich zunächst bei Saxo und zwar doppelt, in zwei Erzählungen von Odhins Verbannung.

Dieser Schriftsteller berichtet S. 13 Folgendes. Frigg ließ von der goldenen Bildsäule ihres Gemahls durch zwei Schmiede Gold entwenden, um geputzter einher gehn zu können. Odhinn läßt die Thäter an den Galgen hängen, setzt das Bild auf ein Gestell und verleiht ihm Sprache. Aber seine Gemahlin gibt sich einem Diener hin (uni familiarium se stupro subjecit), der für diesen Lohn das Bild zerstört, dessen Gold sie für sich verwendet. Aus Verdruß geht Odhinn freiwillig in die Verbannung. Während seiner Abwesenheit macht sich ein Zauberer, ein gewisser Mitodhinn, zum Gotte, der aber, als der wirkliche zurückkehrt, entflieht und getödtet wird. Wer sich seinem Grabe nahte, wurde schnell vom Tode weggerafft, und das hörte nicht eher auf, bis ein Pfahl durch die Brust des Leichnams getrieben war.

Die Erzählung ist so wunderlich, daß wir mit Sicherheit nur folgende unsern Sagen entsprechende Züge daraus entnehmen können: Frigg ist untreu, Odhinn verläßt sie, während dieser Zeit herscht ein Anderer an seiner Stelle, den wir zugleich als ein Tod und Verderben bringendes Wesen kennen lernen. Doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit dieser ursprüngliche Zusammenhang des Mythus aufstellen, daß Odhinn sich entfernt und das Frigg mit einem Andern, der seine Stelle einnimmt, während dieser Zeit buhlt [1]).

[1]) Die Untreue der Frigg knüpft sich an die Bildsäule, welche ein Schein-Odhinn ist, wie Mitodhinn, dessen Name das andeutet.

Daß diese Auffassung des Mythus die richtige ist, bestätigen Andeutungen, die sich an denselben in andern Quellen erhalten haben. In der ältern Edda (Säm. 63 [b]) beschuldigt Loki die Frigg, daß sie mit Vili und Ve, den Brüdern Odhins gebuhlt habe, und die Inglingasaga berichtet (C. 3), daß während einer langen Abwesenheit Odhins seine Brüder Vili und Ve herschten und seine Rechte auch bei Frigg einnahmen, bis jener zurückkehrte. Saxo weicht besonders darin ab, daß er nur einen Nebenbuhler, den Mitodhinn, hervorhebt, und das wird das Richtigere sein.

Bei dieser Auffassung des Mythus fehlt nur ein Beweggrund für die Entfernung Odhins. Wir finden einen solchen durch die Betrachtung der zweiten Sage von Odhins Verbannung, die Saxo S. 45 erzählt.

Wir geben diese Erzählung zunächst nur in ihren Hauptzügen. Die Götter verbannen Odhinn und setzen einen gewissen Ollerus, dem sie auch den Namen Odhinn geben, an seine Stelle. Nachdem dieser ungefähr zehn Jahre geherscht hat, wird der wirkliche Odhinn zurückgerufen und gelangt wieder zu seiner vorigen Ehre. Ollerus wird vertrieben und später getödtet. Als Beweggrund für die Verbannung des Odhinn wird angegeben, daß die Götter über sein Benehmen gegen Rinda erzürnt waren, wovon Saxo unmittelbar vorher erzählt. Wir müssen also auch diese Sage in der Kürze herbeiziehen.

Nachdem Balder, der Sohn Odhins, von Hödhr getödtet ist, befragt der Gott die Wahrsager, wie er seinen Sohn rächen könne. Es wird ihm verkündet, er müsse mit Rinda, der Tochter des Königs der Ruthenen, einen Sohn zeugen; dieser sei vom Schicksal zum Rächer des Balder bestimmt. Odhinn sucht nun mehrere Jahre hindurch in verschiedenen Verkleidungen und Gestalten, in denen er dem Könige dient, dessen Gunst zu erhalten, sich der Rinda zu nähern und ihre Liebe zu gewinnen. Diese aber verschmäht ihn und weist ihn bei jedem Versuche mit Strenge zurück. Wir heben nur folgende Züge daraus als bemerkenswerth hervor. Als der Gott schon einmal, wo er als Krieger erscheint, zurückgewiesen ist, gibt er sich für einen Schmied aus und wird nicht erkannt, weil ein falscher Schmutz die Züge seines Gesichtes entstellt [1]). Nachher erscheint er als alter Mann. Zuletzt gibt er sich die Gestalt einer Frau, nähert sich auf diese Weise der

---

[1]) cum veras oris notas falsus squalor abstergeret, veterem habitum nova furaretur illuvies.

Rinda, muß sie aber doch gewaltsam, nachdem sie gefesselt ist, zu seinem Willen zwingen. Diese Verkleidungen und Verwandlungen, besonders die in eine Frau, waren es, über welche die Götter zürnten und den Odhinn verbannten; sie waren auch der Grund, weshalb einige ihn nicht wieder als den ersten Gott anerkennen wollten [1]).

So Saxo. Es leidet indes wohl keinen Zweifel, daß der Beweggrund zu Odhins Verbannung ein anderer war. Odhinn begab sich zu Rinda doch nach dem Willen des Geschickes und dieser kann mit dem Willen der Götter nicht in Widerspruch stehn. Wir müssen also annehmen, daß die zehnjährige Verbannung Odhins, während welcher Ollerus an seiner Stelle herscht, eben die Zeit umfaßt, wo der Gott um Rinda wirbt. Setzen wir nun aus der ersten Erzählung, wo das was gleichzeitig geschieht, auch in einen Causalnexus gebracht ist, noch hinzu, daß Frigg während der Entfernung ihres Gemahls mit seinem Stellvertreter Mitodhinn oder Ollerus buhlte, so haben wir den Mythus vollständig.

Ist nun unsere Zusammenstellung dieses Mythus mit den obigen Sagen richtig, so muß er sich auf dieselbe Weise erklären lassen und auch in den meisten Einzelpunkten mit ihnen stimmen. Beides ist der Fall.

Auch Odhinn geht, wie ich aus Saxo schon früher (altd. Rel. 201) vermutet habe, in die Unterwelt. Das ergibt sich schon deutlich aus dem Zuge, daß er zu der Zeit, wo er um Rinda wirbt, durch Schmutz entstellt ist, und selbst, wie es scheint, in diesem Aussehen zu dem Sitze der Götter zurückkehrt [2]). Außerdem hat Odhinn als der Gott, der die Todten, obgleich nach dem nordischen Systeme nur die Fürsten und die gefallenen Krieger, in seine Behausung Valhöll bei sich aufnimmt (altd. Rel. 200), deutlicher Beziehungen zur Unterwelt. Eben so haben wir schon früher den Zug, daß Rinda, die eddische Göttin Rindr, sich gegen die Umarmung des Gottes sträubt, als charakteristisch für ihr Wesen, das dadurch als ein unterweltliches bezeich-

---

[1]) extitere qui ipsum recuperandae dignitatis aditu indignum censerent, quod scenicis artibus et muliebris officii susceptione teterrimum divini nominis opprobrium edidisset.

[2]) Darauf deuten wohl die Worte Saxo's: tandem Othinus diis atrocitatem exilii miserantibus satis jam graves poenas dedisse visus, squaloris deformitatem pristino fulgoris habitu permutavit. Saxo verhüllt oft durch seine Ausdrucksweise bedeutende mythische Züge.

net wird, erkannt [1]). Die Nebenbuhlerin der Frigg ist also das unterweltliche Gegenbild dieser Göttin, wie Mitodhinn oder Ollerus das unterweltliche Gegenbild des Odhinn ist [2]). Es ist daher auch nicht ohne Bedeutung, daß Mitodhinn als ein Tod und Verderben bringendes Wesen dargestellt wird.

Daß nun dieser Mythus, wie viele andere, aus der Anschauung des Wechsels in der Natur hervorgegangen ist, ergibt sich aus Folgendem. Odhinn geht in die Unterwelt nach Balders Tode, also im Winter, genauer in der Zeit, wo nach Uhlands richtiger Erklärung der Gott der lichten Sommerhelle getödtet ist [3]), um einen Sohn zu erzeugen, der durch die Ueberwindung des blinden Hödhr den Balder räche. Es ergibt sich aber auch daraus, daß die Gottheiten, welche als unterweltliche in unsern Mythus aufgenommen sind, zugleich Beziehungen auf den Winter zeigen. Von Rindr ist das schon altd. Rel. 278 nachgewiesen; noch deutlicher läßt es sich an Ollerus, dem Nebenbuhler Odhins, wahrnehmen.

Saxo erzählt von Ollerus noch, daß er so zauberkundig gewesen sei, daß er es verstanden habe, auf einem Knochen über das Meer zu fahren. Der Name des Ollerus stimmt mit dem des eddischen Gottes Ullr, von dem die jüngere Edda (S. 31) erzählt, daß er ein gewandter Schneeschuhfahrer war, und man darf jenen seltsamen Bericht von Ollerus mit Bachlechner [4]) so verstehn, daß er auf Schneeschuhen, die man früher wohl aus Knochen machte, über das Eis fuhr. Indem also in der einen Sage der Nebenbuhler des Odhinn als ein winterliches Wesen, in der andern Mitodhinn als ein verderbliches geschildert wird, ist dadurch der Zusammenhang des Winterlichen und Unterweltlichen in dem Mythus selbst ausgesprochen.

---

[1]) Vgl. Nibelungensage S. 54 fg. 111.

[2]) Man wird mir nicht einwerfen, daß Ollerus und Mitodhinn bei den Göttern sich aufhalten.

[3]) Die allegorische Erklärung, welche Weinhold von dem Mythus von Balders Tode in H. Zeitschr. 7, 58 gegeben hat, erscheint mir noch unhaltbarer, als früher, seitdem ich gesehen habe, daß Saxo's Erzählung viele echtere Züge enthält, als die eddischen Berichte.

[4]) S. H. Zeitschr. 8, 205. Ueber das winterliche Wesen des Ollerus s. auch Müllenhoff das. 7, 436. Auch der Göttin Skadhi, welche mit ihrem Bogen das Wild verfolgt, legt der Mythus (Su 28) Schneeschuhe bei; ihr Name bedeutet die Tödtende, Verderbende. S. J. Grimm in Aufrecht und Kuhn Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 1, 81 fg.

Da hätte sich denn in der deutschen Sage ein wichtiger Mythus von Odhinn erhalten, der ein neues Licht auf das Wesen dieses Gottes wirft und der eben so echt und alt ist, als die eddischen, auch wenn er nicht an diese anknüpfte. Er stimmt mit unsern deutschen Sagen in seiner Bedeutung, und seine Identität mit diesen wäre vollständig erwiesen, wenn er mit allen in Betracht kommenden Einzelzügen, möchten diese auch durch Zeit und Ort modificiert sein, stimmte.

Nun ist aber diese Uebereinstimmung so zutreffend, daß wir sie nur kurz anzudeuten brauchen. Odhins Fahrt geht nach der mythischen Form eben so in den Osten, wie in den deutschen Sagen; denn Rinda ist die Tochter des Königs der Ruthenen oder der Russen. Die Untreue der Frigg findet ihre Vergleichung in dem Umstande, daß die Gattin des entfernten Helden sich eben wieder verheirathen will, als er zurückkehrt. Die Entstellung des Aussehens kommt eben so, wenn auch in verschiedenen Formen, vor, und das zugezogene Märchen hat, wodurch es an Wichtigkeit gewinnt, auch den Zug bewahrt, daß der Held in seiner häßlichen Gestalt von der Braut verschmäht wird [1]), wie Odinn von Rindr. Ein noch nicht erwähnter Umstand hebt jedoch jeden Zweifel. Odhinn fährt auf Geheiß der Wahrsager in den Osten um einen Sohn zu bekommen, der den Balder rächen soll; denselben Zug hat eine deutsche Sage bewahrt, aber natürlich anders begründet. Reinfried von Braunschweig hat, obgleich schon zehn Jahre verheirathet, keine Erben; vielfach flehte er und seine Gemahlin zu Gott, er möge ihnen einen rechten Leibeserben geben. Da lag er eines Nachts im Schlummer, als ihm eine glänzende schöne Frau mit einem Kinde auf dem Arme und mit einer goldenen Krone geschmückt erscheint und verkündet, daß seine und seiner Gemahlin Gebete erhört werden würden, wenn er über Meer fahre, um die Heiden zu bekämpfen; er werde viel Drangsal und Noth erleiden, ehe er wieder zur Heimat kehre; aber alles werde ein gutes Ende nehmen. Reinfried gelobt darauf die Fahrt. Die übrigen Sagen haben diesen bedeutenden Zug verloren; nur in der von dem edeln Möringer findet sich noch eine Spur davon darin, daß auch dieser nach einem Gelübde zu St. Thomas wallfahrtet. Die Umwandlung des heidnischen Orakels in ein christliches durch

---

[1]) Genau genommen thun das ihre Schwestern, das ist aber mythologisch einerlei. Nach dem holsteinischen Märchen will aber auch die Braut den Helden erst, wenn er sich gewaschen hat.

Maria war natürlich und nothwendig. Auch Heinrich der Löwe träumt, er solle in das heilige Land fahren.

Daß die Ringscene in dem Mythus von Odhinn nicht wiederkehrt, darf nicht befremden, sie braucht in der deutschen Sage nicht gewesen zu sein und hat auch schwerlich eine Bedeutung. Befremden muß es dagegen, daß von dem, was der Held in dem Oriente thut, entweder in den deutschen Sagen nichts gesagt oder allerlei erzählt wird, was, wie Heinrichs Abenteuer mit den Greifen und anderes, mit dem deutschen Heidenthume in keinem Zusammenhange steht und nebst andern Wundern des Orients auf späterer Erfindung beruht oder aus der Fremde nach Deutschland kam. Nur das tritt mehrfach hervor, daß die Helden unfreiwillig in der Ferne weilen. Sie sind in dem Dienste von andern, oder in Gefangenschaft. Odhinn hat dagegen den bestimmten Zweck nach dem Willen des Geschicks um die Rinda zu werben.

Ich erkläre das so. Schon in den Traditionen, welche Saxo vorlagen, hatte sich der ursprüngliche Mythus von Odhins Entfernung in zwei Theile gespalten. Der eine hob die Untreue der Freyg hervor, sagte aber nicht, was Odhinn während seiner Entfernung that. Der andere läßt die Frigg aus dem Spiele und erzählt Odhinns Werbung um Rinda. Eine ähnliche Spaltung läßt sich darnach für die deutschen Sagen annehmen. Diejenigen, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben, enthalten vorzugsweise jenen ersten Theil, wo der Ehe mit einem Andern durch die Rückkehr des Helden ein Ziel gesetzt wird. Der zweite Theil müßte die Werbung um Rinda enthalten, und es handelt sich darum, ob wir diesen abgesonderten Theil entweder vollkommen übereinstimmend oder doch wenigstens in einzelnen Anklängen in deutschen Sagen wiederfinden können.

Hier treten uns nun viele in mittelhochdeutschen Gedichten und sonst erhaltene Sagen entgegen, in welchen eine gefährliche Werbung um eine Braut den Hauptinhalt ausmacht. Einige verlegen das Lokal der Handlung wieder in den Osten. Wir untersuchen hier nicht, ob der Schauplatz erst später, namentlich durch den Einfluß der Kreuzzüge, wie es wahrscheinlich und bei einzelnen bereits nachgewiesen ist, in fernere Gegenden versetzt wurde; eben so wenig können wir auf die geschichtlichen Anknüpfungen der Sagen eingehn: wir wollen nur diese Erzählungen, so weit sie mit dem dänischen Mythus von Odhinn stimmen, zur Vergleichung ziehen, indem wir vieles, was vielleicht aus fremden Sagen eingedrungen oder durch freie Erfindung hinzugekommen sein mag, dabei außer Acht lassen. Sollte hier die Vergleichung auch

nur in einzelnen Theilen zutreffen und dadurch die Vermutung eines Zusammenhanges mit dem Mythus unsicherer werden, so wird es doch schon ersprießlich sein, auf diese Uebereinstimmung aufmerksam gemacht zu haben, auch wenn nur das dadurch gezeigt würde, daß sagenhafte Züge, die Laien vielleicht für historisch halten, sich bereits analog in alten Göttermythen finden.

Mit diesem Vorbehalte wenden wir uns nun zu den einzelnen Erzählungen, zunächst zu dem Gedichte Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg, von welchem Zacher in H. Zeitschr. (1, 214 fg.) einen Auszug gegeben hat. Für uns kommt Folgendes daraus in Betracht. Herzog Leopold von Oesterreich wallfahrtet nach Ephesus zu dem Heiligthume des Johannes, um Gott zu bitten, daß er ihm durch diesen einen Erben gebe. Auf der Reise trifft er einen heidnischen Fürsten Agrant, der sich ihm, weil er auch kinderlos ist, als Begleiter anschließt. Die Gebete beider Fürsten werden erhört; Leopold bekommt einen Sohn, den er Wilhelm nennt, Agrant eine Tochter, die Aglie genannt wird. Als Wilhelm noch ein Knabe ist, erscheint ihm das Bild der schönen Aglie im Traume. Er macht sich heimlich auf, um die Unbekannte zu suchen, und wird an das Land des Agrant getrieben, der ihn als sein Kind annimmt und mit seiner Tochter, in der der Knabe sein Traumbild entdeckt, erziehen läßt. Wilhelm gibt sich den Namen Rial und erwirbt die Liebe der Aglie, wird aber durch einen Nebenbuhler, der ihn in seine Dienste nimmt, von ihr lange getrennt. Wir übergehen nun die vielen Abenteuer, die er während der Zeit erlebt, und bemerken nur, daß Wilhelm später um Aglie werben läßt, wobei aber ein Anderer als Bewerber genannt wird. In der unkenntlich machenden Tracht eines Sultans kommt er an, und es folgt nun eine lebendige Schilderung von dem Widerstreben der Jungfrau gegen den vermeintlichen Sultan, dann von ihrer Freude und Hingebung an den wieder erkannten Wilhelm. Später geht dieser wieder nach Oestreich, verspricht aber auf den ersten Ruf seiner Gattin zurückzukommen. Er erfüllt seine Zusage, als sie ihm die Geburt eines Sohnes meldet. — Wir erkennen hier zunächst wieder den mythischen Zug, daß ein Held in den Osten fährt, um einen Erben zu erlangen, der auch in dem Gedichte von Reinfried vorkommt und den wir schon mit dem Mythus von Odhinn zusammergestellt haben. Ist nun die Annahme erlaubt, daß die Sage, wie sie auch sonst pflegt, das, was von einem gilt, auf Vater und Sohn übertragen habe, so wird der gewünschte Sohn von einer heidnischen Gattin geboren, die im Oriente

wohnt, um die sich der Held unter fremdem Namen und in einer Gestalt bewirbt, in der er nicht erkannt und verschmäht wird, und damit wird die Uebereinstimmung der Sage mit dem Mythus in den Hauptpunkten einleuchtend.

Indem wir zwei gleichfalls eine Brautwerbung im Osten enthaltende, ziemlich übereinstimmende Gedichte, „Wittig vom Jordan und die Heidin [1]“, übergehn, weil die symbolischen Züge darin fehlen oder doch sehr verwischt sind, wenden wir uns zu mehreren ähnlichen Sagen, die zur deutschen Heldensage gehören oder doch dazu gerechnet sind. Die Viltinasaga (C. 73 fg.) berichtet, wie Rüdiger von Bechelaren für seinen Herrn, Etzel von Heunenland, die Herke oder Helke auf listige Art erwirbt. Um sein Vorhaben auszuführen, geht er unter fremdem Namen zu ihrem Vater und gibt vor, er sei vor Etzel entflohen. Um seine Gestalt unkenntlich zu machen, trägt er einen tief ins Gesicht gehenden Hut und gibt sich das Ansehen eines alten kurzsichtigen Mannes. Er tritt in den Dienst des Königs, erwirbt allmählich sein Vertrauen und entführt später in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der sich Hadubrand nennen muß, die Jungfrau. Das stimmt ganz zu Saxo's Erzählung, wo Odhinn, als er sich in den Dienst des Königs begibt, dessen Gunst er allmählich gewinnt, sein Gesicht durch seinen Hut verhüllt und später auch als Greis erscheint [2]. Auf das Vorgeben Rüdigers, er sei vertrieben, ist gleichfalls Gewicht zu legen, da Odhinn wirklich während der Zeit seiner Werbung aus dem Göttersitze weichen muß.

Darnach kommt das deutsche Gedicht von dem Könige Ruother in Betracht, das fast dieselben Vergleichungspunkte bietet. Der Held geht, um die ihm früher verweigerte Tochter des Königs Constantin zu gewinnen, unerkannt nach Constantinopel, nennt sich Dietrich und gibt vor von Ruother vertrieben zu sein. Im Dienste des Königs besiegt er auch dessen Feinde, wie Odhinn als magister militum die Feinde des Vaters der Rinda in die Flucht schlägt. Als ihm der Schwiegervater seine Gattin wieder durch einen Spielmann rauben läßt, gewinnt er

---

[1]) In Beziehung auf die Literatur dieser und anderer Gedichte, die unten erwähnt werden, verweise ich ein für alle Male auf Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur.

[2]) Othinus os pileo, ne cultu proderetur, obnubens regem stipendia meriturus adiit. Auch sonst erscheint Odhinn in den Sagen mehrfach mit seinem Hute und als einäugiger Greis. altd. Rel. 183. 184.

sie abermals durch List und Gewalt, indem er sich als Pilger verkleidet [1]).

In der Gudrun geben die Helden, welche von dem Könige Hetel beauftragt sind, die Hilde zu entführen, gleichfalls vor, daß sie von diesem vertrieben wären, damit sie um so sicherer die Tochter des Hagen, die dieser jedem Freier vorenthält, in ihre Gewalt bekommen. Die nordische Sage von Hedhinn und Hilde [2]) weiß freilich nichts davon, und die eigenthümlichen Züge, die dort damit verknüpft sind, weisen eher auf einen Mythus von der Freyja (altd. Rel. 287). Die besondere Art der Entführung nach der deutschen Sage bieten jedoch noch andere Anknüpfungen an unsern Mythus. Die verschiedenen Rollen, welche Odhinn spielt, scheinen hier auf verschiedene Helden vertheilt zu sein. Odhinn, als Schmied verkleidet, sucht durch allerlei kostbare Arbeiten, namentlich Ringe und andere weibliche Putzsachen, die Gunst der Rinda zu gewinnen, wie Fruote als Kaufmann durch seine kostbaren Waaren die Hilde verlockt. Odhinn erscheint bei dem Vater der Rinda als ein ausgezeichneter alter Fechter [3]), als Heerführer und als Arzt, wie der alte bärtige Wate Fechter, Heerführer und Arzt ist [4]).

---

[1]) Von der zweiten Fahrt weiß die unter andern Namen entsprechende Erzählung in der Viltinasaga C. 56 fg. freilich nichts. — Das Gedicht von Salomon und Morolt enthält auch mehrere bemerkenswerthe, im Ruother ähnlich wiederkehrende Züge; doch übergehen wir es hier, weil die Sage zu sehr mit fremden Namen und Bestandtheilen versetzt und überhaupt zu verwildert ist

[2]) S. Deutsche Heldensage von Grimm S. 327.

[3]) perfectissimam artis militaris industriam professus. Wegen dieser scenicae artes wurde Odhinn nach Saxo von den Göttern verbannt.

[4]) Fruote bleibt dabei doch ein Freisheros. S. altd. Rel. S. 271. Wate dagegen, den Müllenhoff in H. Zeitschr. 6, 62 fg. zu einseitig physisch erklärt hat, ist entschieden ein Wuotansheros. Ueber seine Fechtkunst, durch die er sich bei Hagen beliebt macht, s. Gudr. 354 fg., über seine Heilkunde, die er angeblich von einem wilden Weibe gelernt hat, das. 359. Wuotan ist auch Gott der Heilkunde; altd. Rel. 191. Ferner kommt das laut schallende Horn, womit Wate das Zeichen zum Kampfe gibt, in Betracht. Das gellende Horn, worauf der Gott Heimdhallr bei dem nahenden Weltuntergange bläst, gehört dem Odhinn; Säm. 90^{b}. Müllenhoff a. a. O. hat es schon richtig hervorgehoben und mit dem schallenden Horn des wilden Jägerr verglichen, worüber Wolf Beiträge zur D. Mythol. 1, 15 einiges zusammenstellt. Ein Horn, durch dessen Ton ein großes Kriegsheer herbei gerufen wird, bläst auch Ruother; in ähnlicher Weise kommt es in dem Gedichte Salomon und Morolt, dann in der französischen Sage von Roland vor. Endlich bemerken wir noch, daß die Namen Wate und Wuotan zu demselben Stamme (watan vadere) gehören.

Der Sänger Horant, der durch seinen süßen Gesang die Hilde einnimmt, findet freilich bei Saxo keine Parallele; er möchte aber dem Spielmanne, der aus der Hölle kommt und durch sein Spiel (oben S. 400) die Königstochter gewinnt, zu vergleichen sein.

Noch mehr Anknüpfungen gewährt die Sage von Hugdietrich und seinem Sohne Wolfdietrich, die deshalb auch schon von Müllenhoff (H. Zeitschr. 6, 457) mit dem Mythus von Odhinn und Rinda verglichen ist. Hugdietrich wirbt um die Hildeburg, die Tochter des Königs Walgunt von Salnecke, die von ihrem Vater, um sie vor Freiern zu bewahren, in einen Thurm eingeschlossen ist. Er verkleidet sich, um zu seinem Zwecke zu gelangen, als Frau, gibt vor, daß er von Hugdietrich vertrieben sei, gewinnt in dieser Kleidung Zutritt bei der Jungfrau (wie Odhinn in Gestalt eines alten Weibes bei der Rinda) und zeugt mit ihr den Wolfdietrich. Dieser wird später von seinen Brüdern vertrieben, erschlägt darauf den Drachen, der Ortnit verschlungen hat und vermählt sich mit dessen Witwe. Hier ist die Uebereinstimmung der einzelnen Züge so groß, daß man Wolfdietrich mit Vali, dem Rächer des Gottes Balder, identificieren möchte. Doch enthält die Sage von Wolfdietrich noch anderes, was gleichfalls mythisch ist, aber, wie z. B. sein Drachenkampf, mit Wuotan und Balder in keinem erweislichen Zusammenhange steht. Wir heben daraus, ohne bestimmte Folgerungen daran zu knüpfen, noch den Zug hervor, daß die rauhe Else Wolfdietrich zum Gemahl begehrt und daß diese ihn, als er sie verschmäht, wahnsinnig macht. Umgekehrt bewirkt Odhinn, daß Rinda, als er von ihr verschmäht wird, wahnsinnig wird [1]). Auch das ist wenigstens mythisch von Bedeutung, daß die Gattin Wolfdietrichs von einem Andern geraubt und von ihm wieder zurückgeholt wird, was wieder zu der Sage von Ruother stimmt.

Eine andere Bearbeitung der Sage von Wolfdietrich, das Gedicht Kaspars von der Rhön, das aber nur ein Auszug aus einem ältern ungedruckten ist, erwähnt die Verkleidung und Werbung Hugdietrichs gar nicht, enthält aber den bemerkenswerthen Zug, daß der Vater

---

[1]) Quam (Othinus) protinus cortice carminibus adnotato contingens, lymphanti similem reddidit. Auch Iwein wird, als ihn seine Gattin verschmäht, wahnsinnig und entstellt. Die Entstellung kommt eben so bedeutungsvoll in dem altfranzösischen Gedichte von Partonopeus vor, der, als er seine Geliebte verloren hat, sein Haupt nicht wäscht und seine Nägel nicht schneidet, und zuletzt so mager und misgestaltet wird, daß ihn Niemand kennt. Partonopeus von Maßmann S. 167.

durch einen ungetreuen Rath Sabene verleitet, den Sohn tödten lassen will. Derselbe Sabene hat sich auch vergebens während der Abwesenheit Hugdietrichs um die Gunst seiner Gattin beworben. Dann kehrt hier auch die öfter hervorgehobene Begebenheit wieder, daß der zurückkehrende Gemahl sich durch einen Ring zu erkennen gibt, aber in eigenthümlicher Form. Wolfdietrich hat den Drachen getödtet, der Otnit verschlungen hat und dessen Zunge zu sich genommen. Er kommt zu Liebgart, der Witwe Ortnits, als diese eben mit einem Andern Hochzeit halten will, der vorgibt den Drachen besiegt zu haben. Wolfdietrich kommt als armer Pilger verkleidet, läßt in den Becher, den man ihm geboten hat, Ortnits Ring fallen, den die Königin erkennt, und rechtfertigt sich durch die Zungen als Erleger des Drachen. Hier ist eine Vermengung mit dem Mythus von dem Drachentödter eingetreten. Dieser rechtfertigt sich durch die ausgeschnittenen Zungen [1]), der zurückkehrende Gemahl durch den Ring. Wir dürfen daraus schließen, daß die Erlegung des Drachen, wenn die Ringscene an ihrer Stelle ist, ursprünglich nicht zu der Sage von Wolfdietrich gehörte [2]).

Die Sage von Ortnit enthält freilich auch eine Brautfahrt in den Osten und die Jungfrau ist auch hier in einen Thurm eingeschlossen, doch fehlt es sonst an Zügen, die eine deutliche Beziehung auf Wuotan zulassen. Dagegen enthält die diesem Gedichte in dem Hauptgange der Begebenheiten gleichkommende Legende von Oswald den bemerkenswerthen Zug, daß ein sprechender Rabe dem Helden bei der Werbung der Braut bedeutende Hülfe leistet. Der Rabe ist aber der heilige Vogel Wuotans.

Wir schließen diese Uebersicht über die Sagen von gefährlichen Werbungen mit dem Bemerken, daß auch die französische Sage einen Nachklang davon aufzuweisen hat, indem Karl der Große, dessen Ahnherr Ruother nach der Sage ist, an den sich, wie oben gezeigt ist, auch der erste Theil des Mythus geheftet hat, von seinen Halbbrüdern, den Söhnen der falschen Berta, vertrieben wird, zu den Heiden nach Spanien geht und dort eine Braut erkämpft.

Die Vergleichung der übereinstimmenden Züge in den zusammengestellten Sagen berechtigt uns gleichwohl noch nicht, alle Helden dieser Erzählungen sicher für Wuotansheroen zu erklären. Zwar stimmt die Sage von Wilhelm von Oesterreich, obgleich ihre überlieferte Ge-

---

1) S. Nibelungensage 55.

2) Auch Heinrich der Löwe erschlägt einen Lindwurm.

stalt nicht in sehr frühe Zeiten hinaufreicht, mit unserm Mythus auffallend genug, bei den übrigen treten aber immer verschiedene individuelle Züge hinzu, die ihnen den Schein von selbständigen Sagen geben, die aber doch (das haben wir sicher gewonnen) Mythisches und zwar auf Wuotan Bezügliches enthalten. Eine Abweichung von dem dänischen Mythus macht sich bald fühlbar. In den deutschen Sagen gewinnt die Jungfrau, als sie hört, wer der Unbekannte ist, den Bewerber lieb und läßt sich gegen den Willen ihres Vaters entführen, wogegen Odhinn von der Rinda verschmäht wird, sie endlich mit Gewalt zu seinem Willen zwingt und sie darauf verläßt. Wir können bei der Mangelhaftigkeit unserer Quellen nicht entscheiden, ob der deutsche Mythus von Wuotan schon eben so von dem dänischen abwich, was kaum wahrscheinlich ist, oder ob ein Mythus von einem andern Gotte auf diese Umgestaltung einwirkte; dagegen läßt sich zeigen, daß auch die Abneigung der Frau und ihre gewaltsame Bezwingung in andern deutschen Heldensagen hervortritt.

Hier kommt besonders die alte Sage von dem Schmiede Wieland in Betracht,* aus der wir folgende Züge nach der Viltinasaga hervorheben. Wieland, der Sohn des Riesen Wate, dient bei dem Könige Nidung. Er verhilft ihm bei einer Schlacht dadurch zum Siege, daß er auf einem schnellen Rosse dessen Siegstein (D. Mythol. 1170) herbei holt. Dieser hatte ihm für seinen großen Dienst seine Tochter versprochen, hält aber nachher sein Wort nicht. Auch die Jungfrau ist dem Schmiede abhold. Vergebens sucht dieser durch ein Zaubermittel ihre Neigung zu erwecken; sein Vorhaben wird entdeckt, worauf der König ihm die Füße lähmen läßt. Er muß nun auf Geheiß desselben allerlei künstliche Arbeiten verfertigen. Später bezwingt Wieland gewaltsam die Tochter des Königs, die ihm Wittig gebiert; auch tödtet er die beiden Söhne desselben und verfertigt aus ihren Hirnschädeln Trinkgefäße. Dann macht er sich aus allerlei Federn ein Federhemde und fliegt in seine Heimat.

Auch hier passen mehrere bedeutende Züge zu Saxo's Erzählung von Odhinn. Dieser verhilft dem Vater der Rinda zum Siege, indem er allein die Feinde in die Flucht schlägt; er bewirbt sich um die Jungfrau in der Gestalt eines Schmiedes, wird aber von ihr verschmäht und entehrt sie mit Gewalt. Selbst die schnelle Heimfahrt durch die Luft, nachdem der Sohn erzeugt ist, die wir in der Sage von Heinrich dem Löwen und den verwandten Erzählungen wahrnehmen, kehrt hier wieder. Der Teufel oder Engel, welcher den Helden aus

dem Oriente schnell zurückführt, gehört also der ursprünglichen Sage nicht an. Diese, so lange sie noch Göttersage war, mochte erzählen, wie Wuotan in dem Falkengewande der Frigg oder Freyja, oder wie aus der Höhle der Gunnlödh [1]) als Adler entflog, oder auf seinem schnellen Rosse Sleipnir zurückkehrte.

Aber die Vergleichung trifft auch hier nicht in allen bedeutenden Punkten zu. Daß Wieland zwei unschuldige Knaben, die die Söhne seines Feindes, aber die Brüder seiner Gattin sind, erschlägt, hängt mit dem Ganzen so zusammen, daß wir diesen Zug nicht als einen fremdartigen oder als eine Entstellung ausscheiden können. Man könnte nun auch wohl bei dem unbezweifelten Alter der Wielandssage annehmen, daß die dänische Quelle diesen Zug verloren habe, man könnte selbst die Ansicht begründen, daß die Motivierung von Odhins Fahrt, wornach er in die Unterwelt geht, um den Rächer des Balder zu erzeugen, ursprünglich nicht dahin gehört; doch halten wir lieber die Sage von Wieland, der durch den Namen seines Vaters Wate und manche Einzelzüge auf Wuotan weist [2]), für einen zwar in seiner

[1]) Vgl. Nibelungensage 112. altd. Rel. 191. Das Federhemde Wielands sah dem abgestreiften Balge eines Greifs oder Geiers ähnlich. Viltinasaga C. 30.

[2]) Wieland werden in der älteren Edda drei Brüder zugegeben, von denen aber die Viltinasaga nur Eigil nennt. Dieser ist ein ausgezeichneter Bogenschütze, an den sich dieselbe Sage heftet, die von Tell erzählt wird. Wie Eigil ist auch der Gott Ullr, als Ollerus Nebenbuhler Odhins, ein trefflicher Bogenschütze (oben S. 407), dann der räthselhafte Gott Hoenir, wie wir aus seinem Beinamen (der schießende Gott, der Pfeilkönig, Sn. 106) schließen. Dieser steht mit Odhinn (als sein Bruder) in einem näheren Zusammenhange und wird von Weinhold (H. Zeitschr. 7, 26) wieder mit Ullr zusammengestellt. Das sind dunkele Partieen der nordischen Mythologie, wie auch die Sage von von den drei Valkyrien, mit denen nach der Edda Wieland und seine Brüder sieben Winter vermählt waren. Wieland war also schon vermählt, ehe er zu Nidung kam, doch ist die Beziehung seiner ersten Gattin auf Frigg zu gewagt. Die Sage, daß Wieland in einem ausgehöhlten Stamme auf dem Wasser trieb (Viltinas. C. 20), die mit den freilich verklungenen Sagen von dem Boote des Wate verglichen sind (D. Mythol. 350. Müllenhoff in H. Zeitschr. 6, 67), weisen wieder auf Wuotan, der auch Wellen und Wind beherscht (alt. Rel. 185). Hier klingt auch die Sage von Sceaf an, der in einem Kahne ohne Ruder auf einer Garbe schlafend an das Land getrieben wurde. Vgl. altd. Rel. 300. 301, wo in der Sage bereits ein Mythus von der Geburt eines agrarischen Gottes vermutet ist. Wuotan ist auch Gott der Erndte und des Ackerbaues. Die Anknüpfungen Sceafs an den Gott Freyr, die Müllenhoff (H. Zeitschr. 7, 418) versucht, sind nicht ausreichend.

Bedeutung dem dänischen verwandter, aber doch in individuellen Formen ausgeprägten Wuotansmythus. Es muß nemlich, wie die folgende Abhandlung ausführt, einen deutschen Mythus von Wuotan gegeben haben, wornach er seine eigenen Söhne erschlägt. Dieser Mythus, von welchem wir bereits eine Spur in dem Gedichte von Wolfdietrich (oben S. 444.) gefunden haben, zeigt sich in einer besondern gemilderten Form noch in der Sage von Wieland, die den Helden statt der eigenen Kinder die Brüder der Gattin erschlagen läßt.

Unsere Annahme wird dadurch weiter begründet, daß die Sage von der Tödtung junger Knaben bei Wittig, Wielands Sohne, zweimal wiederkehrt. Einmal erschlägt er die jungen Söhne Etzels und der Herke (derselben Herke, um welche der verkleidete Rüdiger geworben hat), als sie unter dem Geleite von Dietrich von Bern nach Italien ziehen, wie diese Begebenheit in dem Gedichte von der Schlacht bei Ravenna ausführlich erzählt wird; nach einer andern Sage (Viltinas. C. 255.) steht er als Stiefvater der Harlunge da, welchen Ermenrich tödten läßt.

Damit werden wir denn auf die Sage von Dietrich von Bern geführt, die dadurch für uns eine besondere Wichtigkeit bekommt, daß sie die bisher für sich verfolgten Elemente unsers Mythus fast alle enthält, obgleich diese durch die historische Anlehnung an die Eroberung Italiens an die Ostgothen [1]) und durch die Einmischung anderer Sagen und Helden sehr versprengt sind. Wir müssen uns hier vorläufig damit begnügen, diese Züge in ihrer Vereinzelung nachzuweisen, wobei wir uns durch die Verschiedenheit der Personen, von denen sie erzählt werden, nicht beirren lassen.

Wir finden zunächst die Vertreibung des Helden und die Fahrt in den Osten (zu Etzel) an die Person des Dietrich geknüpft, während das Verlassen der Gattin nur bei seinem Begleiter und Waffenmeister, den alten Hildebrand, hervorgehoben wird [2]). Die Werbung um die zweite Gattin knüpft sich an Herke, die Rüdiger in verkappter Gestalt

[1]) Ueber die historischen Beziehungen in der Sage von Dietrich von Bern s. M. Rieger in W. Zeitschr. I, 229. Wir lassen auch hier der Geschichte ihr Recht, glauben aber in dem Folgenden gerade die Züge als mythisch hingestellt zu haben, die Niemand aus der Geschichte erklären kann.

[2]) In dem alten Liede von Hildebrand heißt es: „her furlaet in lante luttila sitten prût in bûre." Während seiner Abwesenheit wird er für todt gehalten.

(oben S. 411), freilich nach der Viltinasaga für Etzel, gewinnt [1]). Doch kommt auch (Viltinas. C. 215.) eine Werbung um eine andere Jungfrau für Dietrich vor, wobei dieser von dem Werber häßlich geschildert und deshalb verschmäht wird. Die gewaltsame Bezwingung der Frau wird von Ermenrich, Dietrichs Feinde, erzählt, der die Gattin seines Rathes Sibiche entehrt und seine eigenen Kinder tödtet [2]). Als der leidende Theil erscheint dagegen wieder Dietrich in der Sage von den Söhnen der Herke, die Wittig, sein ehemaliger Freund, mordet. Die Rückkehr aus dem Osten zu der verlassenen Frau, die den Gatten nicht kennt (wie in der Sage von Heinrich dem Löwen) heftet sich an Hildebrand und seine Gemahlin Uote; die Vertreibung und Tödtung des Nebenbuhlers und Feindes (Ermenrich oder Sibiche) an Hadubrand, Hildebrands Sohn, oder nach andern Sagen an Dietrich.

Diese Zusammenstellung begründet die Annahme, daß auch in der Sage von Dietrich von Bern jener bedeutende Mythus von Wuotan und seiner Entfernung von den Göttern mit neuen individuellen Zügen vermehrt die mythischen Bestandtheile bildete, die sich wieder mit geschichtlichen Erinnerungen verschmolzen. Wie der Mythus von Wuotan in der Heldensage von Dietrich mit der Erzählung, welche Saxo gibt, übereinstimmte oder davon abwich, könnte nur durch eine Zurückführung der bezüglichen mythischen Elemente auf ihren ursprünglichen Zusammenhang gezeigt werden, die uns zu weit führen würde. Bei einem solchen Versuche müste man darauf ausgehen, die Träger des Mythus bis zu jenen vier mythischen Formen zu vereinfachen, welche wir mit den dänischen Namen Frigg und Ollerus, Odhinn und Rinda bezeichnen können. Dadurch würden freilich mehrere Personen als zum Mythus ursprünglich nicht gehörige, wie Dietrich neben Hildebrand, Ermenrich neben Sibiche verschwinden [3]). Auch müsten die historischen

---

[1]) Etzel, der als König der Hunnen durch die Geschichte in die Sage gekommen ist, hat in dem Mythus als Gemahl der Herke keine Stelle. Diese, deren Verzeihung nach dem Tode ihrer Kinder Dietrich durch Rüdiger erwirbt, steht dagegen mit dem gothischen Helden in einem nähern Verhältnisse. Seine Gattin Herrat, die ihm die Sage gibt, hat wieder keinen Mythus.

[2]) Auch in einer andern Sage erscheint Ermenrich als derjenige, der seinen eigenen Sohn tödtet. S. D. Heldensage S. 2. 45. J. Grimm in H. Zeitschr. 3, 151.

[3]) Wir entfernen hier vorläufig die geschichtlichen Namen, so daß also Herke der Rinda, Sibiche dem Ollerus, Odhinn dem Hildebrand, Uote der Frigg entsprechen würde. Doch ergibt sich schon aus dem Vorigen, daß sich auch an

Anknüpfungen, welche der Mythus gefunden hat, die Züge aus andern Göttersagen, die an Dietrich geheftet sind (wie z. B. sein Feuerathem, der auf Thorr weist) und die Einmischungen fremder Heldensagen vorher genau untersucht und ausgeschieden werden. Wir werden es gern sehen, wenn ein Anderer diesen Versuch ausführt.

Am Schlusse unserer Abhandlung wird ein kurzer Rückblick dem Leser nicht unangenehm sein. Ein Mythus von Wuotan, wornach dieser Gott in die Unterwelt geht und dort mit einer andern ihm abholden Gattin lebt, während seine Gemahlin Frigg unterdes mit einem Andern buhlt, hatte sich schon früh, wie wir aus Saxo lernen, in zwei Theile gesondert. Der eine hob nur die Entfernung Wuotans und die Untreue der Frigg hervor, der zweite stellte dar, wie der Gott durch List und Gewalt in Besitz des unterweltlichen Wesens gelangt. Der erste Theil fand sich in vielen deutschen Erzählungen von zum Theil historisch bekannten Fürsten wieder, welche lange von der Heimat fern im Osten weilen, darnach aber schnell zurückkehren und ihre Nebenbuhler entfernen. Die Symbolik der deutschen Volkssage ließ noch die Reise in den Osten als eine Fahrt in die Unterwelt in einzelnen Zügen erkennen. Der zweite Theil zeigte sich, obgleich minder sicher und in etwas abweichenden Formen, in einer Reihe von mittelalterlichen Sagen, deren Hauptinhalt eine gefährliche Brautwerbung, gewöhnlich im Osten, ist. In der Sage von Dietrich von Bern haben wir dagegen die bedeutendsten Züge aus beiden Mythentheilen, und zwar mit einem andern, der auch auf Wuotan weist, bereichert, wenn auch nicht mehr in dem ursprünglichen Zusammenhange, wiedergefunden.

Die ganze Untersuchung zeigt, wie noch in christlicher Zeit ein Mythus von dem höchsten heidnischen Gotte sich dadurch erhielt, daß das deutsche Volk ihn in verschiedenen individuellen Formen an historische Begebenheiten und an bedeutende Fürsten anknüpfte; zugleich läßt sie erkennen, wie ein Volk seine Geschichte durch Verbindung mit alten religiösen Ideen seinem Bewußtsein näher rückt und eben dadurch behält.

---

die geschichtlichen Personen (Dietrich und Ermenrich) ein Theil des Mythus geheftet hat. — Hildebrand der Alte, der ausgezeichnete Waffenmeister und Heerführer, ist ein eben so entschiedener Wuotansheros, wie der alte Wate. Auch der Name Uote (Ahnmutter) der seiner Gattin beigelegt wird, ist symbolisch und wohl nicht ohne Beziehung auf die Göttermutter Frigg.

III.

Zur Sage von dem wilden Jäger.

Die Sagen, welche wir von dem wilden Jäger oder Hackelberg mitgetheilt haben, enthalten zwar manches, das aus andern Quellen schon bekannt ist, bieten aber mehrere bemerkenswerthe neue Züge dar, so daß ein kurzer erläuternder Ueberblick über denselben hier an seiner Stelle ist.

Fragen wir zunächst nach dem physischen Ursprunge der ganzen Sage, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß, wie schon altd. Rel. 319 ausgeführt ist, der tosende Sturmwind eine Veranlassung dazu gegeben hat. Das ergibt sich auch deutlich aus N. 99, 2, wo es heißt, Hackelberg lasse sich hören, wenn der Nordwestwind scharf durch die Bäume weht; ferner aus 99, 14, wo es ausgesprochen wird, daß Hackelberg Menschen durch die Luft führen könne; dann durch mehrere sonst vorkommende Sagen, daß der wilde Jäger oder das wilde Heer durch offen stehende Thüren fahre (vgl. z. B. D. Mythologie 886), indem diese Zugwind hervorbringen. Doch reicht diese Erklärung nicht aus. Die Erscheinung Hackelbergs ist auch mit Regen verbunden (N. 99, 12) und da er zugleich ein feuriges Aussehen hat (N. 99, 10; vgl. Ndd. S. 265, 6), so darf man dabei an feurige Lufterscheinungen, namentlich den Blitz denken, Damit stimmt, daß der wilde Jäger Ohrfeigen austheilt (N. 99, 15; vgl. Pröhle S. 125), oder einem Bauern die Mütze abschlägt (N. 99, 5), wovon sein Gesicht zu schwellen anfängt und er selbst am andern Tage stirbt. Der Bauer ist vom Blitze getroffen. Auch die sehr verbreitete Sage von der Pferdekeule, welche der wilde Jäger in das Feuer wirft und mit einem lauten Nachrufe begleitet, ist von Schwartz [1]) schon richtig auf den Blitz und den nachfolgenden lauten Donner bezogen. Auf dieselbe Erscheinung führt, daß Hackelberg einen Schäfer, der sich unter Hürden gelegt hat, zu erschlagen sucht (N. 99, 17; vgl. 96, 3) oder wirklich erschlägt, und die laut schallende Stimme des Nachtraben, der vor ihm her fliegt, darf man wieder auf den Donner beziehen. Daß aber die Macht

---

[1]) Der heutige Volksglaube S. 15.

des wilden Jägers noch ausgedehnter ist, daß er überhaupt als Herr der Wettererscheinungen aufgefaßt wird, geht aus N. 100 hervor, wornach er bewirkt, daß die Teiche im Einbecker Walde vertrocknen.

Mit dieser Anschauung hat sich eine zweite verknüpft. Das Gestirn, der große Bär oder der Himmelswagen, wird als der Wagen Hackelbergs gedacht, auf dem er fährt (N. 98, 2. vgl. 95). Darauf ist auch wohl die Sage zu beziehen, daß Hackelberg alle sieben Jahre herum kommt (N. 97, 3. 99, 3), wie der Nachtrabe oder Fuhrmann alle hundert Jahre.

Die Person des wilden Jägers ist schon richtig auf den Gott Wodan bezogen. Noch jetzt heißt er in norddeutschen Gegenden Wode, Woenjäger u. s. w. und der Name Hackelberg, richtiger Hackelbernd ist von J. Grimm (D. Mythol. 873) durch Mantelträger erklärt. Nach der nordischen Mythologie hat Odhinn einen Mantel (altd. Rel. 184) der früher auch wohl in deutschen Sagen hervortrat. Auch der Nachtrabe, der den wilden Jäger begleitet, läßt eine Beziehung auf Wuotan zu. Dem nordischen Odhinn gibt der Mythus zwei Raben, die auf seinen Schultern sitzen und ihm alles ins Ohr sagen, was sie auf ihrem Fluge um die Welt erfahren (altd. Rel. 190). Wenn die deutsche Sage nur einen Raben erwähnt, so wird das keine Entstellung, sondern nur eine inviduelle Abweichung sein, die vielleicht ursprünglicher ist, als der Mythus der Edden. Man kann den Raben, der den im Gewitter waltenden Gott begleitet, für die dunkele Wetterwolke halten, aus der der laute Donner erschallt. In allen diesen Sagen erscheint der deutsche Wuotan, besonders der sächsische Wodan, eben so als ein die Wettererscheinungen lenkender Gott, wie ich das schon früher von dem nordischen Odhinn nachgewiesen habe.

In der niedersächsischen Volkssage von dem wilden Jäger haben sich zwei uralte Mythen von Wuotan erhalten, von denen die Edden nichts wissen, die wir hier noch besonders hervorheben, weil sie auf das Wesen des Gottes ein eigenthümliches Licht werfen. Der eine ist die Erzählung von Hackelberg, der einen Eber erlegt (so lautet die ursprüngliche Sage), nachher aber von dem getödteten Thiere erschlagen wird (N. 97. 98). Der andere ist in der folgenden merkwürdigen Sage aus Lutterbeck enthalten, die so lautet.

„Hackeberg (Hackebarg), der jetzt noch durch die Luft zieht, war zu der Zeit, wo er auf Erden lebte, ein armer und dabei bitterböser Mann. Er war verheirathet, und seine Frau gebar ihm nach und nach sieben Kinder, welche aber der böse Vater jedes Mal nach

der Geburt tödtete. Einst hatte er Leute durch eine falsche Quittung betrogen und sich dadurch der Bezahlung entzogen. Da starb die Frau. Als sie nun begraben und zu ihrem neuen Aufenthaltsorte — ich weiß nicht, ob es der Himmel, oder die Hölle oder ein anderer Ort war — gekommen war, da waren die sieben Kinder, welche sie gehabt hatte, keine Kinder, sondern sieben lebendige kleine Hunde, welche an ihr herumhingen, als wenn sie an ihr sögen. Endlich starb auch Hackeberg, bald darauf auch sein Bruder, der eben so schlecht gewesen war, wie er selbst. Der Bruder kam nach seinem Tode nun auch nach demselben Orte, wohin Hackeberg schon vor ihm gekommen war. Da dieser selbst von dem Orte nicht weggehen konnte, aber meinte, daß sein Bruder sich noch einmal entfernen könnte, so bat er ihn, er möge doch auf die Erde zurückkehren und die Quittung „richtig machen," sie stecke hinter dem Spiegel in der Stube; würde die Sache nicht richtig gemacht, so könne er nicht selig werden. Damit man ihm glaube, möge er seinen Ring mitnehmen. Darauf warf er ihm seinen goldenen Ring in den Hut, der aber sogleich dadurch fiel, weil er ganz glühend war. Jener kehrte auch noch einmal auf die Erde zurück; als er aber zu den Leuten kam, welche sein Bruder betrogen hatte, da waren diese schon todt, und so ging er unverrichteter Sache wieder zurück. Als Hackeberg nun hörte, daß er nichts ausgerichtet habe, ward er über alle Maßen wütend. In seiner furchtbaren Wut „zerspaltete er sich selbst, indem er mit dem einen Beine wogegen trat und sich so zerriß." „Er konnte nun nicht zu Gnaden kommen und muß deshalb ewig durch die Welt ziehen und wallen." So fliegt er durch die Luft mit einem langen glühenden Schwanze, woran die sieben jungen Hunde hängen, welche gif gaf, gif gaf bellen, während er selbst tje hô, tje hô ruft. „Alle sieben Jahre kommt er durch;" wenn er durchzieht und ruft, dann ist Krieg. In Lutterbeck ist ein Mann, der muß jedes Mal, wenn Hackeberg durchzieht, aufstehn und ihn sehen."

Zieht man hier die Geschichte von der Quittung ab, die den Selbstmord Hackelbergs begründen soll, aber mythologisch von keinem Gewichte ist, so bleibt als Kern des Mythus zurück, daß Hackelberg seine Kinder, darauf sich selbst tödtet und in Begleitung seiner in Hunde verwandelten Söhne als Jäger erscheint. Eine Andeutung an diesen Mythus findet sich bereits in andern Sagen (oben S. 347), welche berichten, daß Hackelbergs Hunde seine Söhne sind.

Aus beiden Sagen ergibt sich das wichtige Resultat, daß Wuotan

zu gewissen Zeiten todt geglaubt und während desselben als der jagende d. h. der unterweltliche Gott gedacht wurde [1]). Daß diese Zeit der Winter ist, dürfen wir aus der Analogie anderer Mythen, griechischer [2]) wie nordischer schließen, und wir werden hier um so weniger irren, da der in der vorigen Abhandlung erläuterte Mythus von Odhins Verbannung in seiner Bedeutung verwandt ist. Warum der Eber als chthonisches Symbol erscheint, ist aus dem Wenigen, was wir über deutsche und nordische Mythologie wissen, nicht klar.

Die Sagen von Hackelbergs Grabe, das an verschiedenen Orten gezeigt wird (Nr. 97. 98 und Anm.), erhalten nun mehr Bedeutung. Verschiedene Plätze werden in heidnischen Zeiten für Grabstäten des Gottes gegolten haben, wie ein Grab des Zeus in Creta gezeigt wurde, und wie nordische Sagen (altd. Rel. 202) auch von einem Grabe Odhins wissen.

In der Lutterbecker Sage erscheint der Gott zugleich als ein grollender, der im Zorne seine eigenen Kinder erschlägt und, wie wir nun nach andern Erzählungen hinzusetzen dürfen, verzehrt. Auch das ist als ein alter roher symbolischer Zug aufzufassen, der bei Unterweltsgottheiten wieder kehrt. So verschlingt der Unterweltsgott Kronos seine eigenen Kinder [3]), so schlachtet Lykaon seinen Sohn, und setzt ihn dem Zeus als Speise vor, d. h. Zeus Lykaios schlachtet und verzehrt seinen Sohn [4]).

Dieser Mythus von Wuotan oder Hackelberg muß früher in verschiedenen individuellen Formen verbreitet gewesen sein, weil wir davon noch vielfache Spuren in der deutschen Volkssage, der Heldensage und dem Märchen finden. Aus der deutschen Volkssage ziehe ich die besonders Norddeutschland eigenthümlichen Sagen von in Höhlen wohnenden (auch sonst durch einzelne Züge auf Wuotan deutenden) Räubern hierher (N. 67—69 und Anm.), die Mädchen entführen, sie gewaltsam zu ihrem Willen zwingen, die Kinder, die sie gebären, (auch wohl die Mutter) tödten und, wie Papendöneken, verzehren. Aus der Heldensage gehören die in der vorigen Abhandlung besprochenen, vielfach ver-

---

[1]) Vgl. das jagende wütende Heer, das aus Geistern besteht. S. auch H. D. Müller über den Zeus Lykaios, Göttingen 1851. S. 29.

[2]) Der griechische Mythus von Adonis, der auch durch einen Eber getödtet wird, ist schon altd. Rel. 257 verglichen. Doch ist dort der Mythus von Hackelbergs Tode unrichtig auf Balder bezogen.

[3]) Müller Ares S. 123.

[4]) Müller über den Zeus Lykaios S. 22.

zweigten Erzählungen von der Tödtung junger Kinder hierher, die sich an den Schmied Wieland [3]), dann an Ermenrich und Dietrich heften, welcher letztere nun wieder, wenn das nicht zufällig ist, in einigen Sagen als wilder Jäger erscheint (D. Mythol. 888). Die nordische Sage (Säm. 260) erzählt auch von Gudrun, daß sie ihrem Gemahle Atli die eigenen Söhne zum Mahle vorsetzte. Dann berichten, was wir hier nur eben erwähnen, noch mehrere Märchen und Sagen von einer edeln Frau, welche verläumdet wird Hunde geboren zu haben, worauf ihr Gatte die Kinder zu tödten befiehlt.

Die hervorgehobenen Züge, die sich noch weiter verfolgen ließen, sind in der Sage von Hackelberg die bedeutendsten. Manches, worauf andere Gewicht gelegt haben, kommt unserer Ansicht nach kaum in Betracht. Es ist z. B. ganz gleichgültig, was Hackelberg jagt, worauf auch die niedersächsische Sage, welche wir als dir reinste ansehen müssen, kein Gewicht legt. Diese weiß auch von einem Heere, das den Jäger begleitet, ursprünglich nichts. Die Sagen von dem wütenden Heere, die in andern deutschen Gegenden vorkommen, weisen zwar in ihrem Namen auch auf Wuotan, es kommt aber doch in Frage, ob sie mit demselben in einem genauern Zusammenhange stehen. Sie deuten auf einen andern sehr verbreiteten alten Glauben, den wir bei einer andern Gelegenheit erläutern wollen.

---

[3]) Von den Räubern wird vielfach erzählt, daß sie um ihre Verfolger zu täuschen, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlagen ließen. Wieland beredete (Viltinasaga C. 29) die Söhne des Königs, die er tödten wollte, bei frisch gefallenem Schnee rückwärts zu seiner Schmiede zu kommen.

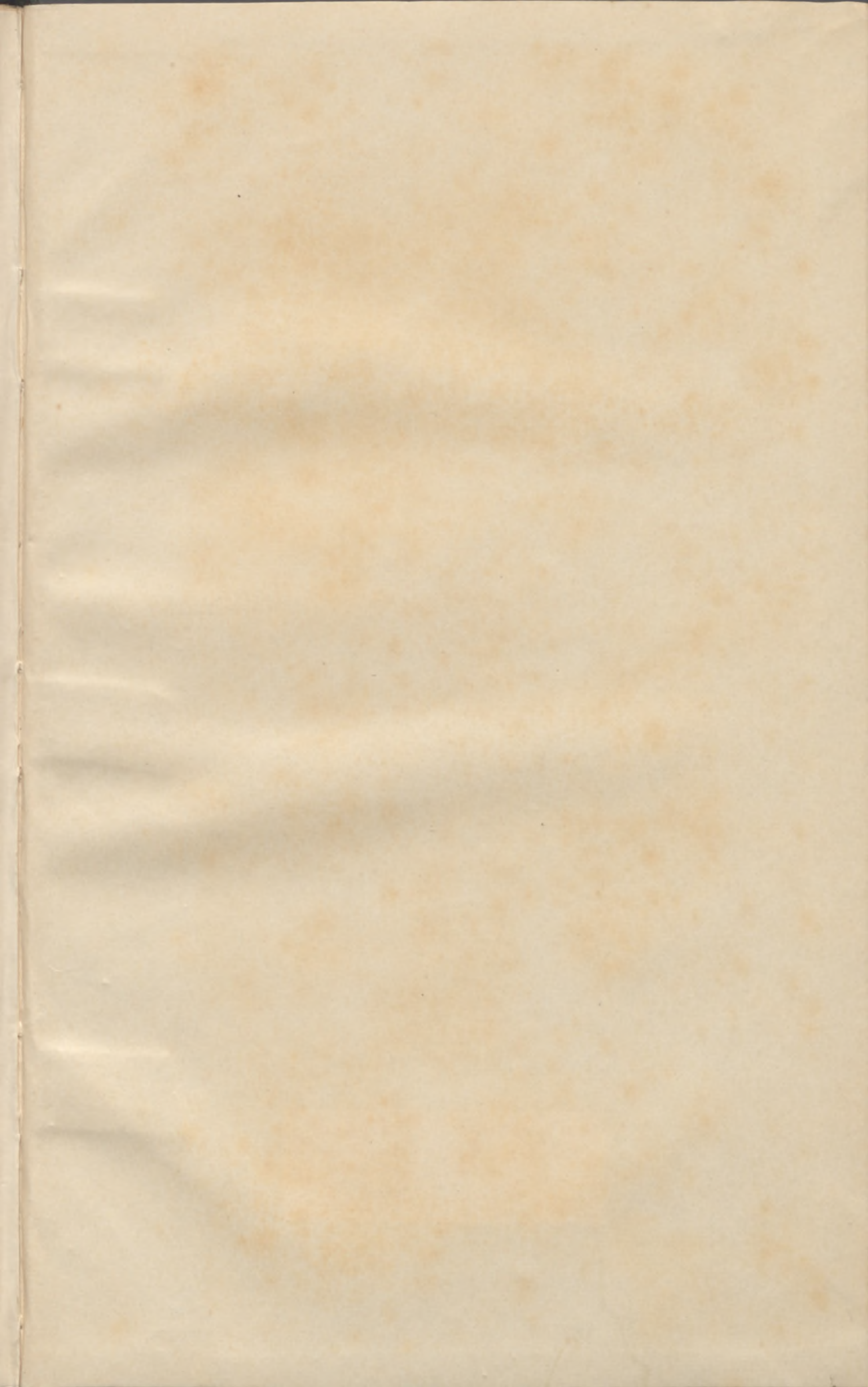
Abkürzungen.

Altd. Rel. = Geschichte und System der altdeutschen Religion, von W. Müller. Göttingen 1844. — Asbjörnsen = Norwegische Volksmärchen, gesammelt von P. Asbjörnsen und J. Moe, deutsch von Fr. Bresemann. Berlin 1847. — Baader = Volkssagen aus dem Lande Baaden, gesammelt von B. Baader. Karlsruhe 1851. — Bechstein Fr. S. = Der Sagenschatz des Frankenlandes, herausgegeben von L. Bechstein. Würzburg 1842. — Bechstein Thür. S. = Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, herausgegeben von L. Bechstein, T. 1—4. Hildburghausen 1835—38. — Börner = Volkssagen aus dem Orlagau, von W. Börner. Altenburg 1838. — Bosquet = La Normandie romanesque et merveilleuse, par A. Bosquet. Paris 1845. — Cavallius = Schwedische Volkssagen und Märchen, gesammelt von G. O. H. Cavallius und G. Stephens, deutsch von C. Oberleitner. Wien 1848. — Colshorn = Märchen und Sagen, v. C. u. Th. Colshorn. Hannover 1854. — DMS. = Deutsche Märchen und Sagen, herausgegeben von J. W. Wolf. Leipzig 1845. — D. Mythol. = Deutsche Mythologie, von J. Grimm. Göttingen 1844. — D. S. = Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816. 1818. — Deecke = Lübische Geschichten und Sagen, von Ernst Deecke. Lübeck 1852. — Erin = Erin. Auswahl vorzüglicher Irischer Erzählungen, von K. v. K. — Firmenich = Germaniens Völkerstimmen, herausgegeben von J. M. Firmenich. — H. S. = Hessische Sagen, herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen 1853. — H. Zeitschrift = Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgegeben von M. Haupt. — Harrys = Volksagen, Märchen und Legenden Niedersachsens, gesammelt von H. Harrys. Celle 1840. — Herrlein = Die Sagen des Spessarts, gesammelt von Adelb. von Herrlein. Aschaffenburg 1851. — KM. = Kinder und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. — M. S. = Märkische Sagen und Märchen, gesammelt von Adelb. Kuhn. Berlin 1843. — Meier = Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, gesammelt von E. Meier. Stuttgart 1852. — Meier M. = Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, gesammelt von E. Meier. Stuttgart 1852. — Müllenhoff = Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig,

Holstein und Lauenburg, herausgegeben von Karl Müllenhoff. Kiel 1845. — N. S. = Niederländische Sagen, gesammelt von J. W. Wolf. Leipzig 1843. — Ndd. S. = Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, gesammelt von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig 1848. — Panzer = Beitrag zur deutschen Mythologie, von Fr. Panzer. München 1848. — Pröhle = Harzsagen, gesammelt von H. Pröhle. Leipzig 1854. — Pröhle M. = Kinder- und Volksmärchen, gesammelt von H. Pröhle. Leipzig 1853. — Reusch = Sagen des Preußischen Samlandes, von R. Fr. Reusch. Königsberg 1838. — S. Ostpr. = Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens, gesammelt von Tettau und Temme. Berlin 1837. — Schöppner = Sagenbuch der Bayerischen Lande, herausgegeben von A. Schöppner, B. 1—3. München 1852—53. — Stöber = Die Sagen des Elsasses, gesammelt von A. Stöber. St. Gallen 1852. — Vonbun = Volkssagen aus Vorarlberg, gesammelt von J. F. Vonbun. Wien 1847. W. Zeitschr. = Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, herausgegeben von J. W. Wolf. — Woeste = Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark, von Woeste. Iserlohn 1848. — Wolf M. = Deutsche Hausmärchen, herausgegeben von J. W. Wolf. Göttingen 1851. — Zingerle = Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche, gesammelt durch Ign. und Joh. Zingerle. Erster Band. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck 1852.



Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. A. Huth in Göttingen.




H. Krug
Lange Str
72


Biblioteka Główna UMK
300047607253